

Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe

Von

Maria Rörig

Münster in Westfalen (1940)

Abschrift von Wolf-Dieter Grün, Gemeindearchiv Finnentrop, im April 2015,
ergänzt um den Zeitschriftenartikel aus
Sauerland – Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. 1982
„Bilddokumentation zu Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe“

Vorwort

Biographisches¹

(nach Dr. Hubert Schmidt, der die Autorin persönlich kannte und mit ihr viele Jahre in der Heimatforschung tätig war.)



Maria Rörig (08.01.1911 - 22.07.1999) etwa zur Zeit ihrer Dissertation

Am 8. Januar 1911 wurde die 1999 verstorbene Studiendirektorin a.D. als ältestes von neun Kindern in Endorf geboren. Nach dem Besuch der Volksschule (1917 bis 1925) nahm ihr Leben als „katholisches Mädchen vom Lande“ eine völlig untypische Entwicklung: Sie kam nach Soest zu ihrem Onkel Joseph Rörig, der Vikar in St. Patrokliis war.

¹ nach: In Endorf fest „verwurzelt“ <http://www.derwesten.de/staedte/sundern/in-endorf-fest-verwurzelt-id4139217.html#plx391699890> (aufgerufen am 04.05.2015)

Er erkannte ihre Begabung und gab ihr Privatunterricht. Nach dem Besuch der „höheren Mädchenschule“ in Soest folgte im März 1931 die Reifeprüfung am „Oberlyzeum Arme Schulschwester“ in Arnsberg. Anschließend studierte sie in Freiburg, Köln und Münster, wo sie 1938 mit der Arbeit „Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe“ promovierte.

Nach Tätigkeiten in den Landesmuseen Münster und Innsbruck absolvierte sie von 1940 bis 1942 eine schulische Referendarausbildung in Bielefeld und Hagen/Westfalen, übernahm als Studienassessorin bis 1945 Lehraufträge in Lehrerinnenseminaren in Düren und Elten und unterrichtete 1946/47 am Gymnasium in Monschau (Eifel). Nach weiteren Stationen kam sie 1950 an das städtische neusprachliche Mädchengymnasium Bottrop, wo sie bis 1964 als Studienrätin, anschließend bis 1970 als Oberstudienrätin und ab Juli 1970 bis zu ihrer Verabschiedung in den Ruhestand Ende Juli 1973 als Studiendirektorin unterrichtete.

Während ihrer Bottroper Zeit blieb sie der alten Heimat treu, pendelte ständig zwischen Ruhrgebiet und ihrem „Zweitwohnsitz“ bei ihrem Bruder Joseph in Endorf. Im Ruhestand, intensivierte sie ihre stets betriebenen, umfangreichen Forschungen zur Heimatgeschichte Sunderns. Zahlreiche ihrer Beiträge wurden veröffentlicht.

Herausragend ist ihr Buch über Endorf, „Geschichte einer Landgemeinde“, das 1981 als dritter Band der Beiträge zur Geschichte der Stadt Sundern erschienen ist.

Ihre Grabstelle in Endorf enthält eine Gedenktafel in Form eines Buches, auf dem folgender plattdeutscher Spruch an die Historikerin erinnert:

Goat Häär, am Hiemel löchtet owendräut
un eine Klocke lütt,
Meyn Weäg iss nitt mehr weyt un gräut,
Bitt Goeres Hand in lesster Naut
dern Himmel oapen schlütt

Im Heimatmuseum „Alte Schmitte“ haben die Endorfer eine Gedenkstube eingerichtet. Außerdem erinnert die „Dr. Maria-Rörig-Straße“ in Endorf an die Historikerin.

Veröffentlichungen:

- Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe. Soest, 1940 [Hochschulschrift: Münster, Phil. u. naturwiss. Diss., 1941 (Nur in beschr. Anzahl f. d. Austausch.)]
- Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe. Münster : Aschendorff, 1940 [Ausg. 1941] = Schriften der volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde ; H. 5
- Kösters, Bernd und Maria Rörig: Sundern im Sauerland. Zeichnungen u. Notizen aus einem Erholungsgebiet. Sundern : Köberlein, 1978
- Endorf : Geschichte einer Landgemeinde im Sauerland. = Beiträge zur Geschichte der Stadt Sundern ; Bd. 3. Sundern : Stadtverwaltung Sundern, 1981
- Bilddokumentation zu Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe. In: Sauerland – Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. 1982, S. 52 – 55

- Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit ². Münster : Coppenrath, 1985

Über dieses Werk

Die digitale Erfassung der Dissertation von Maria Rörig erfolgte, weil diese Veröffentlichung außerordentlich selten und daher kaum zugänglich ist, wie man u. a. daran erkennt, dass sie wenig zitiert wird. Wahrscheinlich wurde der größte Teil der Auflage durch Kriegseinwirkung vernichtet.

Beim Lesen der Dissertation Maria Rörigs muss man sich bewusst sein, dass man hier einen historischen Text vor sich hat, der unter ganz spezifischen Bedingungen entstanden ist. Es ist eine Veröffentlichung aus einer Zeit und einem Land, dass durch eine Partei und deren Ideologie nicht nur geprägt sondern beherrscht wird. Der zur Zeit der Veröffentlichung herrschende 2. Weltkrieg verstärkte die Forderung nach Übereinstimmung mit der Parteiideologie. Daher ist eine solche Arbeit immer auch ein Spiegel ihrer Entstehungszeit und selbst ein Zeitdokument.

Die Ideologisierung des Faches Volkskunde wurde so ausgeprägt, dass der sicher nicht in jedem Einzelfall zutreffende Generalverdacht der Unwissenschaftlichkeit des Faches erhoben wird: „In der Zeit des Nationalsozialismus wurde eine rassistisch und volkserzieherische Volkskunde, die ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit völlig verlor, zur dominierenden Lehre. Ältere Vorstellungen eines dauerhaften, in Rasse und Lebensraum wurzelnden National- und Stammescharakters, wie sie unter anderem von Martin Wähler vertreten wurden, kamen dieser Instrumentalisierung entgegen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde vor allem von soziologischer Seite die Forderung laut, dem Fach seine Eigenständigkeit abzuerkennen.“³

Manche ideologisch belegten/belasteten Begriffe, wie der der „Sippe“ müssen einfach zeitbedingt in Veröffentlichungen enthalten sein und behandelt werden, sonst wäre es nie zur Veröffentlichung gekommen, bzw. die Dissertation nie zustande gekommen. Dazu war die Indoktrinierung der NS-Ideologie zu umfassend und reichte der lange Arm der alles beherrschenden Partei zu weit.

Allerdings fallen auch in das ideologisch gewünschte Bild nicht so ganz passende Passagen in Maria Rörigs Text auf: „Für den ernsthaften Gebrauch fällt das Wort Sippe in unserer Mundart aus, es bleiben nur die beiden erstgenannten: *Verwandtskop* und *Familie*.“ (S. [48]) Die Begründung findet sich in ihrer Anmerkung 124) „Man sagt z. B.: *Dät is säo ne Sippschaft = Das ist so Pack*.“ Spürt man da nicht so ein Zucken um die Mundwinkel? Oder auch: „Der Lautsprecher hatte in der ersten Zeit etwas Verwunderliches und Lockendes für die Leute, und es kamen hin und wieder abendliche Runden zustande, die eine Weile gemeinsam zuhörten, mehr des Phänomens als der Rede wegen. Nun wo der Reiz des Neuen verschwunden ist, lauscht man wohl dem feierlichen Wort des Führers und seiner Mitarbeiter in schweigender Gemeinsamkeit.“ (S. [62]) Dass es aber schon im übernächsten Satz heißt: *Stell dät olle Dingen af, vey weilt uës wuat vertellen*, könnte auch als Respektlosigkeit vor einem der wichtigsten Propagandamittel des Regimes gedeutet werden. Die Verwendung der zeittypischen ideologiebelasteten Phrasen geschieht eher sparsam und allenfalls dort etwas ausgeprägter, wo das nach herrschender Lehrmeinung angebracht erschien, d. h. wo von

² Download unter: http://www.lwl.org/voko-download/BilderNEU/422_043Roerig.pdf

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Volkskunde>, Entwicklungen im 20. Jahrhundert. (aufgerufen am 04.05.2015)

Volks- und sonstiger Gemeinschaft, und von Sippe die Rede ist und im Schlusskapitel, dem „Rückblick“, also in den Teilen, die bevorzugt von den Leuten gelesen wurden, die ihre eigene ideologische Auffassung bestätigt finden wollten. Wie vollständig ideologisch konforme Literatur aussieht, kann man an dem Buch „Das Dorf, seine Pflege und Gestaltung“⁴ ansehen.

Bestimmte Denkweisen haben allerdings nicht erst in dieser Zeit ihre Wurzeln, sie haben sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt. Dazu gehören die ausgeprägte Zivilisationskritik, erkennbar an der Ablehnung alles Städtischen, die Idealisierung (teilweise schon fast Glorifizierung) des „Bauerntums“ (was immer das sein mag) und völkische, bzw. die Blut- und Boden-Ideologie, die unter nationalsozialistischer Herrschaft lediglich auf die Spitze getrieben wurde.

Den zeitbedingten Tendenzen zum Trotz liegt die besondere Bedeutung dieser Arbeit in ihrer Eigenschaft als Primärquelle, indem Maria Röhrig in ganz erheblichem Umfang eigene Beobachtungen und Erfahrungen seit ihrer Kindheit und durch Befragungen bei Endorfern erworbene Informationen verarbeitet hat. Es ist zu bedauern, dass sie außer in dem kurzen Beitrag für die Zeitschrift „Sauerland“ dieses Thema nicht wieder aufgenommen hat. Joachim Kleinmanns bezeichnet sie als „noch heute in vielerlei Hinsicht vorbildlich“.⁵

Obwohl Maria Röhrig an keiner Stelle Wilhelm Bomann erwähnt, kann man doch davon ausgehen, dass sie sein Buch „Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen“⁶ kannte und stark davon beeinflusst ist. Bomanns Vorliebe für mundartliche Dialoge und Zitate wird, wenn auch kürzer, aber, im Gegensatz zu anderer damaliger Literatur zum gleichen Thema, von ihr dennoch übernommen. Dass Bomanns Werk in der Literaturliste fehlt, hängt vielleicht damit zusammen, dass sie sich dort stark auf Westfalen bezogene Literatur beschränkt. Das 1927 erstmals erschienene und mehrfach neu aufgelegte Werk war damals so angesehen, dass man von ihm nur als von „dem Bomann“ sprach. Es kann auch heute noch mit Gewinn gelesen werden und enthält, gerade was Leben und Tagewerk in einem Niederdeutschen Hallenhaus angeht, auch viele für das Sauerland wertvolle bzw. übertragbare Informationen.

Dass eine andere, auf das Sauerland bezogene Quelle mit vielen Maria Röhrigs Arbeit bestätigenden und ergänzenden Informationen, Wilhelm Kathol: Bassmes Hof⁷, nicht erwähnt ist, könnte damit zusammenhängen, dass ihre Arbeit bei dessen Erscheinen bereits vollendet war.

Man muss sich allerdings bewusst sein, dass Maria Röhrig die Zustände schildert wie sie (im Idealfall) sein sollten, die Realität sah aber oft genug anders aus, wie ein Blick in Akten über Gesindewesen oder Armenakten zeigen. Doch auch sie geben kein vollständiges Bild, denn, wie man sich vorstellen kann, wurde vieles auch „unter der Decke“ gehalten. Es fällt auf, dass bei Maria Röhrig kein Wort vorkommt über ledige Mütter und uneheliche Kinder, die es sehr wahrscheinlich auch in Endorf gegeben hat. ... oder wie die Genealogen sagen: „Es gibt heute nichts, was es früher nicht auch gegeben hat.“

⁴ Werner Lindner u.a.: Das Dorf. Seine Pflege und Gestaltung. München 1938; 3. Aufl. München 1943.

⁵ Stefan Baumeier, Christoph Köck: Sauerland – Facetten einer Kulturregion. Detmold 1994, S. 34.

⁶ Wilhelm Bomann: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar 1927.

⁷ Wilhelm Kathol: Bassmes Hof. Sauerländisches Dorfleben im 19. Jahrhundert. Meschede 1938. Neudruck, hrsg. v. Magdalene Padberg: Fredeburg 1979

Zur Textwidergabe

Abschrift von Wolf-Dieter Grün, Gemeindearchiv Finnentrop, im April 2015 nach einer im Antiquariatsbuchhandel erworbenen Fotokopie, die allerdings mit Originalfotos versehen ist. Die für die Kopie genutzte Vorlage trägt den handschriftlichen Besitzeintrag „Behme-Kempe“.

Die Seitenzählung der Vorlage wurde der Zitierfähigkeit wegen in eckige Klammern [] gesetzt. Aus dem gleichen Grund wurden die Anmerkungen der Autorin in den Fußnoten zusätzlich mit der Nummerierung der Vorlage versehen. Anmerkungen des Abschreibenden und dessen Ergänzungen zu Anmerkungen der Autorin wurden mit (wdg) gekennzeichnet.

Ergänzend hinzugefügt wurde der Zeitschriftenartikel „Bilddokumentation zu Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe“⁸, weil er das gleiche Thema aus der Sicht der Autorin im Abstand von vier Jahrzehnten noch einmal beleuchtet.

Weiterführende Literatur

- Stefan Baumeier, Christoph Köck (Hrsg.): Sauerland. Facetten einer Kulturregion. = Schriften des Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde – Bd. 12. Detmold 1994
- Josef Schepers: Haus und Hof westfälischer Bauern. 3. Aufl. Münster i.W. 1976.
- Wilhelm Kathol: Baßmes Hof. Sauerländisches Bauernleben vor hundert Jahren. Meschede 1938
- Wilhelm Kathol: Bassmes Hof. Sauerländisches Dorfleben im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Magdalena Padberg. Fredeburg 1979

⁸ Sauerland – Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. 1982, S. 52 – 55

Schriften der Volkskundlichen Kommission
im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde

herausgegeben von Jost Trier und Karl Schulte Kemminghausen

Heft 5

Haus und Wohnen
in einem sauerländischen Dorfe

Von

Maria Rörig

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster in Westfalen (1940)

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit will nicht nur ein Beitrag sein zur Baugeschichte des westfälischen Bauernhauses, sie möchte das Haus auch von seiner lebendigen Leistung und Bedeutung her verstehen. Der Versuch hat seine Schwierigkeiten, denn es fehlt durchweg an verlässlichen Vorarbeiten, und der Stoff muß von vielen Enden her zusammengetragen werden. Hauskundliche Veröffentlichungen der Vergangenheit versprechen zwar im Titel oft Aufklärung über das „Wohnwesen“ oder die „Wohnkultur“, die Darstellung aber bringt bestenfalls eine Entwicklungsgeschichte von Haus, Hof und Siedlung. Will man gleichzeitig größere Räume erfassen, ist das auch kaum anders möglich. Von unserem einzelnen Dorf aus aber läßt sich, wenn nicht alles, so doch etwas Sicheres und in diesem engen Bereiche allgemein Gültiges über die Stellung der Menschen in ihrem Hause aussagen.

Sollte die Darstellung die Fülle und Buntheit des dörflichen Lebens nicht verleugnen und dennoch das Wesentliche vom Zufälligen, Einmaligen trennen können, so mußten sich volle Vertrautheit mit dem Stoff und wissender Abstand begegnen. Die Vertrautheit gibt mir meine angeborene Dorfeszugehörigkeit. Ich habe darauf verzichtet, etwa die Aussprüche der Dorfleute stenographisch einzufangen, weil ich an ihrer Sprache und Anschauungsweise so weit Anteil habe, um das Gesprochene dem Sinne und der Form nach unverfälscht wiedergeben zu können. Zur wissenschaftlichen Durchdringung der angestammten dörflichen Welt verhalf mir die Mitgliedschaft im münsterischen hauskundlichen Arbeitskreis, und wie ich allen Endorfer Gewährsleuten, jetzt wo das Buch fertig ist, danke, so danke ich auch den Hauskundlern in Münster, besonders meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Jost Trier. Nicht nur in Vorlesungen und Übungen, auch auf vielen Fahrten mit dem Rade von Hof zu Hof kreuz und quer durch Nordwestdeutschland hat er uns das Bauernhaus als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sehen gelehrt.

Nun mögen die Endorfer entscheiden, ob ein Buch, das „für die Professoren“ geschrieben ist, deshalb für Bauersleute ganz unlesbar sein muß.

Zu herzlichem Dank bin ich Herrn Josef Schepers in Münster verpflichtet, der mit viel Mühe und Hingabe die photographischen Ausnahmen für diese Arbeit hergestellt hat, und dessen Rat in manchen Textabschnitt hineingearbeitet ist. Seine umfangreiche Dissertation über das gesamte nordwestdeutsche Bauernhaus liegt inzwischen abgeschlossen vor und wartet auf den Druck.

Bei der Durchsicht der plattdeutschen Wörter und Redensarten hat mir Herr Dr. Nörrenberg in Münster freundliche Hilfe geleistet. Ihm und meinem engeren Landsmann beim westfälischen Wörterbucharchiv, Herrn Dr. Wortmann, sage ich vielmals Dank für ihre Bemühungen. Nicht vergessen sei auch der Dank an die Herren, die mir bereitwillig das Material ihrer Archive zugänglich machten; ich fand am Landständischen Archiv und am Katasteramt zu Arnsberg, im Amtshaus zu Sundern, im Staatsarchiv zu Münster und bei allen übrigen Behörden das größte Entgegenkommen.

Zuletzt nenne ich an dieser Stelle mit Dank den Herrn Dekan der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät und die Herren Landräte der Kreise Arnsberg und Olpe, die durch Zuwendung eines Druckkostenzuschusses an der Ausstattung dieser Arbeit Anteil haben.

Münster, den 30. März 1940.

Maria Rörig.

Einleitung. Historische und geographische Einordnung des Dorfes [7]

Sachliche Grundlagen

1. Das Siedlungsbild und die wirtschaftlichen Verhältnisse [10]

2. Höfe und Häuser [20]

Der Bauernhof und das Kleinleutehaus — Der Wohnplatz und die
Straße — Die Hausformen und das Baumaterial — Die
Entwicklung von Aufriß und Grundriß — Die einzelnen
Wohnräume, ihr Verhältnis zueinander und zum Hausganzen —
Die Ausstattung

Lebendige Zeugnisse

1. Die Dorfgemeinschaft [43]

2. Sippe und Familie. [48]

Die Verwandtschaft — Der Anerbe und die Geschwister — Der
einheiratende Eheteil — Das Hofesgeschlecht

3. Die Hausgemeinschaft [55]

Ihre Zusammensetzung — Der Arbeitstag — Die Ruhezeiten —
Festliche Gelegenheiten, Hausglaube und Hausbrauchtum

Rückblick [67]

Handschriftliche Quellen und Literatur [71]

Historische und geographische Einordnung des Dorfes.

Endorf liegt im Süden des Kreises Arnsberg. Sein politisches Geschick war bis 1368 verknüpft mit dem der Grafschaft Arnsberg. Als der kinderlose Graf Gottfried in diesem Jahre seine Besitzungen an den Kölner Kirchenfürsten und Landesherrn verkaufte, ging mit dem Rest der alten Grafschaft auch Endorf in kurkölnisches Herrschaftsgebiet über.

Das kurkölnische Herzogtum Westfalen und die Grafschaft Mark sind die zwei großen Territorien des Sauerlandes. Die Mark kam im Jülich-Clevischen Erbstreit an Preußen. Das Herzogtum war kurkölnischer Besitz bis zur Säkularisation. Von 1802 bis 1816 hatte es die Hessen von Darmstadt zu Landesherren. Dann wurde es ebenfalls preußisch. In der preußischen Provinz Westfalen sind die früheren territorialen Grenzen untergegangen.

Dennoch pflegt man bis in unsere Tage vom märkischen Sauerland und vom kurkölnischen zu sprechen, oder man teilt in ein westliches und ein östliches. Es ergibt ein schiefes Bild, wenn man aus der bloßen Kenntnis des einen Teiles auf das Ganze schließt. Nicht nur die ehemalige politische Grenze trennt, es bestehen auch Unterschiede in der Siedlungsform. Sämer sagt: „Das bestimmende Element für das Siedlungsbild des westlichen Sauerlandes und zwar innerhalb der Agrarsiedlungen ist der Weiler und der Einzelhof“¹. Im östlichen Sauerlande dagegen herrscht das Dorf vor, „entgegen den Angaben der Meitzenschen Karte“².

Auch die innerwestfälische Dialektgrenze, die man kurz als Diphthongierungsgrenze von î, û, ü, bezeichnet³, trennt das westliche vom östlichen Sauerlande. Wie weit sich Siedlungs- und Sprachgrenze decken und ergänzen, müßte noch untersucht werden. Mit einer scharfen Trennung nach der territorialen Zugehörigkeit allein ist es für den Volkskundler jedenfalls nicht getan, wenn auch die Gesetzgebung und Verfassung eines Landes einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Volkstum haben.

Im märkischen Teile des Sauerlandes unter der preußischen Regierung erwachten früher als im kurkölnischen der Gewerbefleiß und die Kleinindustrie, das Herzogtum war unter der kurfürstlichen Regierung noch um 1800 auf diesem Gebiete ziemlich zurück.

Man kann dem Zeitgenossen der Säkularisierung, Justus Gruner⁴, nicht alles glauben, was er der Regierung des Krummstabes im kurkölnischen Sauerlande nachsagt, aber Tatsache ist, daß die aufklärerischen und merkantilistischen Bestrebungen im märkischen Sauerlande eher Eingang fanden, als im Herzogtum.

Das Herzogtum hatte eine starke und eigenwillige ständische Vertretung. 1662 hatten sich diese Stände das Recht erkämpft, alle Landesstellen mit eingeborenen Westfalen und

¹ 1) Sämer: Die ländlichen Siedlungen des westlichen Sauerlandes, Witten 1932, S. 31.

² 2) vgl. Baum: Die Landschaften an der oberen Mittelruhr zwischen Olsberg und Neheim, Emsdetten 1936, S.42.

³ 3) Es ist die Grenze, die scherzhaft durch das: *Ächter uësem Huse op em Tune ...* im Gegensatz zu: *Ächter uësem Hiuse op em Tune...* charakterisiert wird.

⁴ 4) Gruner: Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. II. Teil, Frankfurt 1803.

Karl Justus Gruner, ab 1815 von Gruner (* 1777 in Osnabrück, † 1820 in Wiesbaden), königlich preußischer Geheimer Staatsrat, hochrangiger Staatsmann und erster Polizeipräsident von Berlin. (wdg)

Anhängern der Landesreligion zu besetzen⁵. Die Kurfürsten konnten nur schwer mit Neuerungen durchdringen. Die Ritter sicherten sich bis zuletzt eigensinnig ihr Recht der Steuerfreiheit und Steuerbewilligung, auch dann noch, als die Städte 1794 den *Recessus perpetuae concordiae*, in dem 1654 dies Abkommen getroffen war, aufgeben wollten⁶. Obschon dadurch die Steuerlasten der Bauern übermäßig hoch gehalten wurden, zwang das doch auch den Landesherrn, die Erhöhung der gutsherrlichen Pächte für die Kolonate und die Aufteilung der Bauerngüter zu verbieten. Es lag dem Landesherrn daran, daß die Bauern vor allem die Schatzgelder aufbringen konnten. Die Lage der Bauern war deshalb nicht die schlechteste im Herzogtum Westfalen, und sie wäre noch besser gewesen, wenn nicht fortwährend Kriegslasten gedrückt hätten. Selbst Gruner muß anerkennen, daß sich [8] der Bauer des Herzogtums in einer „ungewöhnlich freien, glücklichen bürgerlichen Lage“ befindet, weil er „keine unbestimmten Gefälle, sondern nur einige billige, nie zu erhöhende Kolonialabgaben“ bezahlt, wenn er auch gleich einschränkt, daß aus „Mangel an Kultur und Industrie“ diese glückliche rechtliche Lage sich hier nicht so vorteilhaft auswirkt, wie es in anderen Ländern der Fall sein würde. Er wirft den Bauern des Hellwegs übermäßigen Luxus vor, und die Gebirgsgegenden seien desto ärmer. Dort will er nirgends den „Fleiß und die Bebauung“ finden wie in der Grafschaft Mark. „Die Waldungen werden vernachlässigt, die Gemeinheiten sind ungeteilt; die Berge sind größtenteils öde Felsen; die Täler sumpfig und schlecht benutzt“⁷.

Unter hessischer Herrschaft setzt die neue aufklärerische Gesetzgebung voll ein. Das Herzogtum war nicht freigebieben von den Einflüssen der Aufklärung und der französischen Revolution⁸, aber die Dinge waren viel langsamer ihrer Entscheidung entgegengereift als in der preußischen Mark. Die alten überlieferten Anschauungen und die neuen Gesetze verwirren sich nun in der hessischen Zeit sehr. Erst die Preußen, die 1816 das Herzogtum übernehmen, führen die Ablösung der grundherrlichen Lasten zu Ende und klären nach und nach die bauerliche Rechtslage. Allerlei Gutachten „über die Natur“ eines Gutes waren damals erforderlich. Auf den Höfen findet man noch Schriftstücke, die zeigen, wie schwierig es war, die Rechtslage des einzelnen Besitztums genau festzustellen. Insbesondere sind durch die gesetzliche Aufhebung des Anerbenrechtes oft Erbstreitigkeiten und Prozesse hervorgerufen worden. Manche bauerliche Familie weiß in dieser Beziehung von schweren Auseinandersetzungen im vorigen Jahrhundert zu erzählen.

Die Hessen verfolgten auch eine neue Bevölkerungspolitik. „Da bei der immer zunehmenden Bevölkerung unserer Lande die bisherigen Bauplätze in Städten und Dörfern nicht mehr hinreichen wollen, und der Eigensinn, Vorurteil, die Gewinnsucht und Mißgunst mancher Privatgrundeigentümer⁹ den Baulustigen mehrerlei Hindernisse in den Weg legen, indem sie ihnen Grundstücke entweder gar nicht oder nur unter schweren unbilligen Bedingungen abgeben wollen“ sieht sich der Landgraf veranlaßt, eine hessische Verordnung von 1791 im Jahre 1803 auch auf das Herzogtum Westfalen auszudehnen. Diese befiehlt, zunächst durch gütliche Verhandlungen, und wenn das nicht geht, von Gerichtswegen die Bauplätze zuschätzen zu lassen¹⁰. Zur „Beförderung der Kultur“ im Herzogtum Westfalen, und um den „Kindern und Geschwistern des Landmanns zur Erwerbung eines eigenen Agrikultur-Etablissements mehr Gelegenheit zu verschaffen“ wird nicht nur der gutsherrliche Verband

⁵ 5) Scotti I Nr. 105. Vgl. Meister: Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft. Westfälische Zeitschrift 64, 1906, 117.

⁶ 6) Meister: ebda. 135.

⁷ 7) Gruner a. a. O., S. 405-407.

⁸ 8) Meister a. a. O. 135.

⁹ 9) Der Ausdruck „Privatgrundeigentümer“ kennzeichnet die Gesinnung und die historische Stellung dieses Erlasses. Es ist dann auch für den Bauern nicht mehr weit bis zur „Privatwohnung“.

¹⁰ 10 Akten Amt Sundern, auch Scotti II Nr. 49.

aufgelöst und die Teilbarkeit der Bauerngüter eingeführt, sondern man begünstigt auch die Gemeinheitsteilungen, die Auflösung der alten Markgenossenschaften, die zwar schon in kölnischer Zeit eingesetzt hatte, aber damals von staatlicher Seite her noch verboten wurde¹¹. „Jetzt steht ein Haus dem andern gleich“, klagt Sommer¹², „man kann von keinem Hauseigentümer mehr sagen, daß er Sohlstättenbesitzer, von keinem mehr, daß er nur Beilieger sei“¹³. Wir werden im Verlaufe unserer Untersuchung darauf stoßen, wie sich von hier aus eine neue Wertung des Hauses entwickeln muß, die nicht mehr im vollen Sinne bäuerlich ist.

In den bäuerlichen und adeligen Kreisen der Provinz Westfalen setzt bald die Reaktion gegen diese revolutionären Umgestaltungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. Das Volk hält verzweifelt am Anerbenrecht fest, und unter Führung des Adels wird immer wieder versucht, ein neues Anerbengesetz zu erreichen. Besondere Verdienste erwarb sich der Freiherr von Schorlemer-Alst, der Begründer des Westfälischen Bauernvereins¹⁴. Auch der Oberpräsident Vincke muß hier genannt werden, der 1824 schon eine Denkschrift an den Minister einreichte über die „Zerstückelung der Bauernhöfe und die Zersplitterung der Grundstücke“; zugleich erkennt Vincke die Schäden einer Übervölkerung des Landes¹⁵. In den 30er Jahren ergeht ein Landtagsgesetz, die Beschränkungen neuer Ansiedlungen auf dem Lande betreffend. Die Akten des Amtes Sundern zeigen klar, wie eifrig die Endorfer Bauern daraufhin von ihrem Einspruchsrecht gegen Neuansiedlungen Gebrauch machen.

Das 19. Jahrhundert bringt ein ständiges Hin und Her der Meinungen und Ansichten. Die Unsicherheit der bäuerlichen Rechtslage wirkt sich bis in die kleinsten Dörfer aus. Die alte bäuerliche Tradition stemmt sich gegen den andringenden Liberalismus so gut es geht, doch bleibt das Bauerntum von dem allgemeinen Taumel nicht unberührt. Daß der kapitalistische Geist auch einzelne Bauern erfaßt, zeigen Arbeiten wie die von [9] Beckmann¹⁶. Auch die kleine Bauernwirtschaft war schon mehr und mehr auf Spekulation eingestellt, als das Reichserbhofgesetz eingriff und Wandel schuf.

Das Sauerland ist als Bauernland zu arm, um in der großen Bauernpolitik viel mitzureden. Solche Gebiete hinken der fortschrittlichen Entwicklung gewöhnlich um eine Reihe von Jahren nach. Wenn trotzdem die Auseinandersetzung mit neuen Kräften oft verhältnismäßig früh eintritt in unseren Tälern, so ist das durch die Industrie bedingt. Wir müssen eine ältere bodenständige und eine jüngere großwirtschaftliche unter scheiden. Im märkischen Sauerlande ist die Eisenverarbeitung sehr verbreitet und sehr alt¹⁷. Das kurkölnische Gebiet hat auch früh Erze gefördert und verhüttet¹⁸, aber es wandte sich nicht in dem Maße der Warenfabrikation zu wie das benachbarte Territorium. Bis zum Bau der Ruhrtalbahn (1870) blieb es ziemlich abgelegen und bäuerlich, und wie wenig es gelungen ist, ihm durch die

¹¹ 11) vgl. Hessische Erlasse von 1808, 1809, 1810, 1811 (Scotti II Nr. 276, 360, 388, 416, 417) und Kurfürstl. Verbot noch 1785 (Scotti I Nr. 816).

¹² Johann Friedrich Joseph Sommer (* 1793 in Kirchhundem; † 1856 in Arnsberg), Publizist und Herausgeber, Politiker (u.a. Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung) und Jurist aus dem Sauerland. (wdg)

¹³ 12) Sommer: Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bauerngüter im Herzogtum Westfalen, Münster 1823, S. 84. „Beilieger“ hier offenbar = Hausbesitzer ohne Markenrechte, während es im 18. Jhdt. noch den Mietsmann ohne Eigentum bedeutet.

¹⁴ 13) vgl. v. Schorlemer-Alst: Die Lage des Bauernstandes in Westfalen und was ihm Noth thut, Münster 1864.

¹⁵ 14) Bericht an des Herrn Ministers des Innern Exzellenz über die Zerstückelung der Bauernhöfe und die Zersplitterung der Grundstücke in der Provinz Westfalen. Als Handschrift abgedruckt 1824.

¹⁶ 15) Beckmann: Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus, Schmollers Jahrbuch 51, 1927.

¹⁷ 16) vgl. Voyer: Die Industrie im südlichen Teile der Grafschaft Mark, Festschrift Mark, Dortmund 1909.

¹⁸ 17) Die Beschreibung der Bergreviere Arnsberg, Brilon und Olpe sowie der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont, Bonn 1890, nimmt sogar an, daß ein 1368 erwähntes Eisenwerk bei Endorf zu suchen sei. Auch ein Bleibergwerk ist früh nachzuweisen.

Erhebung Arnsbergs zur preußischen Regierungsstadt Leben einzuhauchen, zeigt Grimmes humorvoll ironische Schilderung der Arnsberger Zustände¹⁹.

Anders wird es mit dein Aufkommen der modernen Industrie. Diese faßt zunächst im Ruhrtal Fuß, von dorthier langsam in die Seitentäler ausstrahlend. Die Fabrikanlagen unserer Gegend sind nun nicht mehr an Bodenschätze, sondern vor allein an den Verkehr gebunden — wo Bahnen entstehen, da folgen die industriellen Werke nach²⁰. Die ältere bodenständige Industrie tritt immer mehr zurück. So finden wir an den Verkehrsadern entlang, meist sind es die Flußtäler, stark industriell gefärbte Siedlungen. Ins Gebirge hinein nimmt dagegen der bäuerliche Charakter zu, und wir haben dort auf den Hochflächen Gebiete mit reiner Bauernbevölkerung. Erst neuerdings zerstört hier der Fremdenverkehr die gut bewahrten alten Landessitten.

Das sind in großen Zügen die Besonderheiten der sauerländischen Geschichte, soweit sie für uns von Wichtigkeit sind und gegenwärtig zu greifen waren.

Die Geographie des Arnsberger Gebietes gliedert sich der des nordöstlichen Sauerlandes ein. Dieser Teil unterscheidet sich in den Siedlungsbedingungen sowohl vom südlich gelegenen Hochsauerland als auch, wie schon gesagt, vom westlichen oder märkischen Sauerland. Die Höhenlage, die Gesteinsart und die Oberflächenformen rufen im Gebirge auf geringe Entfernungen verschiedene Anbauformen hervor. Das Herzogtum Westfalen ist ein Gebiet mit Übergängen vom fruchtbaren Lößboden des Hellwegs und der Haar bis zu den Bergäckern des Rothaargebirges. Dort tiefgründige eben gelagerte Felder mit wogendem Weizen, hier die mageren steinigen und steilen Hänge mit kurzem Hafer, der in schlechten Jahren überhaupt nicht reift und vom ersten Schnee ereilt wird. Von beidem weiß der Bauer in Endorf. Seine Felder tragen weit weniger als die der Haar, aber sie sind für Körnerbau doch noch geeigneter als die hoch gelegenen Äcker des Rothaargebirges, des „Haferlandes“. In seiner ganzen Anschauungsweise und Lebensart neigt der Endorfer aber immerhin mehr zu diesem *Hawerland* oder *Üewerland* als zur Haar. Die wirtschaftliche Überlegenheit des Haarbauern erkennt er an: *Van der Haar kümmet wual en guët Rind, uwwer kain guët Kind, und Bat in Säcken van der Haar kümmet, dät is guët, owwer nit, bat op twäi Faiten gäiht*. Zugleich geht aber aus diesen Sprichwörtern hervor, daß man Familienbande zur Haar hin weniger gern knüpft. Wir werden später sehen, daß sich die sauerländischen Bauern selten von dorthier ihre Frauen holen.

Den Namen unseres Dorfes deutet die Volksethmologie mit End-Dorf. Das hat seinen Grund in der Lage unmittelbar am Fuße der Homert und des Lennegebirges, den östlichen Ausläufern des Ebbesattels, die die Wasserscheide zwischen Lenne und Ruhr bilden und den nordsüdlichen Durchgangsverkehr bis auf wenige Pässe abriegeln.

Wenn man, von Neheim-Hüsten im Ruhrtal ausgehend, mit der Kleinbahn die Röhre herauffährt, kommt man bis zur Endstation Sundern. Von da aus wandert man in dem schmalen Tale noch 6 km gegen Süden und steht dann in Endorf vor dem Gebirge, in das zwar neuerdings an Röhre und Waldbach noch einzelne fahrbare Straßen bis zu den kleinen Ansiedlungen der „Gebirgsvögel“²¹ vorstoßen, das sich aber von Endorf aus nicht anders als zu Fuß überqueren läßt. Aller Durchgangsverkehr zweigt in Sundern westlich ab, um die Straße über Allendorf und das hohe Lenscheid zu erreichen, die ins Lennetal führt. So kennt

¹⁹ 18) Das Sauerland und seine Bewohner, Paderborn 1886, S. 143 ff.

²⁰ 19) vgl. Baum a. a. O., S. 64.

²¹ 20) Eine von den Endorfern scherzhaft gebrauchte Bezeichnung für die Einwohner der kleinen Orte im Lennegebirge.

Endorf heute in der Hauptsache nur den einseitigen Fuhrverkehr nach Sundern. Von dort aus erschließt sich ihm die große Welt. Sundern hat Bahnstation, hat das Amt, den Arzt und die Apotheke und ist in allem der Vorort der Haupt- und Regierungsstadt Arnsberg. Doch zwei alte Beziehungen Endorfs gehen in andere Richtung: Als Filialkirchengemeinde gehört es zum Pfarrdorf Stockum, und das Amtsgericht befindet sich nicht in **[10]** Sundern, sondern in Balve. Die Ausrichtung nach Sundern hin ist jung. Der moderne Verkehr und die ihm folgende Industrie haben sie bewirkt. Jahrhundertlang gehörte die Endorfer Bauerschaft zum kurfürstlichen Gericht Stockum und zugleich auch zum Kirchspiel Stockum. Die hessische Regierung schlug Endorf vorübergehend zum Amte Eslohe, aber bei der preußischen Neuaufteilung kam es wieder in den Stockumer Verband, der nun im Amtsbezirk Allendorf ausging. Bis 1905 war Allendorf der Sitz des Bürgermeisters, dann erst wurde das Amtshaus nach Sundern verlegt. Ungefähr um dieselbe Zeit bekam Endorf auch seinen eigenen Geistlichen. Damit hörte der Verkehr über die Stockumer Höhe mehr und mehr auf. Die Kirchgänger blieben im Dorf selbst. Arzthaus und Apotheke, die man früher in Allendorf ausgesucht hatte, lagen jetzt günstiger in Sundern. Der Bau der Röhrtalbahn (1900/01) brachte es mit sich, daß auch der Postwagen statt von Allendorf und Stockum nun von Sundern kam.

Von Allendorf bis Meschede und beiderseits darüber hinaus zieht sich von Südwesten nach Nordosten eine Kalkzone durch das sauerländische Gebirge, südlich vom Ebbesattel, nördlich vom Arnsberger Sattel flankiert. Diese Zone gehört mit den großen Flußtalern der Ruhr und Lenne zum ältesten Siedlungsgebiet unserer Gegend²², und die ältere Endorfer Verkehrsausrichtung folgte ihr. Nicht nur Stockum mit seiner Kirche und Allendorf als Sitz des Amtes, auf der anderen Seite auch Hellefeld und Meschede haben für Endorf früher eine größere Rolle gespielt als heute. Der Güterverband mit dem Stift Meschede ist das älteste überhaupt, was wir von unserem Dorfe sicher wissen. Die Höfe, die unter dem *villicus* von *endrepe*²³ nach Meschede abgabepflichtig waren, liegen zum größten Teile in dieser Zone²⁴. Von Meschede und Allendorf gehen auch heute die großen Nordsüdstraßen aus, die das Gebirge überqueren.

Daß alles Fuhrwerk nach Sundern dagegen streckenweise durch den Bach fahren mußte, wissen die ältesten Endorfer Leute noch zu erzählen. Erst 1865 wurde die Chaussee unterhalb des Dorfes gebaut. Bis dahin spielte Sundern keine große Rolle für die Endorfer, wenn es auch schon damals kleine industrielle Werke aufwies: *Geyz Ennerpe*, *Biäl-Sundern*, *Smacht-Hachen* ist eine alte Aufzählung, die die bäuerliche Überlegenheit Endorfs gegenüber den Röhr abwärts liegenden Orten spüren läßt. Die für den Volksspott ehrwürdigen und unantastbaren Orte sind gleichaltrige und wirtschaftlich gleichgerichtete. Später entstandene, nicht vollbäuerliche Dörfer, darunter auch die im Gebirge, verfallen leicht dem Spott: Meinkenbracht und Hagen werden in dieser Beziehung immer wieder von Endorf angegriffen, wobei es ihnen allerdings nicht verwehrt werden kann, daß sie mit gleicher Münze heimzahlen.

Das Volk hat zwar kein untrügliches, aber doch ein einigermaßen sicheres Gefühl für die bäuerliche Rangordnung der Dörfer und Höfe und urteilt nicht nach der derzeitigen wirtschaftlichen Leistung allein, sondern auch nach der bäuerlichen Haltung.

²² 21) Baum a. a. O., S. 39 ff.; ebenda S. 40 Karte: Verteilung der Ortsnamenendungen im nordöstlichen Sauerlande.

²³ 22) Urkunde von 1191 (Seibertz, Urkundenbuch I Nr. 100)

²⁴ 23) Zum Endorfer Schultenhofe gehörten außer Höfen aus Endorf solche aus Recklinghausen, Wenninghausen, Linnepe, Altenhellefeld, Almenbeck, Käsberg, Theydinchusen. (Seibertz, Quellen I S. 396).

Sachliche Grundlagen.

I. Das Siedlungsbild und die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Die 91 Häuser des Dorfes²⁵ liegen fast alle im Tale des Waldbachs, der etwa 7 km südlich von Endorf im Lennegebirge entspringt und bei der Mühle unterhalb des Dorfes in die Röhre mündet. Im Dreieck zwischen Waldbach und Röhre, in den Tälern und Seitentälern dieser beiden Bäche und an den dazu gehörigen Hängen breiten sich die Wiesen und Felder aus, überall, wo Gesteinsart und Oberflächenform es erlauben, den Wald verdrängend. Es gibt wenig ebene Äcker. Am Steilhang der Hardt südlich vom Dorf kommt der Wald bis an die Häuser heran. Nördlich vom Dorf erstreckt sich eine breite Feldflur bis auf den Sattel der Höhen, die das Tal abgrenzen und läßt nur kleine Waldgebiete auf dem Bilsenberg und Rolsenberg stehen (vgl. Karte 1). Das Feld hier heißt Sched bzw. Herrscheid in seinem oberen Teile.

Seit 1912 sind die Felder verkoppelt. Zur Zeit der Schneeschmelze aber kann man im Sched deutlich die Spuren alter Gewanneinteilung sehen. Hier muß das älteste Anbaugbiet des Dorfes sein. Dafür spricht auch seine Lage auf der Sommerseite und die Tatsache, daß hier nach Angabe der alten Spezifikationen vor allem das gute Land liegt. Zum großen Teile war es Besitz des Haupthofes²⁶.

[11] Die Wälder, oder wie sie in der Mundart bezeichnenderweise heißen, de Biärens²⁷ (die Berge), nehmen das steilste und ungünstigste Gelände ein, sie liegen durchschnittlich am weitesten weg von den Häusern. Mit Ausnahme des oben erwähnten steilen Hardthanges steigen vom Dorf aus felderbedeckte Hänge auf, und darüber hinaus ragen an den Grenzen der Gemarkung die waldigen Bergkuppen.

In den Schulaufsätzen unserer Kinderzeit pflegten wir zu schreiben: „Endorf hat die Gestalt eines U-hakens“. Der Nietensteinshof machte uns damals schon Sorge, der fiel zu weit heraus. Weil er aber ziemlich am Ende des Dorfes lag, einigten wir uns darauf, das sei der Punkt unter unserem „U-haken“.

[12] Dieses Bild des Dorfes entsprang aus dem Blick von der Höhe herab. Von oben sieht man sehr klar, wie sich die Häuser dem schmalen Tale einschniegen und seiner leichten Biegung folgen (Bild I). Heute müßten uns nur noch mehr Bedenken kommen als damals bei dem Bilde vom U-Bogen. Nicht nur, daß weitere Häuser ganz herausfallen; an seinem unteren Ende nach Sundern hin, wo die Straße höher verläuft, ist das Dorf aus seiner alten Talrichtung hinausgewachsen. Tief im Seitentälchen des Silbachs sind in jüngster Zeit auf Gemeindegrund drei kleine Häuser ganz für sich entstanden, die scherzhaft den Namen Dreihäuser führen.

Alle Häuser, die höher an den Hang und in das Seitental gebaut sind, haben kein großes Alter, die älteren liegen im Haupttal. Wohl gibt es auch unter diesen eine Reihe, die mit dem Wohnende in den Hang hineingebaut wurden, denn das Tal ist an manchen Stellen sehr schmal, und man scheint die Lage unmittelbar vor dem Hange auch dort bevorzugt zu haben,

²⁵ 24) Nach der Zählung von 1935.

²⁶ 25) Der ehemalige Haupthof, der sog. Huxenhof, besteht heute nicht mehr. Über seine Lage vgl. Karte 2.

²⁷ 26) Wald nennt man nur größere herrschaftliche Waldgebiete, z. B. *imme Arnsperger Wolle* (= im Arnsberger Wald).

wo sie nicht unbedingt erforderlich war, um auf diese Weise kühle bzw. warme Keller zu erhalten. Doch verlassen solche Häuser nie völlig die Talsohle.

Die am Rande des Dorfes aus dem Tale ganz heraussteigenden Häuser gehören meist zu sehr kleinen Anwesen und legen den Gedanken der Neugründung nahe. Die größeren Höfe, die außerhalb des Tales liegen, standen früher nachweisbar auf der Talsohle und sind erst seit 1895 verlegt worden. Bei der Frage nach den Gründen stoßen wir auf das Problem der Siedlungsentwicklung, das hier wenigstens kurz aufgezeigt werden muß.

Auf den für Westfalen grundlegenden Ergebnissen Martinys und der Ortsnamenforschung fußend, gibt die siedlungsgeographische Arbeit von H. Baum für unser Gebiet eine Einzeluntersuchung. Die Entstehung Endorfs gehört ans Ende der frühgeschichtlichen Siedlungsperiode, die bis rund 500 nach Chr. reicht. Dafür zeugt außer dem Namen auch die Siedlungslage²⁸. Die geschichtlichen Nachrichten widersprechen nicht²⁹.

Über die ursprüngliche Form des Dorfes können wir mit Sicherheit wenig sagen. Nur soviel ist gewiß, daß wir als Vorstufe ein lockeres Haufendorf anzusetzen haben; denn noch um 1650 ist die Häuserzahl des Dorfes bei einem im Vergleich zum heutigen nicht wesentlich kleineren Grundriß nicht halb so groß als heute. Der Abstand zwischen den einzelnen Häusern ist im Haufendorf unregelmäßig und so lange wir das Dorf noch als ein lockeres bezeichnen, verhältnismäßig groß. Jedes einzelne Haus ist dann in seiner Lage vor allem vom Gelände abhängig. Die Wege sind sekundär, sie ergeben sich aus der Lage der Höfe und Äcker zueinander.

Es ist der neueren Siedlungsforschung eine geläufige Tatsache, daß sich lockere Haufendörfer mit der Zeit zu geschlossenen auffüllen können; erst im Verlaufe dieses Prozesses gewinnen die Wege entscheidenden Einfluß auf die Siedlungsgestaltung. Wann und unter welchen Bedingungen diese Entwicklung eintritt, ist allerdings noch wenig geklärt und bedarf für die einzelnen Gegenden auch der Sonderuntersuchung³⁰. Für unsere hauskundliche Arbeit ist es vor allem wichtig, zu wissen, wie sich die heute noch vorhandenen Häuser zu ihrer Entstehungszeit in das Dorfgefüge eingefügt haben, und wie sie allmählich immer mehr die Vorteile ihrer ursprünglich freien Geländelage einbüßen und weitgehend nach ihrer Lage zur Straße hin bewertet werden.

Welche Folgen die Art der Siedlungsentwicklung für die Herausbildung besonderer Bauformen haben kann, wird erst klar herauskommen bei großräumigen Bestandsaufnahmen der einzelnen Konstruktionsarten. Endorf, das kleine Dorf im Gebirge, hat sicher nie im Zentrum des Fortschritts gelegen und deshalb immer nur aus zweiter und dritter Hand und unter veränderten Gesichtspunkten Konstruktionsformen aufgenommen, die anderswo aus einer Notwendigkeit entwickelt worden sind. Wir sprechen heute gern von wachsender

²⁸ 27) Baum a. a. O., S. 39 ff.

²⁹ 28) Köster: Zur Vermögensverwaltung des Stiftes Meschede im Mittelalter, Westf. Zeitschrift 67, 1909, 71 und Ermes in seiner Geschichte der Pfarrei Stockum (Höynk: Geschichte der Pfarreien des Dekanates Arnsberg, Hüsten o. J.) S. 573 nehmen an, daß der Endorfer Haupthof zur ursprünglichen Dotation des Stiftes Meschede gehörte. Das besagt, daß er schon in karolingischer Zeit von Bedeutung gewesen sein muß.

³⁰ 29) Gleichzeitig mit dieser Arbeit und unabhängig voneinander sind für das Westfälische Gebiet zwei Sonderuntersuchungen entstanden, die auf das Problem der bäuerlichen Zusiedlung näher eingehen. Die Arbeit von A. Hömberg über die Siedlungsgeschichte des oberen Sauerlandes, Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde XXII, Münster 1938, betrifft das östlich von Endorf gelegene Gebiet. O. Riepenhausen untersucht bei stärkerer Betonung der geographischen Gesichtspunkte die Bäuerliche Siedlung des Ravensberger Landes bis 1770, Arbeiten der geographischen Kommission im Provinzialinstitut für westf. Landes- u. Volkskunde I, Münster 1938.

Verstädterung des ländlichen Hausbaues und geben dem städtischen Einfluß die Schuld, wenn die bäuerliche Wohnkultur mehr und mehr zerfällt. Das hat seine Berechtigung, aber es kommt auch die innere Entwicklung des Dorfes selbst hinzu, die, wenn nicht die neue Form, so doch die Voraussetzungen dafür bereitet hat. Es ist ein Ziel unserer Einzeluntersuchung, diese inneren Voraussetzungen auszuzeigen. Für die Zeit vor 1600 fließen die Quellen nur spärlich. Im 17. Jhdt. geben die Lagerbücher und Schatzungsregister wertvolle Anhaltspunkte für die soziale Gliederung des Dorfes und die Anzahl der Häuser.

Das Kopfschatzregister von 1717³¹ unterscheidet zwischen Eingesessenen, Straßenliegern und Beiliegern und führt diese drei Klassen getrennt auf. Die Beilieger sind Leute ohne Haus- und Grundbesitz, sie leben **[13]** von Taglohn und Heimarbeit. Oft findet man hinter ihrem Namen den Zusatz *pauper* oder *vivit ex alemonensis*. Sie wohnen zur Miete sowohl bei Straßenliegern wie auch bei Eingesessenen. Daraus geht hervor, daß die Straßenlieger mit einem Hause im Dorfe ansässig sind³². Sie gehören jedoch nicht in den Beerbten, denn sie haben keinen oder nur sehr geringen Anteil an der Ackerflur³³, es stehen ihnen nicht die Rechte der Markgenossen zu.

Die Markgenossenschaften haben auf die Siedlungsentwicklung insofern einen großen Einfluß, als sie die Zuteilung von Landbesitz und die Bewilligung von Markenrechten mehr und mehr zu unterbinden suchen, als die Zusiedlung ständig anwächst, damit die hergebrachten Rechte der einzelnen Genossen an der Allmende keine zu große Einbuße erleiden. Wie lange und unter welchen Voraussetzungen neue Kleinbauern und Kötter zur Markgenossenschaft zugelassen werden, ist noch wenig erwiesen. Die Nutzungsrechte in der Mark haften am alten Pflugland und werden nach Hufen berechnet³⁴. Den Straßenliegern und später den Beiliegern gestattet man aber auch ohne dieses einen gewissen Grad von Marknutzung. Sie zahlen dafür eine Abgabe an die Gemeinde. Je zahlreicher die Neuansiedlungen werden, umso geringer fallen naturgemäß die Zugeständnisse an die Zugesiedelten aus. Die älteren Straßenlieger haben größere Rechte als die jüngeren³⁵. Der neben den jüngeren Straßenliegern auftauchende Name Häusler³⁶ bringt zum Ausdruck, daß nun das Haus allein den wesentlichen Besitz des kleinen Mannes ausmacht.

Ähnlich wie die Mast-, Hude- und Holzgerechtigkeiten und die sonstigen Markenrechte nicht der Person, sondern der Sohlstätte anhafteten war es auch mit den Rechten und Pflichten gegenüber dem Staat. Sommer geht soweit, zu sagen: „Nicht die Menschen waren Bürger des Staates, sondern nur als Besitzer eines Guts. Dem Boden war also Persönlichkeit verliehen“³⁷. Die Straßenlieger zahlen keine Schatzung an den Landesherrn. Im Lagerbuch von 1652³⁸ heißt es: „Befinden sich auch zu Endorf noch spezifizierte Straßenlieger so Churf. Durchl. keine Dienste praestieren“. Darum erfolgte immer wieder das Verbot der Güteraufteilung, denn ein genaues Kataster, daß man die Grundstücke einzeln hätte greifen können, gab es

³¹ 30) Landständ. Archiv Arnsberg IV A 8.

³² 31) Grafe: Die Nutzung der Markgenossenschaft mit besonderer Berücksichtigung des Klosters Rumbek, Westf. Zeitschrift 87, 1930, 157 erwähnt ebenfalls, daß die Straßenlieger ausdrücklich als „hausgesessen“ bezeichnet werden.

³³ 32) vgl. Grafe (ebda.) und Liedhegener: Das Kirchspiel Hellefeld, Münster 1933, S. 31.

³⁴ 33) vgl. Seißenschmidt: Geschichte der Üntroper Mark, Westf. Zeitschrift 18, 1857, 192 f. Die Teilung der Endorfer Mark (1773) geschah nach dem „Fuß der Hufe“. (Abschriften, Stracken Hof.)

³⁵ 34) vgl. Grafe a. a. O., 160.

³⁶ 35) vgl. Grafe ebda. 157.

³⁷ 36) Sommer a. a. O., S. 23.

³⁸ 37) St. A. Münster: Herzogt. Westf. Landesarchiv VI 20.

noch nicht. Gerade aus den wiederholten Verboten aber geht hervor, daß oft dawider gehandelt worden ist³⁹.

Für die Neuansiedler gab es somit zwei Möglichkeiten des Grunderwerbs, entweder bauten sie auf gemeinen Dorfesgrund oder auf den Abspliß von einem Bauerngute. Wie sich diese Möglichkeiten für unser Dorf im einzelnen ausgewirkt haben, kann hier nicht untersucht werden. Die neuen Häuser entstehen, soweit es sich bei unserer Kenntnis sagen läßt, alle innerhalb des Dorfes zwischen den Höfen, bis nach 1800 die Gesetzgebung die letzten Reste gutsherrlicher und markgenossenschaftlicher Verfassung sprengt. Erst dann beginnt das Dorf auch an den Außenrändern zu wachsen.

Schon zur Entstehungszeit unserer ältesten noch erhaltenen Häuser im 17. Jhdt. ist eine soziale Gliederung in Bauern und kleine Leute da. Auch die Höfe unterscheiden sich voneinander. Es gibt Vollspannhöfe, Halbspannhöfe und Kötter⁴⁰, es gibt Erb-, Lohn-, Pacht- und Kirchengüter⁴¹. Von den dreißig eingesessenen Bauern des Registers von 1717 lassen sich die meisten Hausstellen an Hand der alten Hofesnamen und geschriebener wie ungeschriebener Überlieferung heute noch nachweisen. Karte 2 gibt ein ziemlich gesichertes Lagebild der Höfe um 1700. Die genaue Lage und Zahl aller Häuser läßt sich nicht ermitteln, aber wenn man „Dorfschefer“ und „Dorfschweiner“ und den „Schulemeister“, die im Register noch zu den Eingesessenen gezählt werden, samt den 10 Straßenliegern dazurechnet, erhält man die Höchstzahl 43. Diese erscheint umso gesicherter, wenn man die Schornsteinschatzungen von 1664⁴² und 1759⁴³ hinzuzieht, welche eine Häuserzahl von 34 bzw. von 44 ergeben. Bald nach 1800 sind die Zahlen auf das Doppelte gestiegen, 1849 werden 89 Häuser im Dorf gezählt⁴⁴. Viel mehr sind es bis heute nicht geworden. Bedenkt man, daß sich der Dorfgrundriß nur unwesentlich vergrößert hat, so kann man den Grad der Auffüllung [14] längs der Straßen und Wege ermessen. Die Bezeichnung Straßenlieger sagt schon ihr Teil aus. Es muß bei dieser neuen, spätestens im 17. Jahrhundert nachweisbaren dörflichen Schicht die Straße eine wichtige Rolle gespielt haben, die für die älteren Eingesessenen noch nicht belangvoll war. Zunächst handelt es sich dabei nur um die Lage des Wohnplatzes⁴⁵, aber wenn dieser einmal an die Straße gebunden erscheint, wird sich auch bald das Haus nach ihr ausrichten.

Bei den übrigen kleinen Anwesen zeugen manche Namen von anderer Herkunft: *Backes*, *Schoppen*, *Siuhuawes*, *Olthuisers*, das will besagen: im ehemaligen Backhaus, Schuppen, Schweinehof, im alten Hause. In diesen Gebäuden, wenn sie bewohnt waren, lebten ursprünglich die sogenannten Beilieger als Mietsleute. Solange die Bauerngüter unteilbar blieben, war es gesetzlich nicht erlaubt, Nebengebäude mit Grund und Boden zu veräußern. Aber es müssen doch früher schon Bestrebungen nach dieser Richtung hin bestanden haben,

³⁹ 38) Solche Verbote von 1595, 1663, 1722 und 1723, 1753, 1766 siehe Scotti I Nr. 37, § 32, 349, 358, Tit. 35, 540, 615. Im 15. und bis ins 16. Jhdt. hinein scheint dagegen noch Güterteilung gebräuchlich zu sein. Die Lehnbriefe der Propstei Meschede (St. A. Münster, Stift Meschede) aus dieser Zeit belehnen den Mann mit der Hälfte, einem Viertel oder einem Sechstel von Endorfer Höfen und Gütern. Später legt man dann oft mehrere Kotten wieder zusammen und im 17. Jhdt. festigen sich die Hofesnamen und die Anordnung der Bauernstellen erst endgültig in unserem Dorfe.

⁴⁰ 39) Lagerbuch von 1596/97. St. A. Münster: Herzogt. Westf. Landstände VI 50.

⁴¹ 40) So unterscheidet das Lagerbuch von 1652 die Endorfer Höfe. St. A. Münster: Herzogt. Westf. Landesarchiv VI 20.

⁴² 41) St. A. Münster: Herzogt. Westf. Landstände V 7.

⁴³ 42) Landständ. Archiv Arnsberg IV A 11.

⁴⁴ 43) Akten Amt Sundern II 13 (Urliste der Civil Einwohner des Amtes Allendorf 1849).

⁴⁵ 44) Wohnplatz gebrauchen wir nicht wie die Statistik als Bezeichnung für die Gesamtsiedlung, sondern im engeren Sinne als Bezeichnung für alles das, was innerhalb des Dorfes zum einzelnen Hause gehört, für das Haus mit Hofstelle, Gärten- und Baumhöfen.

vor allem bei stark verschuldeten Höfen. Die Beilieger unserer Dörfer lassen sich nicht mit den Heuerlingen anderer Bauerngegenden vergleichen. Sie mußten viel mehr um die Selbsthaftigkeit in einem eigenen Hause besorgt sein, denn als Mietsleute waren sie ganz ungesichert. Die Mietwohnung gehörte nicht planmäßig zum Hofesbetrieb, sondern wurde nur gelegentlich frei, wenn der Hof seine Gebäude nicht ganz ausfüllte; auch gehörte in den meisten Fällen kein Pachtland mit dazu. Nur ein Haus zu haben und *nix ümme 't Hius rümme* ist vom Bauern aus gesehen war der Zustand großer Armseligkeit, aber andererseits heißt es von einem solchen Mann doch auch wieder: *Hai hiät wenigstens en Huisken*. Er braucht dann nicht zu fürchten, daß er eines Tages wandern muß. So drängten in Beginn des 19. Jahrhunderts tüchtige Beilieger darauf, ihre Wohnstätte als Eigentum käuflich zu erwerben. Wie aus den Hofstellen die Nebengebäude mit kleinstem Wohnplatz herausgeschnitten werden, zeigen die Stracken und die ehemalige Griesen Hofstelle recht deutlich (Zeichn.1). Es gibt infolge der neuen Gesetzgebung im 19. Jhdt. auch Fälle, in denen sich Bauernhöfe ganz auflösen. Das Göttersche und das Schülken Wohnhaus — ehemals Bauernhäuser — sind heute in mehrere Häuser aufgeteilt. Kleine Leute haben ein Drittel oder die Hälfte erworben und für sich ausgebaut. Das Wohngebäude des eingegangenen Haupthofes ist nicht mehr [15] vorhanden. Nur die Nebengebäude bestehen zum Teil noch in Kleinleutewohnungen weiter. Der Wohnplatz solcher eingegangenen Hofstellen bietet willkommene Bauplätze für Kleinsiedler. Nach und nach schieben sich die neuen Anwesen dann auch am Dorfrande vor. Unsere Karte (Nr. 3) bringt einen Abschnitt aus dem heutigen Dorfgrundriß und zeigt, wie Haus Nr. 4 in drei kleinere Anwesen aufgeteilt worden ist. Nach 1800 hinzugekommen sind in diesem Teile des Dorfes außerdem noch die Stellen 96, 86, 84, 83, 75, 76, 67, 10a und 3⁴⁶.



Zeichnung 1

⁴⁶ 45) Gefolgt aus dem Vergleich mit der Katasterkarte von 1830, aus älteren Baugesuchen (Amt Sundern) und mündlicher Überlieferung. Auch die Häuser dieser Stellen sind alle jung. Unsere Zeichnung stützt sich im wesentlichen auf die Katasteraufnahme von 1912 und hat nur die wichtigsten Gebäudeänderungen nachgetragen.

Im westfälischen Streusiedlungsgebiet erfolgte die Ansiedlung der neuentstehenden Besitzerklasse nicht im Dorf, sondern außerhalb in der Mark. Darum entwickelte sich dort die Bauerschaft nicht zum geschlossenen Dorf. Für das Haus ergeben sich daraus ganz andere Lagebedingungen. Bei der Auffüllung zum geschlossenen Dorf werden die Bauplätze in einem Maße knapp und kostbar, daß man immer rationeller mit der Aufteilung des Bodens verfahren muß. Besondere Wege kann sich das Gehöft und erst recht der kleinere Mann nicht mehr leisten. Das Haus richtet sich nach den vorhandenen Wegen, nicht mehr umgekehrt der Weg nach dem Gehöft. „Dadurch werden die Wege für das geschlossene Dorf zur Gestaltungsgrundlage, gleichsam zu Fäden, an denen sich die Gebäude aufreihen“⁴⁷. Von seiner alten Selbständigkeit der Lage muß das Haus dabei ein gut Teil aufgeben. Bebaute man früher vor allem die günstigste Stelle im Gelände, so ist man heute vielfach in solchem Maße an die vorhandenen Straßen mit ihren Licht- und Wasserleitungen und ihren Abzugskanälen gebunden, daß man zu Gunsten der daran geknüpften Vorteile Schwierigkeiten des Geländes und der Platzauswahl künstlich behebt, oder die Bauform des Hauses entsprechend abwandelt. So tragen mancherlei Faktoren dazu bei, den Charakter des Hauses und mit ihm das gesamte Siedlungsbild zu wandeln.

Nicht das Kleinleutehaus an sich zerstört die Einheitlichkeit des Dorfbildes. Die älteren Bauten dieser Art machen es nur reizvoller und mannigfaltiger. Aber die vom Kleinleutehaus notwendig ausgehende Bevorzugung der Straße bringt die Abwendung vom vollplastischen, in der Landschaft ruhenden Baukörper mit sich und führt schließlich zur Fassadenhaftigkeit. Um das alte Bauernhaus herum war allseitig genug freier Platz, daß seine Schauseite nicht von außen her festgelegt werden mußte; sie erwuchs aus der inneren Zweckmäßigkeit und blieb darum das zum Ganzen passende Gesicht, während die neueren Häuser gleichsam mit Maske austreten. Die Fassadenhaftigkeit des 19. Jhdts. ist auch auf anderen Gebieten und in nicht dörflichen Kreisen nachweisbar. Mittel und Weg, sie zum Ausdruck zu bringen, konnte der Endorfer von schon vorhandenen städtischen Vorbildern herleihen. Weil auch im Dorfe selbst die Verhältnisse andere geworden sind, ist das mehr als bloße Nachahmung.

Die durch fortwährende Neuansiedlung hervorgerufene Knappheit und Eingeengtheit des Wohnplatzes veranlaßte auch zum guten Teil die anfangs (s. S. 12) erwähnte Verlegung von Bauernhöfen an den Hang. Dabei werden die Wege, die ins Feld führen, als Zufahrtswege für den Hof benutzt.

Als die moderne Industrie mit ihrem großen Bedarf an Arbeitskräften raschere Verdienstmöglichkeiten brachte als das bäuerliche Tagwerk, hörte die Zusiedlung auf. Die Bauerndörfer sind dann eher zurückgegangen, als daß sie sich weiter ausgedehnt hätten. Endorf hat seinen Hauptzuwachs zwischen 1750 und 1850 bekommen. Auch heute ist es ja nicht so, daß sich Leute wegen der Verdienstmöglichkeiten auf den Fabriken in Sundern in Endorf ansiedeln. Der tägliche 6 km lange Weg mit dem Rade wird nur von Leuten zurückgelegt, die in Endorf ihren erbten Haus- und Grundbesitz haben, oder denen irgendwie billigere Lebensbedingungen in Endorf gegeben sind. So bleiben die nachgeborenen Kinder zuweilen im elterlichen Hause und bekommen dort ein paar Stuben eingeräumt. Wer es aber soweit gebracht hat, daß er sich ein eigenes Haus bauen kann, tut das lieber in der Nähe der Arbeitsstätte. Deshalb ist es den Endorfern bis jetzt noch nicht eingefallen, auf Mietsleute hin zu bauen. Wo ein Bauern- oder Handwerkerhaus aus irgend einem Grunde nicht voll benutzt wird, werden fremde Mietsleute aufgenommen, im übrigen bewohnt jede Familie ein Haus für sich. Erst seit in jüngster Zeit der Fremdenverkehr eingesetzt hat, spielt man mit dem Gedanken der Verdienstmöglichkeit auch durch das Haus

⁴⁷ 46) Martiny: Hof und Dorf in Altwestfalen, Stuttgart 1926, S. 303.

und beginnt bei Neuanlagen und Umbauten darauf Rücksicht zu nehmen. Doch ist dieser Standpunkt dem Bauern immer noch fremd, er baut in erster Linie für seine Familie und seinen Betrieb und rechnet nicht mit einem Rentenwert des Hauses.

Die Verdienstmöglichkeiten außerhalb der Land- und Forstwirtschaft sind im Dorfe beschränkt und wenig entwicklungsfähig. Die Ursache dafür liegt vor allem in der großen Entfernung von der nächsten Bahnstation. So ist der Bauer immer noch der angesehenste Mann im Dorfe. Auch die Arbeiter, die zur Fabrik gehen, sind mehr oder weniger an den Boden gebunden, und in den älteren von ihnen lebt die bäuerliche Tradition noch stark. Gewiß trägt der Aufenthalt und die Arbeit in den Fabrikräumen unter teils [16] landfremden Industriearbeitern dazu bei, daß ein neuer Geist ins Dorf einzieht, aber man darf den Fremderwerb nicht allein verantwortlich machen für den Rückgang der bäuerlichen Gesinnung. Nebenerwerb hat der Endorfer immer schon gekannt. „Außer und in dem Hause beschäftigt, finden sie Mittel, das große Kapital der Zeit mit Vorteil zu benutzen, statt daß der Bauer (ich rede von dem kleinen Bauer) welcher bloß auf fein Feld beschränkt ist, das ihn nicht anhaltend beschäftigen kann, einen guten Theil davon verliert“ redet zu Beginn des 19. Jhdts. J. N. v. Schwerz dieser kombinierten Wirtschaftsweise das Wort⁴⁸. In der zweiten Hälfte des 17. Jhdts. begegnen in Endorf Schreiner, Schuster, Schmied und Branntweinbrenner⁴⁹, Anfang des 18. Jhdts Sagemüller, Schmied und Kleinschmied, Leinweber, Schneider, Böttger, Loher, Strohecker und Schreiner⁵⁰ unter den eingesessenen Bauern. Die Straßenlieger und Beilieger sind in den meisten Fällen Tagelöhner. Im 19. Jhd., als in benachbarten Gebieten schon die neue Industrie aufblühte, sind unsere Bauern vielfach als Fuhrleute über Land gezogen, mit ihren zweirädrigen Karren in der Hauptsache Kohle, auch wohl Erz und Roheisen verfrachtend⁵¹. Gruner sagt den Einwohnern des Herzogtums nach, daß sie ihre Bergwerke schlecht benutzen und die „Produkte exportieren“. „Statt durch eigene Bearbeitung derselben zu gewinnen, überlassen — die indolenten Einwohner diese lieber ihren Nachbarn⁵².

In der Nähe von Endorf waren alte Eisen- und Bleigruben⁵³, die vorübergehend in gutem Ansehen gestanden haben. Die Bleigewinnung war zeitweise so erheblich, daß der Kölner Kurfürst im Dorfe ein kleines Herrenhaus unterhielt und dort selbst zuweilen anwesend war⁵⁴. Ein unmittelbarer wirtschaftlicher Einfluß des Bergbaus auf das Dorf ist nicht nachweisbar, fremde Bergwerksjunker betrieben die Geschäfte. Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. wurden auf dem Recklinghauser Hammer und auf der 5 km südlich von Endorf im Gebirge liegenden Endorfer Hütte Eisenerze eingeschmolzen. Dorthin haben die Bauern vielfach ihre Holzkohlen gebracht, wie aus den alten Lieferscheinen und Notizen in den Hofesakten hervorgeht. Einzelne Bauern sind auch im Besitz von Bergwerksanteilen gewesen. Als gegen Ende des 19. Jhdts. die Industrie sich ganz auf den modernen Transportverkehr durch die Eisenbahn einstellte, lohnte sich die Erzförderung nicht mehr. Damit ist die bodenständige Industrie in unserem Gebiet erloschen. Die neue Industrie geht von anderen Voraussetzungen

⁴⁸ 47) v. Schwerz: Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen u. Rheinpreußen. I. Teil, Stuttgart 1836, S. 399.

⁴⁹ 48) Schatzungsregister von 1685. Landständ. Archiv Arnsberg IV A 3.

⁵⁰ 49) Schatzungsregister v. 1717. Landständ. Archiv Arnsberg II A 8.

⁵¹ 50) Die Überlieferung erzählt noch davon, wie die Endorfer Kohle und Eisenstein zur Lenne und ins Siegensche gefahren haben.

⁵² 51) Gruner a. a. O., S. 407.

⁵³ 52) vgl. S. 9 Anmerk. 17.

⁵⁴ 53) Ermes a. a. O., S. 600. Unter Kurfürst Ernst, Ende des 16. Jhdts., wurde Endorf auch zur Bergfreiheit erhoben, doch schwindet die Bezeichnung schon um die Mitte des 17. Jhdts. wieder aus den Akten. Von ähnlich kurzer Dauer wird die „Hansezeit“ des Dorfes gewesen sein. Unter Arnsberg gehörte Endorf zum Soester Quartier.

aus. Sie beherrscht mit den modernen Transportmitteln den Raum, sie ballt sich in größeren Zentren zusammen und hat sich ihre mechanischen und ihre menschlichen Arbeitskräfte unter der Herrschaft des Kapitals nach den Gesetzen des wirtschaftlichen Profits beliebig weit herholen können. Nicht, daß der Bauer in seinen freien Stunden zum Hammer greift, ist das Verderbliche, schlimmer wirkt sich das Erwachen des Handelsgeistes und der kapitalistischen Spekulation aus. Das spiegeln die Häuser des Dorfes mit handgreiflicher Deutlichkeit, das zeigt sich bald auch in der Dorfgemeinschaft.

Wenn die Bodenbewirtschaftung an sich schon genügte, um das hervorzurufen, was wir die bäuerliche Lebensform nennen, so hätten das 19. und das beginnende 20. Jahrhundert auf diesem Gebiet andere Ergebnisse zeitigen müssen als sie in Wirklichkeit getan haben. Die Bauern hatten ja nach der Markenaufteilung weit mehr Grund und Boden unter der Hand als jemals zuvor⁵⁵, und davon fiel infolge der neuen Gesetzgebung auch für die kleinen Leute ihr Teil ab, die bis dahin keine Möglichkeit zum Landerwerb gehabt hatten. Der Staat setzte sich für verbesserte Anbauformen ein. Die gesamte Landwirtschaft nahm in der 2. Hälfte des 19. Jhdts. einen ungeahnten Aufschwung. Aus dem bescheidenen Ackerwirt wird schon um die Jahrhundertmitte immer mehr der Ökonom und zuletzt dann der Gutsbesitzer, der keinen bodenfremden Nebenerwerb mehr nötig hat. Und doch zerfällt die bäuerliche Kultur mehr und mehr.

Als zu Beginn des 19. Jhdts. die alte bäuerliche Verfassung ganz aufgehoben wurde, geschah das einmal aus aufklärerischen und freiheitlichen Beweggründen. Zum andern aber auch, weil die wirtschaftliche Lage der Territorialherren so verfahren war, daß es im alten Geleise nicht weiter ging. Auch die Bauern waren zum größten Teil verschuldet. 1801 reicht der Bauer Götter bei der Oberkellnerei zu Arnsberg ein Gesuch um Erlaß der drei Jahre rückständigen „Pächten“ ein und gibt darin an, das Kirchspiel Stockum habe durch Franzosen besonders gelitten. Die Einwohner leisteten nicht nur hohe Abgaben an den Feind, „statt ihre Felder zu bebauen, mußten sie den Franzosen fast Tag und Nacht zu allerhand Diensten bereit stehen.“ Das habe auch seine Eltern betroffen⁵⁶. Die nach der Säkularisation eingerichteten Rentämter hatten allgemein große Mühe, die rückständigen Abgaben einzuziehen. Eine Reihe von Gütern werden unter der Bezeichnung [17] wüst geführt und die Abgaben dementsprechend gesenkt⁵⁷. Umso schwieriger war die Durchführung der Ablösung. Es scheint, daß die Bauern vor allem versucht haben, auf irgend eine Art und Weise an Bargeld so kommen. Die Landwirtschaft mußte darunter leiden. Von Schwerz klagt auf Grund seiner Reiseerfahrungen von 1816 über die Bauern an Haar und Hellweg ähnlich: „Der eine gibt sich an den Produktenhandel; der andere an das Fuhrwerk auf der Landstraße; jeder liebt den unsicheren augenblicklichen Geldverdienst und versäumt sein Hofeswerk, welches ihn sicherer nähren würde, wenn er es zur rechten Zeit abfertigte and nur einzelne Tage für solche Nebenverdienste zu erübrigen suchte“⁵⁸.

Die Markenaufteilung trug zur Unsicherheit der land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse ihr Teil bei. Mit den Waldanteilen, die dem Einzelnen zufielen, setzte bald ein schwunghafter

⁵⁵ 54) Vollständige Angaben über die den einzelnen Höfen zugefallenen Anteile lassen sich wohl nicht mehr aufstellen wenn sich nicht noch der verlorengegangene Teilungsrezeß wiederfindet.

⁵⁶ 55) St. A. Münster, Reg. Arnsberg, Domänen 245, 10.

⁵⁷ 56) ebda. 245, 9-15 Akten über die Ablösung der Lasten btrf. das Crüsen, Götters, Hartmanns, Jüttners u. Sanders, Iven, Schlotdmanns und das Schüttelers Gut zu Endorf. — „Wüste“ Güter liefern z. B. statt des vorgeschriebenen fetten ein mageres Schwein, sie sind nicht in dem Sinne als wüst zu betrachten, wie etwa zur Zeit des 30jährigen Krieges manche Höfe wüst genannt werden, deren Häuser zerfallen sind und deren Äcker stückweise den „Kreditoren untergetan“ werden, falls sie nicht ganz ungenutzt liegen bleiben. „Wüst“ scheint hier allgemein nur den schlechten Zustand zu bezeichnen.

⁵⁸ 57) v. Schwerz a. a. O., S. 206.

Handel ein. Wo überhaupt Hofesakten aufbewahrt worden sind, da finden sich meist auch Handscheine über Verkauf oder Tausch solcher Waldparzellen darunter⁵⁹. Das anstehende Holz verfiel dem Raubbau, dann wußten viele Bauern mit der Blöße wenig mehr anzufangen. Der Advokat Brockhaus, Besitzer des Huxenhofes zu Endorf, klagt 1808 in der Nachschrift zu einem Grundstücksverzeichnis dieses Hofes sehr über die Folgen der Aufteilung: „Die Antheile deren gantz unordentlich vertheilten Mark-Bergen liegen, wie die Nummern zeigen, zerstreut voneinander, können also nicht ordentlich geheget noch vernutzt werden, sind wie das nachgesetzte Taxatum beweiset von keinem besonderen Werth. es wäre demnach zu wünschen, daß von Großh. Regierung eine bessere, dem Wohl sämtlicher Interessenten angemessene Theilung verordnet werde, worauf ich ehemals schon mehrmals, aber vergebens angetragen habe. Sölte indessen dieses nicht geschehen, so müßte man auf Lehnherrliche Bewilligung rechnen können die zerstreuten Bergtheile so viel sich in der Folge würde thun lassen, gegen andere, näher gelegene aneinander tauschen zu dürfen⁶⁰. Als kurz darauf der freie Grundstücksverkehr gesetzlich erlaubt wurde, stand dieser letzten Forderung nichts mehr im Wege. — Ein alter Bauer aus dem Nachbarkirchspiel erzählte mir, die Endorfer hätten es im Winter früher so gehalten: Nach der morgenlichen Drescharbeit seien sie bis 2 Uhr mittags in den Wald gegangen und hätten Holz gehauen, dann wären sie nach Hause gekommen zum Mittagessen, und am Spätnachmittag hätten sie sich ins Wirtshaus begeben, um Karten zu spielen, dabei Waldanteile und Schafe zum Gewinn setzend. Die Endorfer wollen so etwas zwar nicht wahr haben, aber ein Teil davon mag doch stimmen.

Große Umstellungen muß die Markenaufteilung auch für die Viehwirtschaft gebracht haben. Der genossenschaftliche Austrieb hörte auf⁶¹, und man mußte sich an die Privatnutzung gewöhnen. Bezeichnend ist aber, daß gerade die Schafzucht im 19. Jhdt. blüht. Es ist die einzige Form der Viehhaltung, die bis heute noch nicht an bestimmte Wiesen und Weiden gebunden ist, sondern nach Gewohnheitsrechten die Abfälle der gesamten Feldflur nutzt. Daß die Schäfer dabei nicht immer ehrlich sind, wissen die Bauern ganz gut und spielen auch bei Gelegenheit darauf an. Doch geht keiner dagegen ernstlich vor. Vielleicht bleibt es dabei, weil noch in der vorigen Generation auch diese Bauern selbst Schafe hatten und sie auf ähnliche Weise weiden ließen. Das Rindvieh war früher in schlechtem Zustande. Auch bei uns wissen alte Leute noch zu erzählen, die Kühe hätten im Frühjahr nicht aufgekonnt vor Schwäche, die Stallfütterung wäre kärglich gewesen, das bißchen Heu hätten vor allem die Pferde gekriegt⁶².

Die Pferde hielt man besser im Futter, weil sie unentbehrlich waren nicht nur für die Feldarbeit, sondern auch für den Transport der Holzkohlen und der Lohe. Der Bauernwald des 19. Jahrhunderts scheint bei uns hauptsächlich Niederwald gewesen zu sein⁶³ Die Leute wissen noch von einigen alten hohen Eichenbeständen, **[18]** welche ihnen aber als etwas

⁵⁹ 58) vgl. auch Grafe a. a. O, 171f.

⁶⁰ 59) St. A. Münster. Lehnarch. Meschede, Spez. 67. Der Markenteilungsrezeß ließ sich trotz aller Anfragen und Nachforschungen bei den infrage kommenden Stellen in Arnsberg und Münster nicht auffinden. Nach jüngeren Aufzeichnungen im Familienbuche des Kraus Gutes wurde er 1773 vollzogen. Das Dorf Endorf war berechtigt mit 25 · Hufen. Diese Angaben bestätigen sich durch dem 19. Jhdt. angehörige Abschriften von Markenteilungsverhandlungen im Besitz des Strackenhofes zu Endorf.

⁶¹ 60) Zunächst versucht man zwar, Mast und Hude „wie von altersher“ gemeinsam zu nutzen, aber das wird nach der Aufteilung immer schwieriger und nimmt Anfang des 19. Jhdts. ein Ende.

⁶² 61) Wenn man den Ausführungen von Schazmann: Beyträge für die Geschichte und Verfassung des Herzogthums Westphalen, Darmstadt 1805, S. 22, trauen kann, so galt die Arbeit mit Ochsen selbst bei den Knechten als eine Art von Beschimpfung. Die meiste Arbeit geschah mit Pferden. Sch. schöpft aber nicht aus eigener Anschauung, sondern lehnt sich hier wie in der Beschreibung des Hauses stellenweise wörtlich an Springer an, dessen „Versuch eines Beweises, daß Tacitus seine Erzählungen von den alten Deutschen aus Westphalen genommen habe“ (veröff. bei Ernesti: Beyträge zur Geschichte der Deutschen, Bayreuth 1796) von Rinteln aus und folglich unter einem anderen Westfalenbegriff als dem des Herzogthums geschrieben ist.

⁶³ 62) vgl. Müller-Wille in den Westfälischen Forschungen I, 1938, 51-86.

Besonderes gegolten haben. Die aus der Niederwaldwirtschaft gewonnene Holzkohle, die Lohe und die Schafe, das ist der klingende Akkord der bäuerlichen Anschreibebücher des 19. Jhdts. Bis in die 60er Jahre bestand ja Eisenverhüttung in der Nähe von Endorf, die viel Holzkohle benötigte, und auch die Eichenlohe ließ sich noch gegen Ende des Jahrhunderts in den Gerbereien gut absetzen. Die Kriegszeit hat ein spätes Nachblühen dieser Wirtschaftszweige gebracht, dann kamen die reinen Fichtenkulturen immer mehr auf.

Die Schafe hielt man umso lieber, als sie auch zur Düngung der Acker unentbehrlich waren. Diese haben sowieso, ehe der Kunstdünger kam, oft wenig aufgebracht. Man wandte die verschiedensten Methoden der Düngung an. Vom Druberg, wo heute noch der Wald besonders schlecht gedeiht, holte man früher die Heideplaggen zur Streu für die Ställe. Die Alten erzählen noch vom *Häid hacken*. Aber diese Heideplaggenstreu aus den Ställen reichte nicht hin. Auch vom sogenannten Torfen wissen die Leute noch, einer wegen Holzverschwendung oft verbotenen aber immer wieder geübten Art kombinierter Plaggen- und Aschendüngung, bei der große Reisigbündel unter die umgepflügte Grasnarbe gelegt und angezündet wurden⁶⁴. Das ganze 19. Jhd. hindurch muß diese Art der Düngung sehr gebräuchlich gewesen sein, und es erscheint den Leuten heute sehr verwunderlich, wenn die Alten erzählen, wie man früher im Sched und im Rammestall die Äcker *dreisk* liegen ließ und statt dessen auf dem Eversberg und in der Düëmbecke, wo heute längst wieder Wald wächst, auf „Torfländer“ säte. Im Schede sei auf den Äckern der Ginster hochgekommen, und alle diese dreischen Stücke hätten so gut es ging als Viehweide gedient, weil man *Kämpe* (Weiden im heutigen Sinne) noch nicht kannte. Wenn der Klee nicht geraten wäre, dann hatte es für die Kühe schlecht ausgesehen.

Die kleinen Leute hatten noch in den 60er Jahren kaum Kartoffeln: *et woß jo nix* (es wuchs ja nichts). Das bißchen Stroh, heißt es, hätte man fürs Dach gebraucht, und so sei schließlich nur eine Karre voll Hittenmist (Ziegenmist) dagewesen, die wenig genützt hätte. Erst mit dem Kunstdünger wurde alles anders⁶⁵.

Einen Überschuß an Feldfrüchten hat unser Dorf heute noch nicht, wenn man von der Kartoffel absieht, die jetzt im Herbst in größeren Mengen zu den nächsten Industrieorten ausgeführt werden kann. Was sonst gegen früher mit Hilfe des Kunstdüngers mehr geerntet wird, wirkt sich höchstens in einem vergrößerten Viehbestande aus. Das Vieh und das Holz, der Berge sind die Haupteinnahmequellen. Das Bargeld, das der Bauer früher oft durch Nebenerwerb beschaffen mußte, holt er heute aus dem Wald. Fast alle Waldparzellen sind aufgeforstet, meist mit Fichten. Zuerst sollen sich zwar die Bauern gegen das Ansinnen, Fichtensamen zu legen, sehr gesträubt haben. Die Endorfer waren so „klug“, den ihnen von der hessischen Regierung aufgenötigten Samen vorher in den Backofen zu stecken, damit nur ja nicht zuviel davon aufging. Die „dummen“ *Häner* (= Hagener, aus dem Dorf Hagen⁶⁶) waren damals nicht so schlau, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ihnen wuchs infolge ihrer „Dummheit“ früh ein schlagreifer Gemeindeforst heran, der ihnen zeitweise das Steuerzahlen ersparte. Wieder eine Geschichte, die die Endorfer ärgern muß, die sie aber trotzdem selbst erzählen.

⁶⁴ 63) vgl. Beschreibung des Torfens bei is. Schwerz a. a. O., S. 409.

Der obengenannte Huxe klagt darüber, daß in der „ohnein fruchtbaren Endorfer Feldflur jedes Jahr über 8000 Reisigbündel (Böhrden) vertorft würden, wodurch eine ungeheure Menge junger Pflanzen in Rauch aufginge. Abschriften über Markenteilungssachen auf Stracken Hof.)

⁶⁵ 64) Eine genaue Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse des 18. u. 19. Jhdts. für unser Dorf bedarf noch besondere Voruntersuchung, vgl. dazu schon Müller Wille: Der Feldbau in Westfalen im 19. Jhd. Westfäl. Forschungen I, 1938, 302 ff.

⁶⁶ Um eine Verwechslung mit der Stadt Hagen i.W. zu vermeiden, wird der Ort in der Umgebung oft „Kuhsschishagen“ genannt (wdg)

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Besserung der wirtschaftlichen Lage langsam sichtbar in den Aufzeichnungen und Überlieferungen unserer Bauern. Die Auswanderungen nach Amerika hören allmählich auf, die abgehenden Kinder bekommen größere Summen ausbezahlt, die Schulden auf den Höfen werden abgetragen, und an ihrer Stelle sammeln sich nach und nach Kapitalien an.

Jetzt erkennt man auch die Änderung, die zwischen Haus und Besitz eingetreten ist. Das Haus hat nun nicht mehr nur die Größe und Qualität des bäuerlichen Anwesens zu repräsentieren, sondern auch die Zutat des Sparkassenkontos. Das Geld fängt an, eine selbständige Rolle zu spielen auch beim Bauern. Der Handelsgeist ist erwacht und in den Vordergrund getreten. Wir haben das typische Beispiel eines „Handelshauses“, das damals entstanden ist (Bild 4). Wie die Faust aufs Auge fällt es 1888 in die schwarzweiße Schlichtheit der bisherigen Bauweise ein und stellt alle Dorftradition auf den Kopf durch Eröffnung eines großartigen „Manufaktur“-ladens. Die Kinder dieses Unternehmers, erzählen die Leute, hätten sich die Schuhe nicht selbst zuknöpfen dürfen, das hatte das Mädchen tun müssen. Und den ersten Christbaum hätte dies Geschäft ins Dorf gebracht, bis dahin hätte man noch keinen gekannt. Doch war das ganze Unternehmen zu fortschrittlich und hielt sich nicht lange. Nur das allzu moderne Haus steht noch als Zeugnis für diesen Fall, der wie kein anderer zeigt, wohin die Entwicklung ging.

Ende des 19. Jahrhunderts baute man auch die Straßen zu den Nachbarorten nach und nach aus. Die neue Schule steht heute noch da als häßlicher Rohbau. Die alte kleine Kirche wurde 1897 abgerissen und [19] dafür eine größere neugotische gebaut, die nicht mehr dem hl. Jodokus, sondern dem hl. Sebastian geweiht ist. 1907 erstand das moderne Pfarrhaus. Das Dorf brachte es noch vor dem Kriege zu einer Wasserleitung und zur elektrischen Licht- und Kraftanlage. Auch die Verkoppelung der Felder und die Bereinigung der Flurgrenzen wurde in diesen Jahren durchgeführt.

Der richtige Bauer stellt sich nur langsam um. Die Neuanlagen im Dorf haben viel Kampf gekostet. Beim eigenen Hause entschloß sich die Mehrzahl sehr schwer dazu, ihr gutes Geld in die äußere Aufmachung zu stecken und „Unnötiges“ anzulegen. Die ersten Höfe, die das wagen, fallen aus dem gewöhnlichen Rahmen heraus. Der eine Bauherr ist ein Rentier, ein Bauer, der sein Land größtenteils verkauft und sich mit dem Gelde zur Ruhe setzt. Der andere, der größte Bauer des Dorfes, hat die Idee, sein Werk mit den allervollkommensten Einrichtungen der Neuzeit versehen zu müssen. Er geht mehr von der wirtschaftlichen Zweckbestimmung aus, und die Leute bestaunen heute noch die unerhörte Einrichtung seines Stallgebäudes, wo vom Hange hinter dem Hause der Erntewagen über breite Brücken gleich auf den Boden fahren kann (Bild 20). Durch Luken gelangt das Futter von dort in den Stall, und aus dem wiederum kann der Mist gleich in die daruntergelegene Düngerstätte geworfen werden, die dann mit dem Hofraum in einer Ebene liegt, während für das Vieh auf der Rückseite der höhergelegene Ausgang ist. So gut und schön das auch ist, im Grunde sind sich die Bauern doch einig, daß ein solcher Hof nur ein Ausnahmefall sein kann: *Häi hiät te oostüärig*⁶⁷ *bugget, un wann de Kreyg nit kummen wör, wör me 't ganze Wiärk dertau gohn.*

Die Gebäude im sog. Schweizerstil galten um die Jahrhundertwende als die besten. Auch der Kempfen Hof, der um diese Zeit abbrannte, baut 1900 ein Ziegelhaus mit Holzwerk nach

⁶⁷ 65) *oostüärig*: oo = urg. (wie in mhd. *amaht* æ = hd. Ohnmacht): vgl. Kluge-Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bln. u. Lpzg. 1934 11, S. 425); *stüärig* schwundstuf. zum heutigen steuern (?) *oostüärig* also etwa: das was nicht zu steuern ist (vgl. Schiller-Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch, 6 Bde. Bremen 1875 - 1881, I 134 f. asturich).

schweizerischem Muster. Diese seit der Mitte des 19. Jhdts. sich über Deutschland verbreitende Liebhaberei⁶⁸ hat sich für unsere Bauern aber bald als unpraktisch erwiesen. Das bloß schmückende Holzwerk am Giebel ist beim Hause von 1896 (Bild 22) später wieder abgerissen worden. Noch vor dem Kriege geht man von solchen zierenden Äußerlichkeiten ab, aber andere „Fortschritte“, die mit dem Schweizerstil aufgekommen sind, setzen sich durch. In den Kriegsjahren ruht die Bautätigkeit naturgemäß. Doch die sog. flotte Zeit führt bald das einmal Begonnene fort und räumt nun vollends mit der überlieferten bäuerlichen Bauweise auf. *Frögger sagte me, bo ne olle Kiffe (= altes Haus) is, do is Geld, gitzund stemmet dät nit mehr*, hörte ich in den 20er Jahren einen Bauern sagen. Damit sprach er die neue Wendung aus. Dem Sparkassenguthaben traute man nach der Inflation nicht mehr in dem Maße wie früher. Wer Geld hatte, der legte es an, der baute neue Ställe und änderte zumindest sein Wohnhaus, kaufte Land, Maschinen und verbesserte seinen Betrieb. Der *nigge Huaf* fiel nun sehr ins Gewicht im bäuerlichen Standesbewußtsein. Nicht nur im Sauerlande, auch anderswo auf hauskundlichen Fahrten, wenn man die alten Häuser aufsuchte, konnte man bis vor kurzem immer wieder die Entschuldigung hören: „Wir hätten auch ein neues Haus, wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre.“ Das alte Haus war beinahe zum Armutszeugnis geworden, selten bewahrte es noch die alten Sitten, und so trifft man heute nur noch wenig Leute, die mit ihrem alten Hause zufrieden sind, obschon es vor Städtlern doch längst nicht mehr ehrenrührig ist, in einem altertümlichen Bauernhause zu wohnen. Wir müssen später noch darauf zurückkommen.

Die bäuerliche Wirtschaft hat sich in den Nachkriegsjahren in mancherlei Experimente gestürzt, zuerst mehr freiwillig aus einer gewissen Neigung zur Spekulation, zuletzt notgedrungen. heute sehen viele Bauern das Groteske ihrer damaligen Lage ein. *Et leste wören et säogar de Hauhner, dai uës retten sollen*, meinte einer im Hinblick auf die sogenannten Hühnerfarmen, die gegen 1930 in Mode kamen. Die radikale, einseitige Einstellung, sei es nun auf Schweinemast oder Weidevieh oder irgend etwas anderes, verlangte vom Bauern zeitweise fast die Spekulationstüchtigkeit eines Börsenmannes. Wären ihm nicht Zeitung und Radio mit ihren Marktberichten zu Hilfe gekommen, hätte er dabei noch öfter hereinfallen müssen. Der flotten Zeit folgten vielfach wieder Armut und Verschuldung. Diese ganze Entwicklung spiegelt sich mehr oder minder greifbar im heutigen Siedlungsbilde.

Der Volkskundler läßt sich nur zu leicht immer wieder dazu verleiten, vor allem auf das Alte Jagd zu machen und zwischen damals und heute einen Abgrund zu belassen, den er nicht zu untersuchen wagt. Wenn er aber nicht nur „Alttertumsforscherei“ im Sinne einer Liebhaberei betreiben will, wird er nicht umhin können, auch in jenen Zeiten den untergründigen Kräften des Volkstums nachzuspüren, die nach außen hin ein wenig erfreuliches Bild abgeben. Unsere Bauern des beginnenden 20. Jahrhunderts, die Häuser im Schweizer Stil und nach städtischem Muster als die besten ansahen, waren im Grunde doch auch wieder Bauern, so wie ihre Vorvater im Hallenhaus. Wir werden sehen, wie sich in der Form des Wohnens länger das Gute der alten Auffassungen hält. Und gerade aus der Auseinandersetzung dieser überlieferten [20] Lebensnorm mit neuen, nicht dazu passenden Häusern lassen sich wertvolle Einsichten schöpfen. Darum beschränken wir uns nicht auf die alten Häuser, es hieße die schon Sa1ale über den Kern erbeben. Die harte, nicht zu umgehende bäuerliche Arbeit schon zwingt dazu, ein gewisses Minimum bäuerlicher Lebensart nicht preiszugeben. Zugleich aber auch ist der bäuerliche Mensch immer so durch Blutserbe und Tradition gebunden, daß er nie ganz den fremden Kräften anheim fällt. Die bäuerliche Lebensauffassung kann weitgehend verschüttet werden, wird aber nie untergehen, solange der Hof als Erbgut der Familie besteht.

⁶⁸ 66) vgl. Sig. Erixon: Geschichte und heutige Aufgaben der Bauernhausforschung. Haus und Hof im nordischen Raum II, Leipzig 1937, S. 1.

In dem im Bauernstande noch allgemein vorhandenen „auf Erhaltung des Grundbesitzes als Stelle und im Blute“ gerichteten festen Sinn, der ein durchschlagender Zug gerade des sächsischen Stammes ist, sieht Schorlemer-Alst schon um 1860 den Faktor, durch den allein das Bauerntum vor dem Untergange gerettet werden kann⁶⁹. Unser Reichserbhofgesetz hat aus den Auseinandersetzungen des 19. und 20. Jhdts. die klare Folgerung gezogen und die alten bäuerlichen Rechtsanschauungen gesetzlich gefestigt. Auf dieser Grundlage wird sich das Bauerntum von der Verstrickung in den Liberalismus freimachen und allmählich gesunden können.

2. Höfe und Häuser.

Der Bauer sieht Haus und Hof nicht getrennt, das Haus geht in der Einheit des Hofes auf. Die Bezeichnung *Huaf* kann sowohl die Gebäude wie auch den Grundbesitz meinen. *Diu briukes nit te denken, diu können de reykesten Miäkes friggen, män wail de ,n nigger Huaf hiäs*, bekam ein Bauernsohn von einem Mädchen zur Antwort, um das er sich bemühte. Hier bedeutet *Huaf* die Gebäude, denn die waren neu, das Besitztum an sich war sehr alt, nur war es eben kleiner als der elterliche Hof des Mädchens. Man kann aber auch sagen: *Häi hiät en ganz netten Huaf, bläöß de Gebuilichkeiten sind slecht*. Wenn hier in *Huaf* der Grundbesitz mehr im Vordergrund steht, der Gedanke an das Haus liegt doch nicht weit davon ab. In der alten bäuerlichen Anschauung ordnet sich das gesamte Haus organisch dem Wirtschaftsgedanken unter, es ist nicht mehr als die Mitte des Betriebes, aber es ist auch nicht weniger.

Neben Hof steht die Bezeichnung Stätte bzw. Solstätte, die im mundartlichen *Steye* lebt und in der hochdeutschen Umgangssprache gewöhnlich als Stelle auftritt. Wie unter den Hofbegriff fallen auch unter den der Stätte oder Stelle sowohl die Ländereien wie das Haus. Daß das Wort Solstätte bedeutungsgeschichtlich umstritten ist und bald das Gesamtgut, bald nur die Hofstelle meint⁷⁰, hat hier seine innere Begründung. Für den engeren Begriffsinhalt der bloßen Hofstelle spräche die mundartliche Anwendung nur auf kleine Anwesen. Die Klärung der Zusammenhänge zwischen Hof, Stätte und Stelle wäre von besonderem Interesse bei der volkskundlichen Deutung der sich heute neuprägenden Begriffe Erbhof und Heimstätte.

Wie bei Hof und Stelle vor allem die Größe des Anwesens Ausgangspunkt der Bezeichnung zu sein scheint, so tritt bei „Erbe“ (*lärve*) mehr das Recht, bei „Gut“ (*Guët, Güerreken*) der Besitz, bei „Werk“ (*Wiärk, Wiärksken*) die Arbeit in den Vordergrund. In all diesen Bezeichnungen aber wird das Haus als selbstverständlicher Teil des Ganzen vorausgesetzt.

Der Bauernhof und das Kleinleutehaus.

Es ist ein Unterschied, ob ein Haus in der geschlossenen Einheit des Hofes erwächst, oder ob es für sich gebaut wird. Mag es in letzterem Falle auch die bäuerliche Bestimmung hinzu empfangen, sie bleibt dann dem immer mehr oder weniger der freien Wahl der Bewohner überlassen. In dieser Freiheit, das bäuerliche Element je nach Bedarf stärker oder weniger stark betonen zu können, unterscheidet sich der ländliche Fabrikarbeiter und Gewerbetreibende mit geringem Landbesitz vom Bauern, der zwar auch bis zu einem

⁶⁹ 67) a.a.O., S. 5

⁷⁰ 68) Grimm: DWb. X, 1507 und VIII 1704. Vgl. auch Schmoeckel: Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatz dargestellt, Bonn 1912, S. 31 f.

gewissen Grade einer Nebenbeschäftigung nachgehen kann, dessen bestes Können und Vermögen aber in seiner Landwirtschaft steckt. Selbst wenn er wollte, könnte er sich dem Zwange der bäuerlichen Arbeit nicht entziehen. Welche Spannungen das in der Dorfgemeinschaft hervorruft, werden wir noch sehen. Hier soll die Tatsache als solche aufgezeigt werden, um den grundlegenden Unterschied zwischen Bauernhaus und Kleinleutehaus dar zu tun.

Das Bauernhaus ist seiner Natur nach zuerst Wirtschaftshaus und dann Wohnung. Das Kleinleutehaus ist umgekehrt mehr Wohnung und dient nur nebenbei der Landwirtschaft. Damit ist nicht gesagt, daß der Bauer von vornherein weniger Wert auf Wohnung legt als der kleine Mann. Es geht nur darum, welche Bestimmung bei der Errichtung des Hauses vor allem ins Gewicht fällt. Die beiden angeführten extremen Möglichkeiten kommen selten kraß zum Ausdruck, aber am Ende der bäuerlichen Siedlungsentwicklung im [21] 18. Jhd. steht doch da, wo im Anfang der Hof und die Stätte waren, der Häusler. Hier mußte die bäuerliche Entwicklung abreißen, statt des Bodens wird über Handel und Industrie langsam das Geld die Hauptmacht. Die neue Gesetzgebung trägt die Möglichkeit des freien Grundstücksverkehrs in die Dörfer. Die Bauern dürfen Teile ihres Gutes nun unwiderruflich veräußern, irgend einer, der Geld hat, kann sie kaufen, gleichgültig ob er ein Haus im Dorf hat oder nicht. Die Grundstücke sind ein Handelsobjekt für sich geworden, eine Kapitalanlage, der Zusammenhang mit der Stätte spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Praktisch wirkt sich das zwar nicht sofort aus. Der gute Bauer hält zähe sein ererbtes Anwesen zusammen. Aber es zersetzt sich doch der bis dahin bäuerliche Aufbau der dörflichen Rechtsgemeinschaft. *Biuer*, *Ströötling* (Straßenlieger) und *Beysitter* (Beilieger) stehen jetzt gleichberechtigt nebeneinander.

Wenn gefragt wird, wieviel Bauernhäuser es heute im Dorfe gibt und wieviel unbäuerliche danebe stehen, ist die Antwort nicht ganz einfach. Bauernhäuser im guten alten Sinne, die nichts anderes sein wollen als das Herz des Hofes, sind nach 1800 seltener geworden. Wollte man nur diese alten Häuser gelten lassen, wären es wenige, und auch die wenigen sind meist in sich gestört und verbaut. Wir müssen die jüngeren hinzunehmen, wenn sie auch mit einem Auge vom Hofplatz weg zur Straße blicken und Ställe und Wirtschaftsgebäude mehr in den Hintergrund drängen. Jedes Haus werden wir ein Bauernhaus nennen müssen, das das Haupthaus eines Hofes ist, wenn es zur Straße hin auch noch so sehr sich wie eine Villa gebärdet.

Die folgende Tabelle gibt die heutige Verteilung des Bodens auf die eingesessenen Hausbesitzer wieder⁷¹.

Morgenzahl	Besitzer
500 — 300	3
300 — 200	3
200 — 100	9
100 — 50	15
50 — 20	15
20 — 10	10
10 — 1	15
unter 1	<u>19</u>
	89

⁷¹ 69) Die Tabelle wurde aufgestellt nach einer bei der Gemeinde vorliegenden Liste über Hand- und Spanndienste und Auszügen aus dem Grundsteuerekataster.

Ein großer Hundertsatz der jeweiligen Morgenzahl ist Wald. Von einer vollen Ackernahrung können wir durchschnittlich erst bei den Besitzungen von über 50 Morgen sprechen. Fassen wir den Hof in diesem Sinne auf, haben wir etwa 30 Bauern im Dorf. Auch unter den Besitzern kleinerer Stellen gibt es noch Landwirte, die ebenso ihrer bäuerlichen Arbeit und ihrem Anwesen verhaftet sind wie ein großer Bauer. Aber durchweg sind diese Stätten jünger. Alte Leute wissen noch um den Unterschied zwischen *Ströötlingen* und *Biuern*. Mit der Zahl 30 scheint früh schon die in Endorf mögliche Anzahl von Bauernhöfen erreicht worden zu sein. 29 Bauern nennt das Schatzungsregister von 1717 (vgl. S. 12). Mit 25 Hufen war das Dorf bei der Markenaufteilung berechtigt (vgl. S. 17 Anmerk. 59).

Die kleinen Leute waren demgegenüber früher sehr in der Minderzahl, während sie heute den größten Teil der Einwohner abgeben. Es fehlte ihnen die Möglichkeit, Landbesitz zu erwerben und damit auch das wirtschaftliche Ansehen, ehe die Geldwirtschaft aufkam. Sie waren ganz von den Bauern und der bäuerlichen Lebensart abhängig. Das alte Kleinleutehaus ist ein verkleinertes Bauernhaus. Heute beeinflusst eher umgekehrt das Kleinleutehaus die Bauweise des Bauern, es ist die bevorzugte Einbruchsstelle für städtische Neuerungen in der Wohnweise. Hier ist die Fabrikarbeit zum Teil mit schuld, die dem kleinen Mann das Bargeld in die Hand gab, das ihn vom Bauern und seinen langfristigen Tauschgeschäften frei machte und dem Handel und Gewerbe auslieferte. Auch der Bauer selbst arbeitet heute mehr mit Bargeld als früher, aber sein Haushalt untersteht doch noch der alten Vorratswirtschaft und der Bindung an das Selbsterzeugte. Welchen Unterschied die heutige Lebenshaltung des Dorfes gegen früher aufweist, spricht am deutlichsten aus der Veränderung, die mit dem Laden vor sich gegangen ist. Die vier Läden des Dorfes waren ursprünglich kleine Kolonialwarenhandlungen neben der eigenen Landwirtschaft. Heute sind sie fast zu Warenhäusern geworden. Der eine, den die Leute schon scherzhaft Klein-Tietz genannt haben, weil man dort nahezu alles kaufen kann (Bild 2), ist vor etlichen Jahren aus denselben kleinen Maßen erwachsen, wie sie heute der Laden von Haus Nr. 84 noch aufweist (Bild 3).

Handel und Gewerbe schieben sich als neue Schicht in die soziale Gliederung des Dorfes ein. Aber die Bauern haben bis jetzt ihre Vorrangstellung noch halten können. Das Gefühl und Interesse für das Alter eines Hofes, das heute allgemein wieder belebt wird, ist im Dorfe lebendig geblieben. Der Bauer kann mit [22] fast untrüglicher Sicherheit die ältesten Stätten aufzählen, ohne daß er im einzelnen Gründe und Jahreszahlen anzugeben weiß. Solches Wissen vererbt sich von Mund zu Mund. In einem Gutachten über den Nietensteinshof heißt es Mitte des vorigen Jahrhunderts: „Seine Schatzpflichtigkeit erweist sich schon durch die Tradition in der Gemeinde, wo man ja ganz genau die älteren Güter im Gegensatz gegen neu entstandene kennt.“ Mancher kleine Bauernhof hat bei aller wirtschaftlichen Schwäche Ansehen und alte Rechte im Dorf, während der Fabrikant oder der Kaufmann auch mit viel Geld oft nicht zur Oberschicht des Dorfes vorrücken kann. Stüve hat eine ähnliche Beobachtung gemacht. Er schreibt bei der Festlegung des Begriffes Häusling: „In der Regel denkt man sich unter demselben einen nicht angesessenen Einwohner der Gemeinde, der hauptsächlich vom Taglohn lebt. Er kann aber auch ein Handwerk oder sonstiges kleines Gewerbe betreiben, und durch diese Nebenbestimmung kommen wir dann in eine allmähliche Reihenfolge von Veränderungen hinein, welche am Ende den Arzt, den Advokaten, den Kaufmann usw. ebenfalls zum Häusling stempeln“⁷².

Wir dürfen weder das Bauernhaus noch das Kleinleutehaus gesondert betrachten, wenn wir das bäuerliche Wohnen unseres Dorfes erfassen wollen. Aus ihrer lebendigen Beziehung

⁷² 70) Wesen und Verfassung des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westfalen. Jena 1851, S. 55 ff.

zueinander wird das Dorf und wird auch der einzelne Hof zu dem, was er heute innerhalb der Gemeinschaft darstellt.

Der Wohnplatz und die Straße.

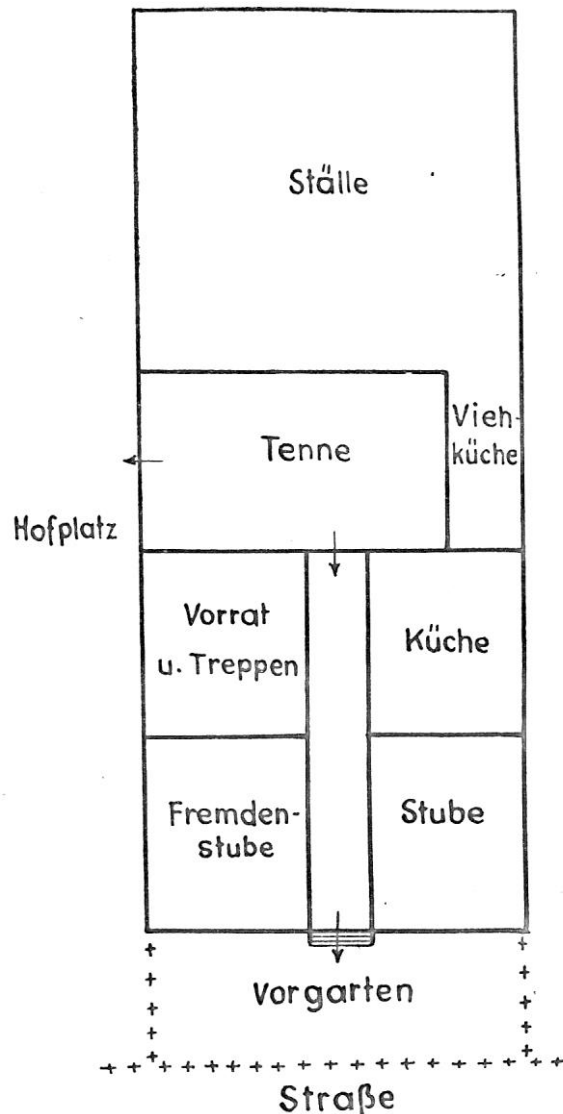
Die heutigen größeren Hofstellen liegen im wesentlichen nicht anders zueinander wie die in Karte 2 angezeichneten alten Stätten. Es sind zwar einige Höfe eingegangen und andere Anwesen dafür aufgestiegen, die Verteilung der Höfe über das Dorf ändert sich dabei aber nur wenig. Eine entscheidende Neuerung bahnt sich erst seit Ende des 19. Jhdts. dadurch an, daß einzelne Höfe, wenn sie neue Gebäude setzen, dies nicht mehr an der alten Stelle tun, sondern abseits im Feld (vgl. S. 12 u. S. 15). Auch das kleine Haus entzieht sich diesen Bestrebungen nicht, wenn bei ihm auch die Platzfrage nicht immer so einfach zu entscheiden ist wie bei den Höfen, die viel Land zur Verfügung haben. So fallen heute schon eine Reihe von Häusern aus dem alten Dorfbild heraus (Bild 1). Wie es um den Grundriß des eigentlichen Dorfes heute steht, geht aus Karte 3 hervor. Den Bauernhof erkennt man an der Größe des Wohnplatzes und an der beherrschenden Lage im Tal, die von der Straße nicht unmittelbar abhängig ist. Das kleine Anwesen schiebt sich längs der Straße gedrängt und enge oder doch nur mäßig mit Wohnplatz begabt dazwischen. Oft kann der Erntewagen nur mit knapper Not ans Haus, halb auf der Straße stehend muß er abgeladen werden. Das nachträglich hinzuerworbene Gartenland liegt vielfach außerhalb des Dorfes. Für Bäume und Grasflächen beim Hause haben kleine Anwesen selten Platz. Bleibt der Garten groß genug, sät man wohl ein Stück zur Bleiche ein und pflanzt einzelne Obstbäume, aber regelrechte Baumhöfe und Grashöfe hat nur der Wohnplatz des Bauern. Auch leistet sich der sowieso zu enge Wohnplatz kleiner Leute begreiflicherweise keine Linden, Kastanien und Eschen, wie wir sie auf den größeren Wohnplätzen antreffen können; er entbehrt überhaupt der Möglichkeit der Ausgestaltung.

Die Lage der Häuser im Wohnplatz, wie sie uns aus Karte 3 entgegentritt, sagt dem Wissenden mancherlei. Die Anordnung von 10, 68, 7 läßt klar erkennen, daß das Haus jünger ist als Straße und Wohnplatz in ihrer heutigen Form. In der Tat handelt es sich um neue Häuser. Bei anderen Gebäuden scheint es nicht begreiflich, warum sie ganz in die Ecke des Wohnplatzes gerückt sind (9, 4) und von der Straße geradezu angeschnitten werden. Das sind die alten Häuser, älter als die heutige Straße und die gegenwärtige Form des Wohnplatzes. Man kann aus der Karte auch ablesen, wie wichtig gerade für die kleinen Anwesen die Straße ist. Ihr Wohnplatz ist so knapp bemessen, daß die Straße in vielen Fällen zum Vorplatz des Hauses gemacht werden muß. Je jünger die Neusiedler sind, einen umso geringeren Wohnplatz bekommen sie. Das spricht dafür, daß die Eingesessenen das Aufkommen neuer Wohnstellen immer mehr als Bedrohung ihres eigenen Lebensraumes empfanden (vgl. S. 13). Weil der Wohnplatz immer knapper wurde, deshalb müssen sich auch die neuen Anwesen an der Straße aufreihen, eigene Wege zu einem solchen Wohnplatz zu schaffen hätte alle Sparsamkeit wieder zunichte gemacht.

An der Straße liegen, das Haus nach der Straße ausrichten, bedeutet darum zunächst nichts sonderlich Positives in der bäuerlichen Welt. Straßenlage und geringer Besitzstand sind ursprünglich miteinander verknüpft. Darum ist es verwunderlich, daß später auch das größere Bauernhaus nahe an die Straße rückt und sich nach der Straße ausrichtet, ohne daß es der Platzmangel dazu zwingt. Das erste Beispiel für eine solche Straßenlage ist ein Queraufschluß von 1790. Er gehört zu einem Anwesen, das seiner Größe nach wohl hätte ein Bauernhof genannt werden können. Es wird erzählt, der *Schepers Vatter*, der Besitzer dieses Hauses, hätte immer behauptet: *Iëk sin Biuer*, aber der Schulvikar hatte ihm entgegengehalten: *Un diu bliss doch en Ströötling*. Das Haus hat die Größe eines Bauernhauses. Neu ist nicht nur die

unmittelbare Lage an der Straße, sondern auch die Art des Fachwerks und die innere Aufteilung. Nicht in das alte [23] giebelständige Einfahrtstor mündet der Zufahrtsweg, sondern man hat die Deele⁷³ quer durchs Haus gelegt. Das Tor sitzt nun an der Traufenseite, und diese blickt unmittelbar auf die Straße. Der Hofraum liegt neben und hinter dem Hause. Zwei kleine Nachbarhäuser, die nach einem Brande schon um einige Jahre früher (1780) neu erstehen als das ebengenannte, zeigen dasselbe: nächste Nähe der Straße, Traufenständigkeit, traufenseitiger Eingang. Bisher hatten auch die kleinen Häuser, soweit das vorhandene Material es erweist, alle ihren Eingang an der Giebelseite gehabt wie das herkömmliche Bauernhaus. Häuser, die die Traufenseite besonders betonten, scheint es bis dahin nicht gegeben zu haben. Wohl führte der Weg an dem einen und anderen Bauernhause so vorbei, daß er der Traufenlinie des Hauses folgte, aber wenn das Haus ein Gesicht hatte, so war es immer die Giebelwand. *Op der Neyendüär* unter dem Giebel hielt man Ausschau nach dem, der kam und ging. Bei den kleineren Häusern der nun folgenden Bauperiode wechselt Giebelständigkeit mit Traufenständigkeit, Giebeleingang mit Traufeneingang. Das Bauernhaus entwickelt eine Kompromißlösung. Der Treppenbauer findet sie als erster. Sein Haus, 1819 gebaut, ist in der Form sehr modern und richtet sich ganz nach der Straße aus. Es rettet jedoch die alte Giebelständigkeit. Wenn auch der Strackenbauer 1854 sein Haus zu einem traufenständigen Queraufschluß umbaut und der Name um dieselbe Zeit beide Türen seines neuen Hauses an die Längsseite zur Straße hinlegt, so bleibt im allgemeinen die Schauseite nun doch unter dem Giebel, der jetzt sehr nahe an die Straße rückt. Hier im Giebel übernimmt der Eingang des Wohnteiles die repräsentativen Funktionen der Haustür. Das Deelentor bringt man an der Längsseite an, so daß man von dem zuvor genannten Eingang aus gesehen erst um eine Ecke des Hauses herum muß, um zum Tor zu gelangen (vgl. Zeichn. 2). Man kann nun das Haus von vorn, d. h. von der Straße und „hintenherum“ d. h. vom Hofplatz aus betreten. Es ergibt sich eine neue Ordnung des Wohnplatzes. Das Haus, wenn man es mit den alten Maßstäben mißt, ist völlig umgedreht. Der Wohnteil liegt nun nach vorn zur Straße hin, der Wirtschaftsteil hinten; der Wohnteil, der früher nur einen inoffiziellen, rein zweckbestimmten Ausgang hatte, bekommt jetzt den repräsentativen Eingang; das Deelentor dagegen, das früher repräsentierte, wird zum Nebeneingang. „Vor dem Hause“ war früher eindeutig der Hofplatz, jetzt wäre es sinngemäß der schmale Raum, der zwischen Haustür und Straße frei bleibt. Aber das Deelentor läßt sich nicht so vollständig zum nebensächlichen Eingang herabwürdigen wie die Übertür des alten Wohnteils. Vor diesem Deelentor muß nun einmal aus praktischen Gründen der große Wirtschaftsplatz liegen. Hier spielt sich das tägliche Aus und Ein der arbeitenden Hausgenossen ab, und für sie bedeutet „vor dem Hause“ eben nach wie vor: auf dem Hofplatz vor dem Deelentor. Das *ächterm Hiuse* und *viärm Hiuse* ist in der Umgangssprache durchaus nicht mehr ein Gegensatzpaar. Hofplatz und Straße streiten sich um das „vorn“, und es kann vorkommen, daß der Begriff *ächterm Hiuse* von der vorderen Straße her bestimmt wird, der Partner *viärm Hiuse* aber im seitlichen Hofplatz gegeben ist.

⁷³ 71) Deele ist der Fachterminus, den wir hier im Gegensatz in der hochdeutschen Umgangssprache unserer Gegend gebrauchen müssen, die das rundartliche *Diäl* mit Tenne wiedergibt.



Typ des ersten Treppenhauses
Zeichnung 2

[24] Wenn man die Straßenseite des Hauses als die vordere bezeichnet, liegt bei der Bauform des Treppenbauern der Hofraum nun neben dem Hause. Hinter dem Hause und auf der anderen Langseite schließen sich Garten und Grashof an. Diese Anordnung herrscht bis ins 20. Jahrhundert vor und wird besonders von mittleren Anwesen lange bevorzugt.

Früher war es so, daß der Hofraum gewissermaßen eine Verbreiterung des Weges darstellte, den man kam. Man mußte das Gefühl haben: Hier mündet der Weg in das schützende Haus. Das Deelentor nahm ihn in sich hinein. Jetzt gleichen die Hofplätze Sackgassen, die von der Straße abzweigen und keine eigentlichen Wege ins Haus mehr sind. Es bilden sich denn auch bald Schuppen und Scheunen im Hintergrund, die sich im Winkel an das Haupthaus ansetzen. Der Weg zum reinen Hakenhof ist nicht mehr weit, in den 90er Jahren tauchen die ersten Beispiele auf (Bild 22). Damit ist dann der Hofraum dazu verurteilt, zum Rechteck zu erstarren. Straße, Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude riegeln ihn von drei Seiten ab. Die vierte wird gewöhnlich an die gradlinige Besitzgrenze gelegt oder, falls sich noch Garten und Grashof anschließen, ebenso schnurgerade abgesetzt wie die übrigen drei. Kommt dann noch der übliche Mauerzaun aus Betonsockel mit Holzstakett längs der Straße hinzu und darin das

Von großen Zementpfeilern flankierte Einfahrtstor, so ist die Erstarrung vollkommen (vgl. Zeichnungen 8 und 9).

Die Nebengebäude standen früher jedes für sich. Ein Hof hatte außer dem Haupthaus (Bild 14) noch ein Backhaus (Bild 10) und einen Schafstall (Bild 13), die größten auch einen Spieker (Bild 12). Die Schweineställe waren meistens in einem kübnnngsartigen Anbau am Haupthause untergebracht, hatten aber nur einen Zugang von außen. Von Scheunen ist in alten Aufzeichnungen kaum die Rede, und man bezeichnet auch heute in der Mundart ein Gebäude selten als *Schiuer*. Das moderne Nebengebäude enthält beides, Stallung und Stapelraum und heißt *Stall*, *Vaihius* oder *Gebui* (Gebäude). In diesem *Gebui* sind das *Backs* (Backhaus), der *Schopestall* und der *Speyker*, die früher für sich standen, mit aufgegangen. Nur der *Schoppen* bzw. die *Remeyse* für die Geräte bilden in der Regel noch einen selbständigen Anbau. Das leichtgezimmerte *Schöppken* oder das *Vüärdaak* wird nach Bedarf bald hier, bald da angeklebt an ein Hauptgebäude und wieder entfernt, wenn es seine Dienste getan hat.

Der moderne Hof will einen zusammenhängenden Gebäudekomplex. Die kleinen Nebengebäude der alten Zeit verlangten jedes für sich wieder freien Platz. Sie durften wegen Feuergefahr nicht nahe zusammenrücken. So kam eine ziemlich weitläufige unregelmäßige Hofanlage zustande. Nicht alle Stellen wurden gleich viel begangen, manche Ecke blieb für Wildwuchs. Gras und Nessel, Strauch und Baumwerk konnten aufschießen und die Eschen- und Wildkirschenbäume hinter alten Backhäusern und Schafställen werden nicht immer eigens gepflanzt worden sein. Jedenfalls dachten die Bauern damals noch nicht an „Anlagen“. Wie es mit den Bäumen im Hofplatz gehalten wurde, beleuchtet folgende Geschichte. Als der Strackenbauer sein Haus zum Queraufschluß umbaute (1854), hatte er ein paar Wochen lang einen hessischen Mauermann da, der nicht nur seine Bauarbeit verrichtete, sondern sich auch noch sonst in der Landwirtschaft nützlich machte und darum vom Bauern sehr geschätzt wurde. Als er dann nach Ausführung des Bauauftrages habe gehen müssen, hätte er aus dem Walde ein paar junge Linden geholt. *Säo, Anton*, hätte er zum Bauern gesagt, *niu sas'te van mey äok n' Aandenken hewwen* und hätte die Linden zu beiden Seiten neben das Hoftor gepflanzt. Da stehen sie nun nach fast 100 Jahren noch.

Zu einer so lebendigen Hofanlage gehörte die Abgrenzung durch rasengedeckte Trockenmauern (Bild 11), durch Hecken und einfache Holzzäune, wie zur heutigen die Betonmauer mit ihren ordentlichen aber leblos starren Pfeilern.

Der Dorfgrundriß von 1830 (Karte 4) gibt noch weitgehend den älteren Zustand wieder. Nebengebäude und Kleinleutehäuser sind ebenso unregelmäßig zwischen die Haupthäuser gestreut, wie diese wiederum im Tale angeordnet sind. Doch ist das Gesamtbild des Dorfes bei allen Bausünden, die im einzelnen genau so gut vorgekommen sein werden wie heute, wesentlich einheitlicher gewesen als das gegenwärtige. Wo zufällig noch ein paar dieser alten Häuser beisammenstehen, kann man sich das alte Bild vom Dorfe lebendig machen (Bild 21).

Die Hausformen und das Baumaterial.

Wir untersuchen jetzt die Bauformen der einzelnen Häuser genauer und werden unsere früheren Beobachtungen bestätigt finden: Je älter das Haus ist, desto mehr bleibt es mit den natürlichen Gegebenheiten der Landschaft verbunden, je jünger es ist, desto eindeutiger richtet es sich nach Straße und Verkehr aus. Alte Hausgruppen und neue Höfe bilden so, wie sie heute da stehen, schon einen großen Gegensatz (vgl. Bild 21 u. Bild 18). Wievielmehr

würde er erst zutage treten, wenn die alten Häuser ihre ursprüngliche Form ganz bewahrt hätten, wenn sie nicht im Laufe der Zeit so weit wie möglich modernisiert worden wären. Den wirtschaftlichen Anforderungen gemäß entstehen im 19. Jhdt. neue Nebengebäude um so ein altes Haupthaus, aber auch das Haus selbst wird verändert. Es ist im Sauerlande und wohl auch anderswo Sitte, vor der [25] Hochzeit des Anerben das Haus neu instand zu setzen oder wie die Mundart sagt, es *düäräin te smeyten* (durcheinander zu werfen). Soweit wie es die einmal gegebene Bauform, der Geldbeutel und die Ansprüche des jungen Ehepaares mit sich bringen, wird dann die jüngste Mode berücksichtigt. Bewußtes Archaisieren ist keine Erfindung und Sitte des Bauern; wenn er sich heute „altdeutsche Zimmer“ einrichtet, hat er das von der Stadt gelernt.

Manchmal wird dem Bauern auch sein Haus, ohne daß er es will, „durcheinandergeworfen“; geschieht es durch Brand, richtet er heute mit Hilfe der Versicherungssumme durchweg ein ganz neues auf. Geschieht aber, wie es in früheren Kriegsjahren oft der Fall war, durch „betrübt und armselige“ Zeitverhältnisse, durch einige Jahre Wüstung und äußerster Not, so wird das „niedergefallene und zu einem Steinhaufen gewordene“ Haus so gut es geht wieder aufgebaut⁷⁴.

Die ältesten Häuser, die das Dorf heute noch hat, weisen ins 17. Jahrhundert zurück (Bilder 6 u. 7). Es sind Steinhäuser. In den landläufigen Darstellungen gilt das kurkölnische Sauerland als mitteldeutsch beeinflusstes Gebiet ornamentreichen Fachwerks. Daß dies Fachwerk in vielen Fällen auf einen geschoßhohen Steinsockel ausgesetzt ist, wird wohl erwähnt, aber die Hauptaufmerksamkeit zieht doch das prächtige, spruchgezierte Balkenwerk immer wieder auf sich. Endorf fällt in diesem Teile des Sauerlandes mit seinen Steinhäusern manchem Wanderer auf⁷⁵. Und doch steht es bei näherer Untersuchung nicht allein mit seinen Steinbauten. Man findet solche Häuser auch in Nachbardörfern. In entwickelten Formen wurden sie mancherorts bis auf unsere Zeit gebaut. Selten sind die alten Steinhäuser in unserer Gegend jedoch so rein erhalten wie in Endorf.

Das Endorfer Steinhaus steht in einem großen Verbreitungszusammenhang, der nach Westen weist. Endorf gehört zu einem vorgeschobenen Außenposten von Steinhäusern. Das Verbreitungsgebiet reicht im Osten nicht über die Wenne hinaus. Nördlich von Endorf kommt man sehr bald wieder in reines Fachwerkgebiet. Hier setzen jene schlichten, an Haar und Hellweg gebräuchlichen Fachwerkformen ein, die bestenfalls nur einen niedrigen, wenig aus dem Boden herausreichenden Steinsockel kennen. Südlich und südöstlich von Endorf dagegen, auf der anderen Seite der Homert und des Lennegebirges, sind reine Steinhäuser zwar selten, aber sie müssen einmal zahlreicher vorhanden gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß hier das Steinbauggebiet früher weiter vorstieß als heute. Das Fachwerk dieser Gegend reicht in kaum einem Falle bis vor 1700 zurück, selten kommt es rein vor. In den weitaus zahlreichsten Fällen ist zumindest ein Teil des Untergeschosses aus Stein gemauert, oft ist auch die Rückwand und ein Teil der Seitenwand ganz aus Stein. Die ältesten Beispiele solcher Häuser erwecken den Anschein, als ob es sich um später mit Fachwerk ausgebesserte Steinhäuser handele⁷⁶. Eine eingehende Untersuchung aller Zusammenhänge würde ergeben, daß das reiche „mitteldeutsche“ Fachwerk im Sauerlande erst eine verhältnismäßig junge Erscheinung ist.

⁷⁴ 72) Gesuch des Crüsen von 1683. St. A. Münster Reg. Arnsberg, Domänen 245, 9.

⁷⁵ 73) vgl. A. Kraemer: Mit hellen Wanderaugen durch den Kreis Arnsberg (in: Der Kreis Arnsberg in Westfalen). S. 98 nennt K. das „durch seine eigenartige Bauweise der großen runden Einfahrtstore auffallende Endorf“.

⁷⁶ 74) So i. B. Kohlen Haus in Oberfleckenberg (1668) und ein Haus, das jetzt unbewohnt ist, unterhalb der Kirche in Kirchrahrbach (1705).

Auch in Endorf selbst ist mit dem fortschreitenden 18. Jhdt. der Steinbau durch solche Fachwerkhäuser wieder zurückgedrängt worden, doch haben sich daneben immer die Steinhäuser gehalten. Wir sagten schon, daß sie dem Typ nach die ältesten seien unter dem heutigen Hausbestand. Wie die Häuser unserer Gegend ausgesehen haben, ehe dieser Steinbau aufkam, wissen wir nicht. Doch scheint der Steinbau nicht immer heimisch gewesen zu sein. Bei den ältesten Steinhäusern sind Spuren da, die auf ein freistehendes Ständergerüst im Innern hinweisen. Die Seitenbühnen und Ställe sind bis ins 19. Jhdt. hinein zur Deele hin noch teilweise offen oder nur leicht verschlossen gewesen. Im Hause Nr. 13 zeigen die Ständer in der Deelenwand noch Zapflöcher von ehemaligen Kopfbändern. Wenn wir demnach ein freistehendes Innengerüst anzusetzen haben, muß vor dem Steinbau eine heute nicht mehr erhaltene Holzbaukonstruktion geherrscht haben, bei der ein festes Verhältnis zwischen Ständern, Dachbalken und Sparren bestand, und die wir im Zusammenhang mit dem nordwestdeutschen Ständerbau sehen müssen. Es wäre von der großräumigen Betrachtung her die Frage zu lösen, die für das Auskommen der Zweigeschossigkeit bedeutsam ist: wann bei diesem Holzbau die ältere Ankerbalkenzimmerung von der Dachbalkenkonstruktion verdrängt worden ist, unser Dorf allein bietet dafür keine Zeugnisse⁷⁷.

So wie sie fest dastehen, sind auch die ältesten Häuser reine Wandhäuser. Ihre Umfassungsmauern bestehen aus Stein, die inneren Trennwände aber bis auf die Brandmauer meist aus Fachwerk. Der Vorgang der Versteinerung hat also außen angesetzt, er ist erst bei den jüngsten Häusern nach innen vorgedrungen. Die rechts und links der Deele zutage tretende Fachwerkwand der älteren Häuser ist gewöhnlich eine mehrfach umgebaute Rahmenwand, in der noch altes, schweres Holz steckt, das auf Ständerbau hinweist. Rauchgeschwärzte Balken auf den jetzt abgeschlossenen Seitenbühnen gibt es noch im Queraufschluß von 1790. Die ganz durchgehende **[26]** Wand wird erst mit der Verlegung von Ställen und Vorratsräumen in Nebengebäude und der Vermehrung der Wohnräume in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. allgemein aufgekommen sein. Damit sind dann alle alten Häuser nachträglich zu reinen Wandhäusern geworden.

Das Dach der alten Häuser ist immer ein Sparrendach, dessen Sparrenpaare unmittelbar auf den Enden der Dachbalken aufstehen. Endorf gehört also zum sparrenschwellenlosen Gebiet, und man könnte hier den Ansatzpunkt gewinnen für die Lösung der Frage, wann bei der älteren Holzbaukonstruktion die Ankerbalkenzimmerung der Dachbalkenzimmerung gewichen ist⁷⁸.

Die Dachbalken ruhen ohne Mauerplate auf der Außenwand. Ihre Entfernung beträgt bei den ältesten Häusern bis zu 1,55 m. Gesuche aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts⁷⁹, die die Erlaubnis einholen, das Strohdach ausbessern zu dürfen, anstatt ein Ziegeldach zu legen, führen als Begründung an, die Sparren standen über 4 Fuß auseinander, oder: Sparren und Balken seien 5 Fuß auseinander und könnten beim besten Willen keine schwere Bedachung halten. Der Besitzer eines großen Hofes schreibt, sein Haus habe eine so außergewöhnlich hohe Bedachung, daß es unmöglich eine feste Bedeckung tragen könne. Die Gebäude seien über 100 Jahre alt und würden von dem geforderten Lehmschindeldach unweigerlich zusammengedrückt. Das Haus steht heute nicht mehr. Aber es ist wohl anzunehmen, daß sein

⁷⁷ 75) vgl. die demnächst erscheinende Arbeit von J. Schepers, Münster.

Wahrscheinlich ist damit das erst 1960 erschienene Werk Haus und Hof Deutscher Bauern. Bd. 2 Westfalen, ab der 2. Auflage unter dem Titel „Haus und Hof westfälischer Bauern“ gemeint. (wdg)

⁷⁸ 76) vgl. J. Trier: Das Gefüge des bäuerlichen Hauses im deutschen Nordwesten. Westf. Forschungen I, 1938, 42 ff., ebda. Karte mit Verbreitung der Zimmerungsarten.

⁷⁹ 77) Akten Amt Sundern IV 44 Feuerpolizei.

Dach, weil der Bauer es außergewöhnlich hoch nennt und nicht wie alle anderen sagen kann, daß das Holzwerk unzureichend sei, auch zu der Konstruktionsart gehörte, die bei den erhaltenen Häusern in zwei der größten und reichsten noch vorliegt. Diese Dächer haben einen alten Kehlbalkendachstuhl. Von den zwei Kehlbalken wird der untere (ca. 3,60 m über dem Dachboden) durch drei Unterzüge gehalten, die an den Seiten durch Schrägständer und in der Mitte durch allseitig verstreute gerade Ständer abgestützt werden (Bild 25). *Dai hett en Holtwiärk op em Balken*, sagte ein Bauer aus der Nachbarschaft des Hofes, *dät maste di mol bekeyken*. Und der Besitzer des einen dieser Häuser erzählte von seinem Großvater, wenn ihm ein Stück Holz gefehlt habe und er hätte so schnell kein anderes bekommen können, sei er mit der Säge auf den Balken geklettert und hätte irgendwo eins rausgesägt. Die übrigen Häuser scheinen diesen Reiter oder Esel, wie der mittlere Unterzug im südlichen Sauerlande heißt, nicht gehabt zu haben. Wohl kommen bei ihnen zwei Kehlbalken vor, jedoch ohne Unterstützung.

Die Windrispen sind, wie allgemein üblich, diagonal unter die Sparren genagelt. Beim Auswechseln der Strohdachhaut gegen Ziegel hat man auch in reine Sparrendächer zur Verstärkung sog. *Pannenboime* eingeflickt. Diese unterscheiden sich von dem alten Holz dadurch, daß sie nicht schwarz geräuchert sind und auch durch geringere Qualität. Meist sind es rohe, wenig behauene Fichten.

Viele Strohdächer sind erst kurz vor dem Kriege abgeschafft worden. Die ältere Generation erinnert sich ihrer noch sehr gut. Ihr Hauptfeind waren die Brandkassen, der Bauer selbst kämpfte lange genug um die Erhaltung. Dafür zeugen die schon mehrfach angeführten zahlreichen Ausbesserungsgesuche. Das Strohdach ist eine von den Einrichtungen, denen man doch etwas nachtrauert. Heute Pflege man beim Einfahren der Ernte zu sagen, wenn man auf dem Boden zu tun habe: *Wören ve doch äis weyer do biuten*, früher hätte man draußen gesagt: *Wören ve doch äis weyer op em Balken*, so groß sei der Unterschied zwischen dem Strohdach und dem Pfannendach, erklärte mir ein Bauer. Jenes hätte im Winter warm gehalten und im Sommer die Hitze abgewehrt; unter dem Ziegeldach und mehr noch unter den Wellblechdächern ist es im Sommer unerträglich heiß und im Winter sehr kalt. Dagegen die Mäuseplage sei beim Strohdach erheblich größer gewesen.

Das Für und Wider in Bezug auf das Strohdach schlägt sich auch in der Tagesliteratur des 19. Jahrhunderts nieder. In den Vaterländischen Blättern für das Herzogtum Westfalen findet das Strohdach 1811 einen warmen Anwalt⁸⁰, der vor allem seine Wohlfeilheit heraushebt:

„Da liefert die Ökonomie gemeinhin das Deckstroh, und nur selten wird es für bares Geld eingekauft; zu einer vorhergesehenen Anlage eines neuen Strohdaches werden ein oder zwei Jahre Roggen-Stroh-Schöfe zurückgelegt; die fehlenden vom Nachbar geborgt und die folgenden Jahre wieder sovieles zurückgegeben. Bei den Stangen von Erlen und anderem Holze, welche gewöhnlich statt der Latten genommen werden, wird das Schneidelohn erspart. Diese Stangen werden nur an den Giebeln mit eisernen Nägeln genagelt, auf die übrigen Sparren mittelst hölzerner Nägel oder Bindeweiden befestigt; zum Befestigen des Stroh auf die Latten dienen entweder Strohseile oder Hasseln, Dachstöcke und kleine Weiden; das Arbeits- und Tagelohn der Strohdecker ist geringer wie das der übrigen Handwerker“⁸¹.

Aber trotz aller dieser Vorzüge verbieten die brandverhütenden Gesetze die Neuanlage von Strohdächern ganz und erlauben Ausbesserungen höchstens nur über zwei Sparren auf einer Seite, wenn der Antragsteller [27] nachweist, daß er wegen der Konstruktionsart der Gebäude und Mittellosigkeit kein neues Dach legen kann. Die Anfang des Jahrhunderts sehr scharfen

⁸⁰ 78) I, 116 ff.. Etwas über das Bauwesen von N.

⁸¹ 79) Vaterländ. Blätter für das Herzogtum Westfalen I, 122.

Verordnungen werden zum Teil zwar wieder „modifiziert“, doch stirbt das Strobdach seinen langsamen sicheren Tod.

Dät kanns diu di nit viärstellen, sagte eine alte Frau, als sie mir das plattdeutsche Rätsel vom Eiszapfen erklärte⁸², *frögger bey diän Sträohdäkern, dai gengen viäl depper run, un do hengen de Eystappen aarmesdicke, bolle bit op de Eere*.

Die trotz der zwei Geschosse nicht hohen Umfassungsmauern des Hauses werden sich unter ihren Strohhauben noch tiefer geduckt haben als heute, und die kleinen Fenster, die bei Steinmauern meist unmittelbar unter dem Dachansatz liegen, waren dann kaum sichtbar. Bei den alten Steinhäusern ist die Giebelwand bis zur Hälfte des Giebeldreiecks hochgezogen, nur die Firstspitze ist verbrettert oder mit Fachwerk ausgefüllt (Bild 8). Das läßt die Vermutung zu, daß die Häuser früher überdies an beiden Enden einen Walm hatten. Heute haben auch die ältesten Häuser ein Satteldach mit Steilgiebel. Dies trägt zwar Ziegel wie die modernen Dächer, aber es fällt auf durch seine Höhe und seinen spitzen Winkel. Die jüngeren Häuser legen kein Gewicht mehr auf einen großen Dachraum, der Neigungswinkel wird flacher und die Pfettenkonstruktion löst die Sparrenzimmerung ab. Die typischen Nur-Wohnhäuser mit ihrem quadratischen Grundriß bringen ein in der Mitte zusammenlaufendes Zeltdach mit, in das sich statt schlichter Dachfenster oft mehr oder minder zierliche Ausbauten einschieben. Auch ein Mansardendach fehlt nicht im Dorfe, bis zum vollständig flachen Dach mit Liegeplätzen aber haben es auch die „Fremdenpensionen“ noch nicht gebracht.

Die Umfassungsmauern unserer ältesten Häuser zeigen Grauwacke als Bruchstein. Sie sind sehr dick, manchmal bis 100 cm. Die Leute erklären das aus dem Material: *Se sochten siäk alles beynäin frögger, Läimen un Kläistäine* (Kleesteine, Steine, die vom Kleefeld abgelesen sind) *un Sand iut der Biëke, dorümme mochten de Muiern säo dicke seyn*. Wenn solche Mauern abgebrochen werden, erweist es sich tatsächlich in den meisten Fällen, daß nur die Außenkanten und von diesen besonders wieder die Ecken des Hauses aus festen größeren Bruchsteinblöcken gemauert sind, das Mauerinnere ist mit Lehm und Bröckelsteinen und „allerhand Dreck“ aufgefüllt. Man spricht mitunter geradezu von „Lehmhäusern“.

Die Fenster sitzen bei solchen Wänden nie in der Mitte, sondern ganz außen in der Mauer, sodaß sehr breite Fensterbänke im Innern des Hauses entstehen. Das Fensterloch kann nicht groß sein. Weil die Fenster klein sind, hat die Stube meistens deren zwei dicht nebeneinander. Der Fenstersturz ist nicht gemauert, sondern in der älteren Zeit immer durch Holzrahmen hergestellt. Die Fenster des Obergeschosses reichen wohl aus diesem Grunde bis unmittelbar unter den Dachansatz. Das Deelentor und die Übertür, auch Stalltüren wölbt man dagegen in schwach zugespitzter Rundung in die Mauer ein, ohne den Sturz in besonders hervortretendem Material zu mauern oder Holz einzubauen. Weil im vorderen Teile des Hauses, d. h. in den Stallseiten und der Giebelwand die Fenster nahezu völlig fehlen und nur kleinere Luken vorhanden sind, sieht ein solches altes Steinhaus sehr verschlossen aus, wenn man an es herankommt. Die ältesten Fenster finden sich immer an Küche und Stube und im Obergeschoß des Wohnteiles. In den übrigen Teilen des Hauses sind sie meistens nachträglich eingebrochen worden, auch die alten hat man oft vergrößert und damit verändert.

⁸² 80) Das Rätsel lautet:

Ächter uësssem Hiuse
Hänget ne Klingeldikliuse,
Je mehr de laiwe Sunne scheynt,
Je mehr de Klingeldikliuse greynt.

Die Außenseite einer alten Steinhauswand wird bei schlechtem Steinmaterial mit einem Kalkputz versehen, bei besserem netzartig überzogen von den weißen Kalkmörtelfugen zwischen dem grauen Stein. Diese Fugen werden Jahr für Jahr nachgeweißt, eine Arbeit, die viel Geduld erfordert. Auch wachsen, weil jedes Jahr die weiße Kante etwas breiter werden muß, um die alte ganz zu decken, die dunklen Steinsflächen nach und nach zu, und schließlich überweißt man kurzerhand die ganze Wand. Dabei entstehen auf die Dauer jene schönen rauhen Hauswände, die unter dem Kalk den Stein noch durchfühlen lassen. Wie solch eine überweißte Wand im ersten Jahr aussieht, wird aus dem Bilde des Spiekers (Bild 12) deutlich, bei dem man erst im letzten Jahr diesen Schritt getan hat. Der moderne Bruchsteinbau wählt entweder sehr große kantige Blöcke, bei denen die Fugung fast verschwindet oder versieht die ganze Wand von vornherein mit einem Anstrich. Ein Stallgebäude von 1881 läßt dabei die Steinfarbe über die hellere Fugung siegen und gibt dem ganzen Gebäude ein graues Aussehen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verdrängt der Ziegelstein die Bruchsteinmauer immer mehr. Einer anderen Wandtechnik, die vorher schon neben der Bruchsteinmauer aufgekommen war, ist das nicht ganz gelungen. Wir meinen das seit Anfang des 18. Jahrhunderts wieder gebräuchliche Fachwerk.

Wieweit beim Neuaufkommen des Fachwerks noch die ältere Fachwerktradition vorhanden war, läßt sich im Einzelnen nicht erweisen. Die Außenwände sind im 17. Jahrhundert zweifellos durchgängig aus Stein gewesen, nur im Innern des Hauses gab es noch Fachwerk der alten Art. Anfang des 18. Jhdts. werden nicht gleich ganze Fachwerkbauten neu errichtet, sondern man bessert zunächst nur die verfallenen Steinwände [28] mit Fachwerk aus. Da gibt es Häuser, deren Obergeschoß an einer oder an zwei Seiten in Fachwerk wiedererrichtet wird. Es gibt aber auch Fälle, wo nur ein geringer Teil der alten Mauer stehen geblieben ist und das Fachwerk schon nah über dem Erdboden einsetzt. Solche Häuser sind dann mehr Fachwerkhäuser als Steinhäuser. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat das Fachwerk noch schlichte Formen und einfache Verstrebungen. Das Material ist nicht sehr gut erhalten, weil diese jungen Fachwerkhäuser hinfalliger gewesen sind als die älteren Steinhäuser, aber soviel sich aus den wirklich oder im Bilde noch vorhandenen Häusern sagen läßt, dürfte das Auftreten der wilden Männer und die stärkere Anlehnung an mitteldeutsche Formen in die Zeit um 1750 zu verlegen sein. Auf diese Zeit weisen auch die Stichbalken und Fachwerkfüllungen der Giebelspitzen an den alten Steinhäusern hin.

Reine Fachwerkbauten hat es in der uns vorliegenden Zeit nicht gegeben, wenn man von kleineren Häusern und Nebengebäuden absieht. Der Vikar, der 1774 im Streit mit den Endorfern den Vikarieneubau durchsetzt und sicherlich eine moderne Form dafür wählt, läßt das Untergeschoß in Stein, das Obergeschoß und den Giebel in Fachwerk errichten. Auch jener oben erwähnte erste Queraufschluß von 1790 hat Steinsockel und Fachwerkobergeschoß. Nebenher aber entstehen immer noch ganze Steinhäuser (Bild 9), deren Mauern zwar nicht die Dicke der alten erreichen, aber doch nahe an sie herankommen. Man scheint im Steinbau die größere Festigkeit geschätzt zu haben, während das Fachwerk teils Modeerscheinung war, teils aber auch aus Gründen der Raumersparnis bevorzugt wurde. Dafür spricht die Tatsache, daß nicht nur in Endorf, sondern auch in anderen Steinbaugebieten oft allein die Stubenaußenwand herausgeschlagen und in Fachwerk wieder aufgerichtet worden ist. Endorfer Beispiele (Haus Nr. 13 u. Nr. 3) lassen sich auf die 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts festlegen. Man sparte, wenn man eine Fachwerkwand einsetzte, ungefähr 50 cm Raum längs der Außenwand ein, soviel war die alte Steinmauer dicker, und man konnte zugleich die Fenster vergrößern und erhielt dann besseres Licht, zumal auch die tiefen Fensterbänke nun fortfielen. Eine Aufzeichnung in einem Familienbuch — sie stammt zwar nicht von dem Ausführenden selbst, sondern von seinem Enkel, kann aber immerhin durch mündliche Überlieferung gesichert sein — hebt eigens hervor, daß das Haus durch

diese Änderung auch ein „besseres und freundlicheres Aussehen“ erhielt. So scheint man nach und nach, besonders als der Walm und die Steinsichtigkeit der Mauer weggefallen waren und auch die Hofplätze mehr versachlicht wurden, die schlichte weiße Wand als kahl empfunden zu haben. Schon im 18. Jahrhundert sind mit dem Fachwerk Hausinschriften und sonstiger Zierrat vor allem über dem Deelentor und im Giebel aufgekommen. Vorher hatte man sich mit einer schlichten Angabe des Baudatums auf der Deele über den Ställen begnügt, wenn man überhaupt eine Inschrift setzen wollte.

Man wird dem schwarzweißen Fachwerk eine viel lebhaftere, auffälligere Wirkung zugestehen müssen als der schlichtweißen Steinwand, aber beide widersprechen sich nicht, sie können gut nebeneinander bestehen und ergänzen sich im einzelnen Hause oft zu schöner Wirkung (Bild 19). Beide sind aus heimatlichem Material hergestellt. Steinbrüche und Kalköfen hat unsere Gegend immer gekannt, und die *Stiëwern* und *Tweynen*⁸³ und den Strohlehm im Fachwerk, das notwendige Zimmerholz, alles das konnte der Bauer aus heimischem Material herrichten. Wie auch das Dach mit den Mitteln der eigenen Wirtschaft errichtet wurde, haben wir schon gehört. Zement und Ziegel wurden anfänglich sehr sparsam verwandt. Der an die 75 Jahre alte Maurermeister H. der einen großen Teil der Endorfer Bauarbeiten geleitet hat, weiß noch aus seiner Jugend zu erzählen, wie er als Lehrling den Zement für einen Hausbau pfundweise beim Krämer holen mußte. Man habe ihn nur zum Einsetzen von Türangeln und ähnlichem gebraucht.

In den 80er Jahren beginnt die Bodenständigkeit des Baumaterials dann sehr schnell zu schwinden. Die ersten großen Ziegelrohbauten sind die neue Schule (1881) und das schon erwähnte Handelshaus (1888, Bild 4). Ihnen reihen sich andere Bauten würdig an. Zur „gotischen“ Kirche werden behauene Sandsteine aus Anröchte verwendet, während die alte Kirche wie die Bauernhäuser eine weiß gekalkte Bruchsteinwand hatte. Das Bauernhaus ist etwas langsamer in der Verwendung neuer Mittel, kommt aber bald nach. Haus Nr. 10 hat 1896 nur eine Ziegelsteinfassade, die übrigen Außenwände zeigen noch weißen Kalkputz (Bild 22). Aber die durch das Bild 18 wiedergegebenen Höfe (1899 und 1900) machen aus dem neuen Material sozusagen eine Tugend und sind die klassischen Beispiele für Ziegelarchitektur. Die „Stile“ wechseln von nun an in so rascher Aufeinanderfolge, daß ungefähr jedes Haus einem anderen angehört. Die Baupolizeiverordnung von 1900⁸⁴ ordnet für die Außenseiten der Gebäude an: „Alle Gebäudeseiten an Straßen und Plätzen, sowie alle nicht unmittelbar auf der Nachbargrenze stehenden Wetterseiten von Gebäuden müssen, wenn sie nach den Bauvorlagen oder den verwendeten Baustoffen als Putzbauten anzusehen sind, innerhalb 3 Jahren nach Fertigstellung des Rohbaues verputzt oder, falls sie zum Rohbau bestimmt sind, innerhalb der gleichen Frist ausgefugt werden.“ (§ 17).

Für das Dach werden vor allem feuersichere Stoffe verlangt, von denen Stein, Schiefer, Metall, Teerpappe, Holzzement, Glas namhaft gemacht werden (§ 24).

[29] Das Fachwerk darf nicht mehr ohne Einschränkung verwendet werden, die Größe des Gebäudes und seine Entfernung vom Nachbargebäude spielen eine Rolle. Ausnahmen sind aber auch in geschlossenen Orten gestattet für „Landhausbauten (Villen), sofern deren künstlerische Gestaltung oder die besondere Stilart dies erfordert“ (§ 21).

Straßenfluchtlinie und Nachbargrenze spielen nun auch für das Land ihre Rolle. Die schon in kurfürstlichen Polizeiverordnungen wichtige Brandmauer wird auch für jene Außenseiten des

⁸³ 81) Mundartl. Bezeichnung für die Staken und Flechtruten der Fachwerkfüllung.

⁸⁴ 82) Baupolizeiverordnung für die Landkreise des Regierungsbezirkes Arnsberg vom 24. Nov. 1900, Arnsberg 1900.

Hauses vorgeschrieben, die nicht genügend vom Nachbargrundstück entfernt sind. Sie muß entweder 1 ½ Ziegelstein (= 38 cm) oder 50 cm Bruchstein dick sein. (§ 21).

Diese und noch manche andere Bestimmungen tragen das ihrige dazu bei, daß die Häuser zwar immer feuersicherer, aber auch immer fassadenhafter werden. Schauseiten in Ziegelrohbau kommen nicht, mehr auf, sie müssen verputzt werden, aber die Ziegelbauten der Jahrhundertwende stehen noch da als ungeschminkte Zeugen für den Anbruch einer neuen Zeit, die innerlich anders denkt und ihre Baustoffe importiert nach den Gesichtspunkten liberaler Wirtschaftsführung. Auch die Dachbedeckungen reden eine ähnliche Sprache. Was früher an Baustoff allenfalls durch Pferdefuhren aus der näheren Umgebung herbeigeht werden konnte, bringen heute Eisenbahn, Lastauto und Trecker von weither frei Baustelle, man braucht nur eine Postkarte zu schreiben oder den nächsten Händler anzurufen. Das Bauholz kann nahezu fertig bezogen werden, ohne daß man in langer mühevoller Arbeit es mit der Handsäge vorbereiten muß, wie es noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts geschah. Da vergißt man dann zu leicht, daß man nur nach „hundertmal besprochenen und durchdachten Rissen“ bauen sollte und daß „was stehen bleiben soll recht stehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen muß“⁸⁵.

Auch die alten Stein- und Fachwerkhäuser haben ihr Teil von der modernen Zeit abbekommen. Die Dachhaut ist geändert, und die alte Wand hat sich in vielen Fällen einen nachträglichen Zementüberputz gefallen lassen müssen, teils um die moderne Glätte zu bekommen — denn man versteht heute unter Ordnung und Sauberkeit merkwürdigerweise das Glatte und Regelmäßige — teils um gegen Feuchtigkeit undurchlässiger zu werden. Der Zementputz wurde zunächst vielfach grau in grau stehen gelassen. Die jüngsten Neubauten sind aber meist farbig gehalten. Gelbe, rosa, grüne Töne machen neben schlichteren Schule, und auch ältere Häuser müssen sich bisweilen solch ein Farbenkleid gefallen lassen. Der Endorfer ist überzeugt, daß sein Dorf gute und gepflegte Häuser hat. Die Leute sind durchweg bereit, sichs etwas kosten zu lassen, damit ihr Haus ansehnlich dastehe. Nirgendwo, meinte ein für Dorfesverhältnisse weitgereister Mann, der gerade aus Süddeutschland zurückkam, legten bäuerliche Leute soviel Wert auf ihre Wohnungen wie bei uns. Das bleibe dahingestellt.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen: Es sind aus der Konstruktion und dem Material der heutigen Häuser 3 große Perioden für den Hausbau nachweisbar. Die erste, die wir nur in restlichen Anzeichen noch fassen können und die im 17. Jhdt. schon länger überholt sein muß, baut vorwiegend in Holz. Dieser Ständerbau ist verdrängt worden durch Steinbau, der auf westlichen Einfluß zurückgeht. Mit dem Steinbau verknüpft sich der Übergang zum reinen Wandhaus. Die ältesten Häuser, die erhalten sind, haben außen Steinwände, müssen aber im Innern ursprünglich noch Ständerreihen besessen haben, sie sind also Ständer-Wandhäuser. Das Ständer-Wandlung kommt im Konstruktionsprinzip dem Vierständerhaus gleich, auch die Außenwände haben tragende Funktion neben den Ständerreihen im Innern. Wir umgehen aber die Bezeichnung Vierständerhaus und ersetzen sie durch Ständer-Wandhaus in unserem Falle, um anzudeuten, daß die Außenwände bei diesen Steinhäusern keine Ständer aufzuweisen haben; nicht der Ständer in der Mauer, sondern die Mauer schlechthin trägt den Dachbalken.

Im Laufe des 18. und 19. Jhdts. entwickelt sich das Ständer-Wandhaus völlig zum Wandhaus. Das feste Verhältnis von Ständern zu Dachbalken und Sparren löst sich nach und nach auf. Der Übergang ist kein plötzlicher gewesen, und wenn auch seitlich der Decke früh eine Rahmenwand eingesetzt ist, auch bei älteren Häusern, und somit der Ständer keine Rolle mehr

⁸⁵ 83) Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren, Sophienausgabe 25, 1, S. 12.

spielt, so stehen doch Sparren und Dachbalken noch lange unmittelbar aufeinander. Es ist noch ältere Holzbautradition spürbar gewesen im Innern des Steinhauses, als Anfang des 18. Jhdts. die 3. Periode einsetzt, die nun die Steinaußenwand wiederum zu verdrängen beginnt, und statt dessen mitteldeutsche Fachwerkformen aufnimmt. Die 3. Periode geht, anders als die 2., auf südöstlichen Einfluß zurück. Sie bringt die letzte boden- und gegendgebundene Bauform. Steinmauer und Fachwerkwand bestehen nun anderthalb Jahrhunderte einträchtig nebeneinander, bis in der 2. Hälfte des 19. Jhdts. die bodenständigen Bauformen und Baustoffe von fremden verdrängt werden, die nicht mehr an einen Heimatraum gebunden sind. Statt der alten Baustoffe Holz, Bruchstein, Lehm, Sand und Kalk treten Ziegelstein, Zement und Eisenträger in den Vordergrund. Die Dreischiffigkeit des alten Ständerbaues wird vollkommen aufgegeben. Das Sparrendach wird durch moderne Pfettendachkonstruktionen ersetzt.

[30]

Die Entwicklung von Aufriß und Grundriß.

Das Haus des Bauern hat dreierlei Funktion: Es muß die Menschen, das Vieh und die Ernte aufnehmen und für deren Versorgung Raum bieten. Je nachdem wie die wertenden Akzente auf diese Aufgaben verteilt sind, wie Oberflächenform und Baumaterial des Landes und seine sonstigen Einrichtungen es mit sich bringen, finden verschiedene Bauerngegenden dafür verschiedene Lösungen. Unser sauerländisches Haus gehört zum Typs des niederdeutschen Hallenhauses. Es vereinigt Menschen, Vieh und Ernte unter demselben Dach und ordnet die einzelnen Räume um die hohe Mittellängshalle, die Deele. Wie weit und wie gewichtig diese Hausform einmal verbreitet war, liegt noch nicht genau fest⁸⁶, aber daran ist kein Zweifel: unser Teil des Sauerlandes hat immer den Hallengedanken dieser niederdeutschen Anlage in seinen Häusern verwirklicht, wenn auch mit mancherlei Abwandlungen.

Das urtümliche Hallenhaus haben wir uns einstöckig und ohne Kammerfach zu denken. Es ist ein reiner Ständerbau, dessen niedrige Außenwände nicht die Sparren des eigentlichen Daches, sondern nur die Aufschieblinge der Abseiten tragen. Die Hauptlast ruht auf den Ständern. In unserer Gegend kommt diese urtümliche Bauform nicht mehr vor. Die ältesten Häuser haben schon hohe Außenwände, welche Dachbalken und Sparren mittragen. Das bringt zunächst Zweigeschossigkeit mit sich und legt dann eine Erweiterung des Hauses durch Stockwerkaufbau nahe. Über die Anfänge der Geschoßbildung werden mancherlei Ansichten vertreten. Sie im Sauerland einfach auf mitteldeutschen Einfluß zurückzuführen, geht wohl nicht an. In sich gestört und überfremdet wird der Gedanke des Hallenhauses notwendigerweise erst, wenn man vom Geschoßbau abgeht und durch hohen oder doppelten Stockwerkbau es unmöglich macht, die Garben vom Erntewagen zum Dachboden aufzureichen. Soweit ist es bei unseren Häusern nie gekommen.

Das Hallenhaus anderer Gegenden ist auch nicht unverändert geblieben. Aber es hat in den nördlichen Provinzen seines Verbreitungsgebietes länger die Eingeschossigkeit bewahrt und ist damit dem alten Konstruktionsprinzip näher geblieben. Die Erweiterung geschah durch Anbau, das Haus dehnte sich nicht in dem Maße von innen heraus, sondern man fügte das Kammerfach hinzu und blieb im übrigen beim alten. Darum suchen wir hier immer wieder das urtümliche Hallenhaus, obschon auch diese Gegenden selten noch nach dem anfänglichen Wohngedanken leben.

⁸⁶ 84) Die erste umfassende Bestandsaufnahme ihrer geographischen Verbreitung stammt von W. Peßler und ist 1906 veröffentlicht. (Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, Braunschweig 1906.) — Hinzukommen muß noch die geschichtliche Erforschung der Kulturbewegung, die dieses Verbreitungsbild zustandekommen ließ.

Unsere Endorfer Häuser sind, wenn man bestrebt ist, sie in den Entwicklungsgang des Hallenhauses einzuordnen, noch nicht sicher zu deuten. Man müßte größere Zusammenhänge untersuchen, wenn man das wagen wollte. Wir geben lediglich alles wieder, was im Grundriß und Aufriß der alten Häuser noch sichtbar wird an umgestaltenden Kräften.

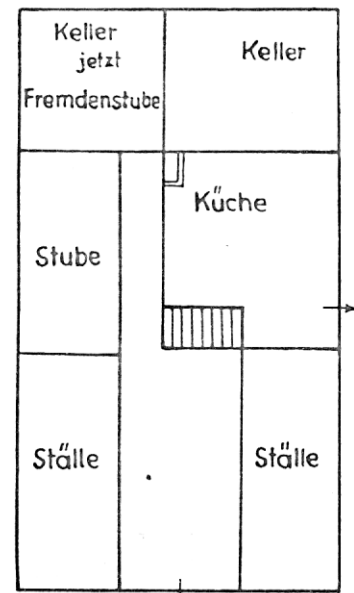
Wenn man näher zusieht, ist das Obergeschoß bei unseren alten Häusern anfänglich nicht so entwickelt, wie es heute erscheint. Das Haus Nr. 40 (Bild 6), eines der ältesten (durch Material und Verarbeitung bestätigt sich eine urkundliche Nachricht, nach der es 1671/72 erbaut ist), ist so niedrig, daß kaum zwei Wohnräume übereinander bestehen können⁸⁷. Wo im Erdgeschoß die Stube liegt, ist im Obergeschoß nur ein Büän. Die Schlafkammern sind über Ställen und Kellern. Von einem einheitlichen Obergeschoß kann nicht die Rede sein, die Räume liegen nicht auf gleicher Ebene und haben keine gemeinsame Verbindung. In solchen Häusern führen mehrere Treppen und Leitern nach oben. Es wird fast aus allen alten Bauernhäusern berichtet, daß früher viele Treppen und Leitern dagewesen seien. *Bolle jåide Kammer harre ne Trappe*, sagen die Leute, und auch, daß die Schlafkammern wahre *Kriupkammerkes* waren, wissen sie noch. Es gibt einen plattdeutschen Reim, mit dem man das Kind beruhigt:

*Masken, Puiskén
Kriup in 't olle Huiskén
Bit dät nigge ferrig is.*

Der scheint mir auf diesen Zustand hinzuweisen und zugleich anzudeuten, daß man sich aus solchen *Kriupkammerkes* sehr herauswünscht. Deshalb auch die vielen Umbauversuche. Aber erst in jüngster Zeit ist das Obergeschoß der alten Häuser einheitlich durchgeführt worden. Nur noch ein Teil der Deelee stößt bis zum Dachboden durch; um die Verbindung zwischen den beiden oberen Seitenschiffen herzustellen und den Raum über dem Kellerfach für Kammern freizubehalten, ist am Wohnende der Deelee gewöhnlich eine Art von Empore eingezogen. Auf diese hinauf führt eine Treppe von unten, und von hier aus können dann die Schlafkammer betreten werden (Bild 28). Wer viel in alten Bauernhäusern zu Gast ist, weiß aber aus Erfahrung, daß der Neuling oft noch gewarnt werden muß: *Paß op, niu kümmet en Triët* (Tritt = Absatz), wenn er die Kammern besichtigt. Es gibt immer noch höhere und niedrigere Räume, und es besteht eine [31] gewisse Rangordnung unter den Schlafzimmern, auf die wir noch kommen werden. Hand in Hand mit der Obergeschoßentwicklung geht die Einziehung geschlossener Wände seitlich der Deelee. Eins bedingt das andere bei solchen Veränderungen.

⁸⁷ 85) Die Decke hat im vorderen Teile nur eine Höhe von 3,29 m. Im Wohnteil sind die Balken (anscheinend später) höher gelegt, so daß hier 3,64 m für die beiden Geschosse zur Verfügung stehen. Auf dem Dachboden entsteht dadurch ein Absatz.

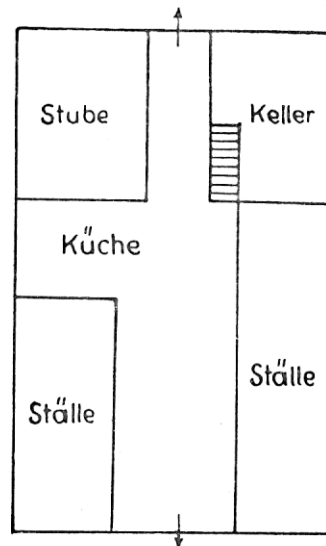
Typ I



Schüetters Haus Nr. 2

Zeichnung 3

Typ II



Scharfmes Haus Nr. 28

Zeichnung 4

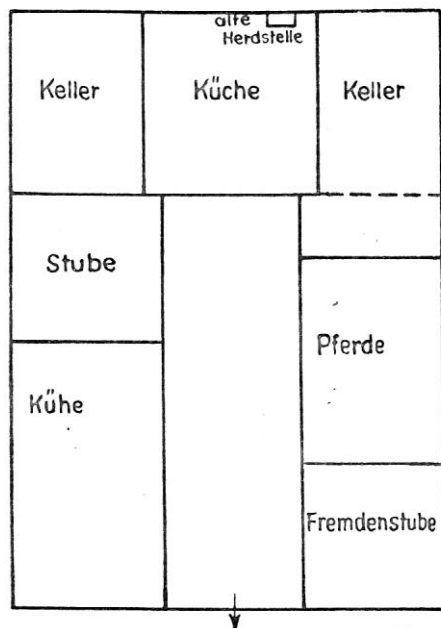
Ähnlich unfest wie der Aufriß ist der Grundriß unserer alten Häuser. Selten ist er rein erhalten, aber dennoch lassen sich zwei Haupttypen herauslesen für die älteste Zeit. Beim Typ I (Zeichnung 3) mit seitlicher Übertür (*Üewerdüär*) schiebt sich hinter die Herdwand ein festgemauertes, im Untergeschoß nahezu fensterloses Kellerfach⁸⁸. Erst später werden hier Wohnräume eingebaut. Vor der Herdwand liegt in einem Seitenschiff die Stube, im anderen die Küche. Stube wie Küche werden auch manchmal breiter angelegt als die Ställe und treffen sich in einigen Fällen in der Mitte der Deele. Immer liegen Küche und Stube aber vor der Herdwand. Von der Küche aus wird — wenn kein eigenes Backhaus da ist — der Backofen beschickt, der dann meistens in das Kellerfach hineingebaut ist. Es scheint Häuser dieser Art gegeben zu haben, bei denen das Kellerfach fehlte, aber sie sind heute sehr verbaut.

Typ II (Zeichnung 4) hat hinter der Herdwand auch Keller, aber daneben noch die Stube. Zudem führt die Obertür unter dem Giebel nach draußen, falls eine vorhanden ist, nicht direkt von der Küche, sondern: *Do was äis nāo sāon Gank*. Häuser dieser Art sind nicht erhalten. Die Zeichnung ist eine Rekonstruktion nach einem Hause von 1719, das noch steht, aber so verbaut ist, daß man nur mit Hilfe der überlieferten Beschreibung des alten Zustandes die Spuren desselben erkennt. Es habe aber noch andere Häuser dieser Art gegeben. Von einem um 1900 abgebrannten Steinhaus mit ähnlichem Grundriß wird berichtet, über dem Keller habe die Fremdenstube gelegen. Der große Nietensteinhof soll sogar einen *Saal* gehabt haben, in dem zuweilen Gericht abgehalten wurde⁸⁹. Für gewöhnlich aber liegen im Obergeschoß nur Schlafzimmer. Es scheint sich in den genannten Fällen um eine Art *Upkammer* gehandelt zu haben, die vor anderen Räumen des Hauses eine größere Höhe voraus hatte und deshalb zu Repräsentationszwecken benutzt wurde. Diese Stube gehörte

⁸⁸ 86) Der Begriff des „Faches“ ist nicht einheimisch. Für den Sparrenabstand gibt es noch die Bezeichnung *Spenn*, der aber nur älteren Leuten geläufig ist. Wir prägen die Bezeichnung „Kellerfach“ analog zu Kammerfach, da die ebenerdigen oder nur sehr wenig eingetieften Räume hinter der Herdwand als Keller genutzt werden und auch so heißen.

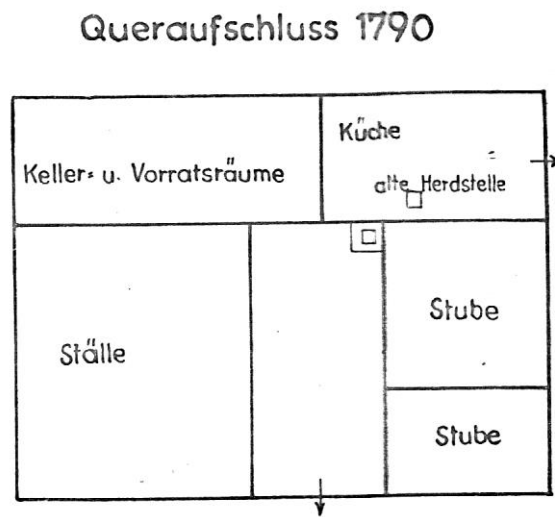
⁸⁹ 87) Tatsächlich kommt Ende des 17. Jahrhunderts ein Richter Niedenstein und später ein Gerichtschreiber und Gerichtsschöffe dieses Namens in den Akten vor.

dann mehr in das Erdgeschoß als ins Obergeschoß. Es ist im einzelnen schwer festzustellen, nach welchen Prinzipien der Grundriß des Hauses und sein Aufriß sich jeweils ineinanderfügen. Wenn man jedoch in dieser Hinsicht größere Gebiete genau durchforschen könnte, so müßte von hier aus sich auch in die Frage nach der Entstehung des Kammerfaches und der Zweigeschossigkeit einiges Licht bringen lassen.



Schlotmanns Haus 1696
Nr. 43

Zeichnung 5



Wiets Haus Nr. 38

Zeichnung 6

C. Savels im Bauernhauswerk faßt bei der Beschreibung der westfälischen Verhältnisse das münsterländische Kleinbauernhaus und das sauerländische Bauernhaus zusammen, weil beides Durchgangshäuser seien⁹⁰. Allgemein gilt das Sauerländer Haus als solches, und die Durchgangsdeele als Grundform läßt sich auch nicht leugnen. Aber daneben steht der „erweiterte Grundrißtyp“, den sowohl Savels wie auch W. Haase⁹¹ sehen, aber räumlich und zeitlich nicht sicher begrenzen können. Im märkischen Sauerlande, wo er ein ausgeprägtes Kammerfach vorfindet, vermutet Haase den Grund zur Erweiterung in dem wachsenden Wohnraumbedürfnis der Bauern, das schon vor dem 30jährigen Kriege auftritt⁹². Savels dagegen meint, weil im Kreise Olpe und Meschede das zusätzliche Fach mehr ein Küchenfach⁹³ als ein Kammerfach ist, die Ursache in einer gehobeneren Anbaufähigkeit suchen zu müssen. Eine allgemeine Datierung des Entwicklungsansatzes wagt er nicht.

Wir tappen, was die Entstehung der Zweigeschossigkeit und des erweiterten Grundrisses angeht, noch sehr im Dunkeln. Wo der eigentliche Keim zur Erweiterung liegt, ob im Obergeschoß schon bewohnte Räume waren, als das Kellerfach hinzukam, läßt sich nicht sicher sagen. Es scheint, als ob die Entwicklung des Kellerfaches und der Zweigeschossigkeit Hand in Hand gingen. Vielleicht war das Kellerfach, das über seinen sehr niedrigen Kellern auch bei verhältnismäßig geringer Gesamthöhe des Hauses ein brauchbares Obergeschoß

⁹⁰ 88) Das Münsterländische Kleinbauernhaus und das Sauerländische Bauernhaus. Bauernhauswerk.

⁹¹ 89) Das Bauernhaus und die bäuerlichen Gehöfte der ehemaligen Grafschaft Mark. Festschrift Mark.

⁹² 90) ebda. S. 192 f.

⁹³ 91) Savels rechnet die schmalen Keller hinter der Herdwand anscheinend zum »Küchenbereich. Die von ihm beigefügte Grundrißzeichnung beweist, daß es sich um dieselbe Erscheinung handelt wie bei unserem Typ I.

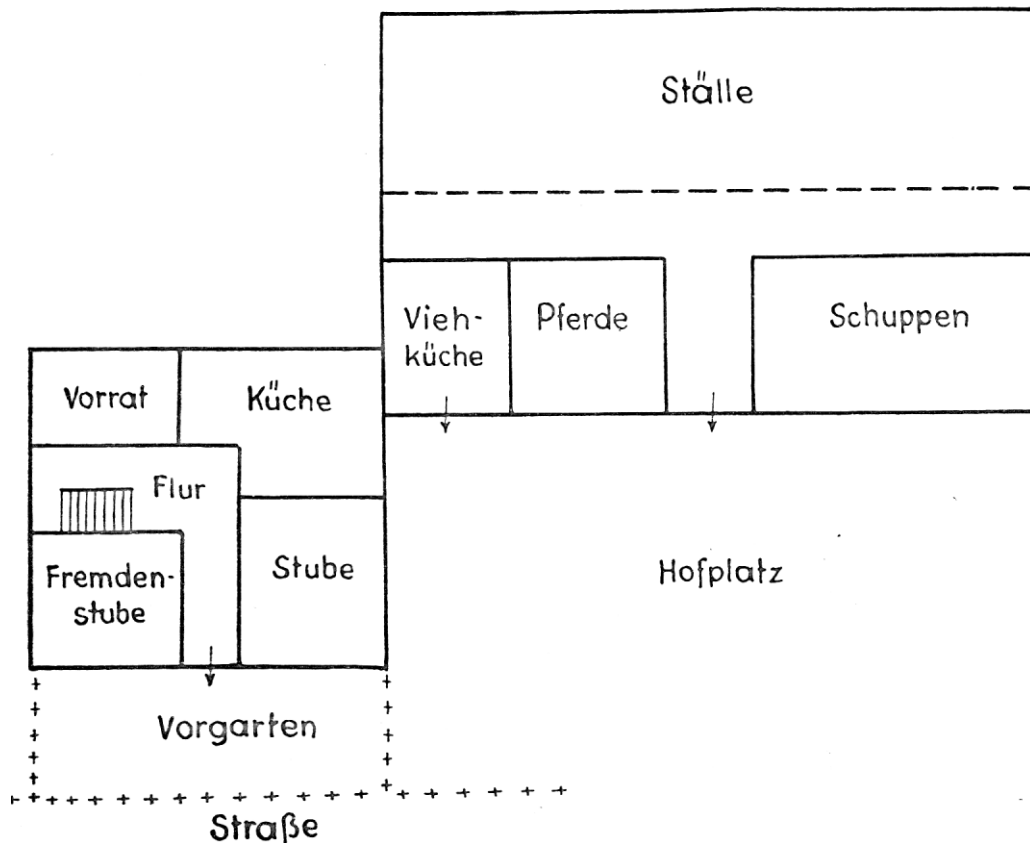
ermöglichte, der Hauptansatzpunkt. Daß mit dem Übergang zu hohen tragenden Außenwänden, der schon vorher erfolgt sein wird, auch in den Seitenschiffen die Ausbaumöglichkeit gegeben war, wurde schon angedeutet. Doch halten sich gerade in den Seitenschiffen später länger die unbewohnten *Büëns*, und die hinteren Kammern des Hauses über den Kellern gelten allgemein als die besten. Es ist von unserer Basis aus nicht eindeutig klarzustellen, wie unser Kellerfach in die Entwicklungsgeschichte des Kammerfachs und der Zweigeschossigkeit hineinspielt. Für unsere Themastellung scheint mir vor allem wichtig zu sein, daß die jetzigen Wohnräume bei unseren Häusern ihrer ganzen Lage nach auf keinen Fall nur hinzuaddiert sind, sondern mit ihrer Entstehung dehnt sich das ganze Haus von innen heraus aus. Der vorhandene Raum wird im Grundriß immer mehr zergliedert, und durch allmählichen Ausbau trennt sich das Obergeschoß vom Untergeschoße. Auch das Kellerfach wird später oft in Wohnräume umgewandelt.

Die Längsaufschlüsse aus unserm Dorf kennen nur die Anordnung der Wohnräume neben und hinter dem Feuer am Ende der Deele. Daß sich die Stuben in dem einen Seitenschiff bis an die Torwand vorschieben, [33] während das andere Seitenschiff ganz von Ställen eingenommen wird, ist im Arnsberger Gebiet nicht gebräuchlich gewesen. Grimme schöpft seine Kenntnis des sauerländischen Hauses wohl vor allem aus seiner eigenen Heimat⁹⁴. In Endorf sind die Wohnräume, die heute gleich neben dem Tore liegen, immer später eingebaut. Deutlich zeigt das der Grundriß des Hauses Schlotmann (Zeichnung 5). Erst der Queraufschluß von 1790 ordnet die Stuben anders an (Zeichnung 6). Die Straßensichtigkeit des Wohnteils wird Anfang des 19. Jahrhunderts zur Regel. Das erste klare Beispiel ist das Haus des Treppenbauern (vgl. S. 23). Den Namen „Treppenbauers Stätte“ oder wie es in der Umgangssprache hieß *Trappen*⁹⁵ verdankt dies Haus zweifellos seiner Bauart. Es ist das älteste unterkellerte Haus mit einer hohen Treppe, das wir im Dorf nachweisen können. Als Wohnteil und Wirtschaftsteil ihren gesonderten Eingang bekommen, wird die Außentreppe möglich. Vorher mußte der Eingang stufenlos sein, weil er zugleich Einfahrt war. Die hölzerne Schwelle, das *Süll*, das zuweilen unter dem Deelentor lag, konnte herausgenommen werden. Bei den Häusern der neuen Bauart wird der ganze Wohnteil unterkellert, und die Stuben kommen dadurch höher zu liegen als die Wirtschaftsräume, die ebenerdig bleiben. Hinzu tritt im Wohnteil bei einer größeren Höhe der Zimmer klare Zweistöckigkeit. Das hat zur Folge, daß auch die Ställe nun verhältnismäßig hoch werden und ein geräumiger Zwischenboden (*Ünnerbalken*) oder eine Drempelkonstruktion⁹⁶ (die Leute sprechen dabei vom „Kasten“) nötig wird. Der Aufriß des Wirtschaftsteiles ist bei diesen Häusern ziemlich kompliziert und von Fall zu Fall verschieden eingerichtet. Ställe und Deele haben sich zuletzt zu einer solchen Höhe ausgewachsen, daß die Nutzung des Bodenraumes erschwert wird. Das mag ein Grund mit sein, daß die konstruktiven Beziehungen zwischen Wohnteil und Stall lieber aufgegeben werden. Jeder Teil wird ein [34] Gebäude für sich, das Stallgebäude ist niedriger als das Wohnhaus. Zunächst legt man die Gebäude noch eins ans andere, in jüngster Zeit bleibt nur eine schmale Verbindungsstelle (Bild 24). Das Wohnhaus behält die einfache Bezeichnung *Hius*, nur zur besonderen Unterscheidung spricht man auch wohl vom *Wuënhius*. Die Nebengebäude werden zusammengefaßt im sogenannten *Vaihius* (vgl. S. 24).

⁹⁴ 92) vgl. Das Sauerland und seine Bewohner, S. 124. Irrtümlich scheint mir dagegen auch für die Assinghauser Gegend die zuweilen lautwerdende Folgerung, es handele sich bei dem beschriebenen Haustyp noch um Dreiständer. Mit der einstöckigen, fast bis zur Erde herabreichenden Seite meint Grimme wahrscheinlich den kübbungsartigen Anbau, in dem früher bei vielen alten Häusern der Schweinestall untergebracht war.

⁹⁵ 93) *Dai stammere van der Trappen* bzw. *wuënerere op der Trappen* sagen die alten Leute noch.

⁹⁶ 94) Dieser Drempel ist eine moderne Konstruktion und darf nicht verwechselt werden mit dem in anderen Gebieten gerade bei den ältesten Steinhäusern nachgewiesenen Drempel, der noch auf Ankerbalkenzimmerung zurückgeht.



Zeichnung 7

Mit dem Aufriß wird auch der Grundriß der beiden Teile in sich selbständig. Der Queraufschluß von 1790 war noch ein Hallenhaus, das Haus des Treppenbauern ist es nicht mehr. Die Dreischiffigkeit des Ständerbaues wird aufgegeben. Die Deele hat keine Mittelpunktstellung mehr, sie gehört eindeutig auf die Wirtschaftsseite. Wohnung und Wirtschaftsteil sind scharf abgegrenzt, jeder Teil hat einen Eingang für sich. Aber es ist noch eine Verbindung da zwischen Hausflur und Wirtschaftstenne (vgl. Zeichnung 2). Die jüngsten Bauten führen die Trennung folgerichtiger durch. Wohnhaus und Stall hängen zwar zusammen, das ist bei der Eigenbewirtschaftung unserer verhältnismäßig kleinen Betriebe nicht zu umgehen. Von der Küche muß man zur Viehküche kommen können. Aber der offizielle Besucher hat mit der Wirtschaft nichts mehr zu tun, der Hausflur soll nicht durchgehen bis zum Stall. So schiebt sich die Küche doppelgesichtig dazwischen (vgl. Zeichnung 7). Hier sitzt der Bauer zwischen seinen zwei Türen, die eine führt in die städtisch eingerichtete „Wohnung“, die andere zur Arbeit in den Stall.

Die alten Häuser suchen sich dieser Entwicklung so weit als möglich anzupassen. Wir sprachen schon davon, wie das Obergeschoß einheitlich durchgeführt wird. Im Grundriß ändert man zunächst nichts an der Dreischiffigkeit, die Wohnräume schieben sich lediglich in den Seitenschiffen weiter in den Wirtschaftsteil vor, oder die sog. Keller hinter der Herdwand werden ausgebaut. Zuletzt kommt es so weit, daß man die Deele und die Ställe im alten Hause ganz aufgibt, das Haus zum reinen Wohnhaus ausbaut und die Ställe in einem Anbau unterbringt. Oder aber man baut ein neues Wohnhaus und richtet das alte ganz zum Stall ein. Immer aber ergeben sich noch Spannungen zwischen der Aufteilung alter und neuer Gebäude. Obschon das Beharrungsvermögen der bäuerlichen Auffassung zur Erhaltung alter Zustände beiträgt, scheinen heute doch mehr noch die konstruktiven und wirtschaftlichen

Voraussetzungen ein Hindernis zu sein, daß nicht allgemein „neue Höfe“ aus den alten entstanden sind.

Die einzelnen Wohnräume, ihr Verhältnis zueinander und zum Hausganzen.

Wir müssen auf das Werden und die Funktion der einzelnen Räume näher eingehen, wenn wir erkennen wollen, was sich in der Auffassung des Hauses geändert hat, und warum die Bauformen andere werden mußten. Wohnräume und Wirtschaftsräume lassen sich dabei nicht gesondert betrachten. Sie sind im alten Hallenhouse eng miteinander verknüpft; das tritt schon äußerlich stark zutage. Aber sie bedingen sich im Grunde ebenso bei den jüngsten Bauformen, so sehr diese auch dagegen zu sprechen scheinen. Im alltäglichen Leben des Bauern sind Wohnung und Stall noch immer gleich bedeutsam und wichtig. Daß es trotzdem zu solchen Verschiebungen und Neubewertungen in der Aufteilung des Hausganzen kommen konnte, und daß zuletzt Wohnhaus und Viehhaus relativ selbständig nebeneinander stehen, zeugt von einer Aufspaltung des bäuerlichen Lebens.

Wenn wir von den baulichen Veränderungen ausgehen, liegt der erste Anstoß dazu in der Abtrennung gesonderter Wohn- und Schlafräume aus dem alten Einraum. Der Einraum war ursprünglich alles in einem: Küche, Stube, Fremdenstube und Schlafkammer. Wann Kammer und Stube abgesondert werden, ist bei unseren Häusern nicht mehr zu fassen. Soviel steht fest: Die Schlafgelegenheiten werden früh mit der Herausbildung der Zweigeschossigkeit nach oben verlegt. Die ältesten Überlieferungen empfinden es als selbstverständlich, daß man *uawen oppe* schläft, *unnen inne* wohnt. Ebenso gesichert ist in der Erinnerung die Stube. Die übrigen Räume des modernen Hauses sind im wesentlichen ein Produkt des 19. Jahrhunderts. *Dai N's harren nit mol ne Küëke, dai kuakeren op der Diäl*, weiß die heutige Generation in einzelnen Fällen noch vom eigenen Augenschein; die „Wohnküche“ ist eine ganz junge Errungenschaft. Auch Fremdenstube⁹⁷ und „Schreibstübchen“, oder welchen Namen man dieser dritten Stube immer beilegen mag, sind jetzt noch nicht allgemein eingebürgert und den Bauernhöfen und „reichen“ Leuten vorbehalten.

Dem Sauerländer bedeutet weniger der Herd den Inbegriff der behaglichen Häuslichkeit als vielmehr der Ofen. *Ächterm Uawen sitten* ist sein Begriff von Geborgen sein und sein Anrecht im Alter. Zu früh trat die Stube neben den Herdraum, als daß noch eine Erinnerung an die alte Mittelpunktstellung des Herdes leben könnte. Der Herdraum hat keinen eigenen Namen. Die Bezeichnung Flett gibt es im Sprachgebrauch unserer Gegend nicht.

[35] Nach dem Rauchschatzregister von 1664⁹⁸ besitzen 9 reichere Höfe des Dorfes schon einen Kachelofen, 3 kleinere haben ein „Fewr vorm Zacken“⁹⁹. Das bedeutet, 12 von den 34 Familien des Ortes heizen eine Stube. Die anderen leben vorwiegend noch im Herdraum. Häuser ohne Stube werden um diese Zeit kaum noch gebaut worden sein, und wenn es doch geschah, waren es wohl kleine und schlechte Häuser, die nicht mehr stehen. Das heißt, daß wir bei unseren heutigen Häusern die Stube von vornherein anzusetzen haben.

⁹⁷ 95) Die Fremdenstube ist die sogenannte gute Stube und darf nicht verwechselt werden mit der „Fremdenkammer“, dem Schlafzimmer für Gäste, die es auf größeren Höfen auch gibt.

⁹⁸ 96) St. A. Münster Herzogt. Westf. Landstände V 7.

⁹⁹ 97) Der „Zacken“ oder „Tacken“ bestand aus einer Eisenplatte in der Wand zwischen Küche und Stube, die die Wärme des Herdfeuers auf die Stube übertrug. Diese einfachste Form der Stubenheizung kommt auch im westlichen Sauerlande und in der Eifel vor. Ein im VIII. Jahrg. der „Ruhrwellen“ (Arnsberger Heimatblatt für das Land und Volk an der Ruhr, Verlag Central Volksblatt Arnsberg) in Nr. 9 veröffentlichtes und noch im Original vorhandenes Inventarverzeichnis des Graben Hauses zu Endorf nennt 1824 noch in der Küche „einen Tacken und branteisen beim Feuer“.

Die Lage der Stube ist bei den ältesten Beispielen sehr konstant. Immer liegt sie seitlich vor der alten Herdwand, die das Kellerfach vom Küchenfach trennt, und zwar so, als ob von einem Flettraum der eine Seitenarm abgesondert worden wäre. Stuben hinter der Herdwand scheinen in unserem Dorfe jünger zu sein, sie lassen sich erst im 18. Jahrhundert nachweisen (vgl. S. 31).

Der Hinterladerofen und das Feuer vorm Zacken ermöglichten es, daß man auch vor der Einführung besonderer Rauchabzüge den Stubenraum ganz abschließen konnte. Beim Herdraum war das schwieriger. Er gibt seine Verbindung mit der Decke nur allmählich auf und anscheinend zunächst mehr aus Zwang als aus Neigung. Die Leute wissen von ihren Müttern und Großmüttern, daß die Küche früher nur *en Küëkskeen*, ein armseliges, kleines Loch war, an derselben Stelle zwar wie heute, aber lange nicht so groß. Man hat die Scherwand¹⁰⁰, als sie nötig wurde, nicht immer das ganze noch übrige Flett von der Deelee abtrennen lassen, sondern oft nur den der Stube gegenüberliegenden Seitenarm. Die Feuerstelle mußte dann auch auf die Seite verlegt werden. Doch scheint die „Behelferei“ in diesen engen Küchen zu groß gewesen zu sein. Bald vergrößert man sie wieder zur Deelee hin oder im Seitenschiff. Das war vor allem möglich, als eigene Viehhäuser entstanden. Dabei behält die Küche ihren Deelencharakter bis in unser Jahrhundert. Die Verbindung zur Deelee hin durch ein Rauchabzugsloch und eine große Tür war auch nach der Abtrennung noch da. Man kennt nur Pieksteinfußboden, wie ihn auch die Deelee hat. Die Pferde, die das Fuder auf die Deelee ziehen, werden noch lange durch die Küche zur Übertür wieder herausgeführt. Die Großväter der heutigen Generation sind mitunter so praktisch gewesen, das Holz gleich mit den Pferden bis ans Feuer zu schleppen.

1822 werden im Amte Allendorf die „brandverhütenden Gesetze“ in Erinnerung gebracht. Von 1811 stammt die Verordnung: „Der bewohnbare Teil des Hauses soll von dem zur Ökonomie bestimmten Teile, falls dieser mit jenem unter einem Dach vereinigt wird, durch eine Brandmauer oder wenigstens durch eine solide Lehmwand dergestalt getrennt werden, daß im Innern des Hauses gar kein Durchgang und keine Kommunikation zwischen beiden Hausteilen besteht“¹⁰¹. Diese Vorschrift muß zu landfremd gewesen sein, als daß sie befolgt worden wäre. 18 Jahre später stellt ein Schreiben des Landrats fest, daß die Trennung von Küche und Deelee gemäß Verordnung von 1811 bis dahin selten zur Ausführung gebracht sei. Sie solle auch in Zukunft nicht streng gehandhabt werden, aber man möge darauf achten, daß eine Wand zwischen Küche und Deelee da sei und dann nicht ein solcher Durchgang, daß man direkt von der Küche auf die Deelee käme, sondern dazwischen sollte noch Raum sein¹⁰². Daraufhin erfolgt erneute Bekanntmachung in den Gemeinden, aber der Erfolg bleibt immer noch fraglich.

Vor allem bei Neubauten und Neuanlage von Feuerstellen sucht man die Feuerschutzbestimmungen geltend zu machen. In alten Häusern ist die Durchführung schwieriger. 1784 hat der Kurfürst angeordnet, daß die hölzernen Schornsteine binnen 6 Wochen abzubrechen seien, die Feuer-Polizei-Ordnung von 1841 verbietet bescheidener nur die Neuanlage derselben. Der Polizeidiener Kühne muß sich bei den Feuervisitationen in Endorf aber noch länger mit unvorschriftsmäßigen Schornsteinen auf alten und neuen Häusern herumschlagen. 1835 hat eine Bekanntmachung im Endorfer Kasten gehangen, die nachdrücklichst noch einmal auf die Nachsuchung des Baukonsenses drängt und auf

¹⁰⁰ 98) Der Begriff der Scherwand ist in unserer Gegend den Leuten ebenso fremd wie der des Fletts.

¹⁰¹ 99) Akten Amt Sundern, Feuerpolizei.

¹⁰² 100) ebda. Brief v. 16. 5. 1840.

Einhaltung der darin gegebenen Vorschriften, „da so viele Fuschereien bei Neubauten besonders bei der Dachdeckung und beim Schornsteine im hiesigen Bezirke vorkommen“¹⁰³.

Wie an Dach, Schornstein, Bodenluke, Laternen und Feuerschutzgeräten finden die Visitationsprotokolle¹⁰⁴ auch an den Herdräumen manches auszusetzen. Entweder ist „oberhalb des Feuerherdes“ nicht „gewellert“, oder „die Küche ist obenunter nicht mit Leim (Lehm)¹⁰⁵ beschmiert“, ist „ganz schlecht gefügt“ und dergleichen mehr. Die landesväterliche Fürsorge in dieser Beziehung scheint den Bauern nicht eben angenehm gewesen zu sein. Kühne schreibt 1844 vom Strackenbauern: „fehlt der Nachtrag zur Feuerordnung, will [35] auch ein solches Buch nicht haben.“ Bei der nächsten Kontrolle ist es zwar trotz dieser bündigen Absage angeschafft, aber wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir aus all diesen Vorkommnissen schließen, daß man den Herdraum kaum mit großer Sorgfalt behandelt hat.

Um 1860 werden auch in die alten Häuser häufiger Schornsteine eingebaut und die offenen Feuer weichen der „Kochmaschine“. Meist bekommt man auf die Frage nach dem Alter des Schornsteins zur Antwort: *Uësem Vatter seyn Vatter hiät ne aanlagt*, zuweilen heißt es aber auch: *Dät wäit iëk não*. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hat es noch Rauchhäuser im Dorfe gegeben. Der älteste Schornstein dürfte der heute nicht mehr benutzte an die Hinterwand des Schlottmannschen Hauses angemauerte Kamin sein. Nach dem Rauchschatzregister von 1759¹⁰⁶ haben im ganzen Gericht Stockum nur die adeligen Häuser zu Amecke, das Burgenhaus, das Haus des Pastors und des Vikars zu Stockum und das Schlottmanns Haus zu Endorf einen Schornstein.

Die alte Herdstelle lag frei im Raum, die Kessel hingen am *Hool* und dies wiederum am *Hoolbäom*. Noch bei dem Queraufschluß von 1790 ist das nachzuweisen. Später muß sie an die Wand gerückt sein. Die Leute erinnern sich noch des *Bausmens*. Auch der Zacken zog ja das Feuer schon nahe an die Wand. Bei den älteren Häusern liegt die Brandmauer immer zwischen Küchen- und Kellerfach, bei den jüngeren auch wohl zur vorderen Stube hin. Über die Verlegung der Herdstelle von der Mitte der Deele in die seitliche Küche lassen sich keine sicheren Zeugnisse beibringen. Offen bleibt auch, wie man bei solcher Auseinanderreißung von Küche und Stube die Heizung der letzteren durchführte. Es wäre möglich, daß dies zugleich der Zeitpunkt für die Einführung des Vorderladers wurde. Der Hinterlader, der im oberen Sauerlande noch bis in unsere Tage anzutreffen ist, muß in der Endorfer Gegend schon in den 80er Jahren verschwunden sein¹⁰⁷. Die Erinnerung daran lebt aber noch; Die alten Leute, erzählte mir ein Bauer, hätten sich damals sehr beklagt, als zuerst die anderen Öfen aufgekomen wären, die Luft in der Stube sei eine schlechtere geworden. *Vey konnt jo nit mehr ömen* (Atem holen), hätten sie gesagt.

Der neue „Kachelofen« ist zugleich ein Kochofen (Bild 30). Kleinere Mahlzeiten können auch in der Stube zubereitet werden. Diesem Umstand verdankt er seine große Beliebtheit. Zuweilen war er in die Wand eingebaut und wurde auf der Küchenseite zum Kochen, auf der Stubenseite zum Wärmen und Trocknen ausgenutzt. Oder er heizte zugleich Stube und Fremdenstube. Von der altsauerländischen Stubeneinrichtung ist er nicht wegzudenken. Heute wird er nach und nach verdrängt von modernen Öfen und Warmwasserheizungen.

¹⁰³ 101) Akten Amt Sundern, Feuerpolizei.

¹⁰⁴ 102) ebda.

¹⁰⁵ 103) Das *Ollern slohn*, die Anbringung des Lehmschlages auf dem Dachboden ist älteren Endorfern noch bekannt.

¹⁰⁶ 104) Landständ. Archiv Arnsberg IV A 11.

¹⁰⁷ 105) Der Hinterlader war nicht immer ein viereckiger Plattenofen, sondern muß nach der Beschreibung, die mir die älteren Endorfer gaben, vielfach rund gewesen sein, *biu säon Kaiunenuawen* (Kanonenofen), *me konn nit mol ne Kaffekanne drin setten*.

Leute, die Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Hausstand klein anfangen mußten, kauften nicht zuerst eine „Kochmaschine“, sondern den Kochofen. Eine alte Frau erzählte mir: *Dai N's un vey harren keinen Herd in der äisten Teyt. De Uawen stond in der Kiiëke un imme Winter sätten vey ne uës in de Stuawe*, d. h. im Winter wurde in der Stube gekocht, sowohl für die Menschen, wie nötigenfalls auch für das Vieh.

Der Küchenraum blieb auch nach der Abtrennung von der Deelee mehr Wirtschafts- als Wohnraum. Hier standen später neben dem Herd der „Kuhpott“ und „Schweinepott“, die elektrisch betriebene Zentrifuge und Butterkirne samt ihrem Motor. Alle vorkommenden Arbeiten konnten hier verrichtet werden wie auf der Deelee, wenn der Raum dazu reichte. Meist führte eine Tür unmittelbar nach draußen. Durch den Ausguß des Spülsteins zog es, der Boden hatte Picksteinbelag — ein warmer Sitzraum war die Küche nicht, das sollte sie auch nicht sein. Dazu diente die Stube. In der Stube saß man, erzählte sich etwas und wärmte sich, in der Stube spann und nähte man, das Essen wurde hier eingenommen und zum Teil auch gekocht. Stube und Küche ergänzten sich gegenseitig. Wo wir heute von einer Wohnküche sprechen, hätte man damals eher von einer Kochstube reden müssen. Der Stubenraum hatte eine ähnliche Funktion wie heute die Wohnküche. Ein Unterschied besteht nur darin, daß früher der Ofen Herdfunktion, jetzt aber der Herd Ofenfunktion übernommen hat.

Daß es von der Wohnstube zur Wohnküche gekommen ist, hat mancherlei Gründe. Die tiefste Ursache liegt in einer fortschreitenden Differenzierung des Wohnraumes, nicht, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte, in der Rückwärtsbesinnung auf den Einraum.

In der 2. Hälfte des 19. Jhdts. begann man, eigene Viehhäuser neben dem alten Einheitshause aufzuführen. Zu diesen Viehhäusern gehörte auch eine Viehküche. Bald tritt die Hausküche den schmutzigsten Teil ihrer Verrichtungen an die Viehküche ab, besonders als Feuer, Rauch und Wasser zu Beginn des 20. Jhdts. fast beliebig geleitet werden können. Damit ist der Wohnküche der Weg freigegeben. Zugleich steht einer Aufspaltung aller Wohn- und Wirtschaftsbedürfnisse wenig mehr im Wege. Die Abtrennung des gesamten Wohnteiles vom Wirtschaftsteil haben wir in früheren Abschnitten schon verfolgt, wie sie sich auf die Hausgemeinschaft auswirkt, wollen wir später sehen. An den einzelnen Wohnräumen zeigt sich, auf welchem Wege die Sprengung erfolgt ist. Neben der Stube hatte sich im 19. Jhd. das *Stüäweken* herausgebildet, [37] der Vorläufer unserer heutigen Fremdenstube oder guten Stube. Mit diesem *Stüäweken* wird zwar der Rückzugsgedanke von der bäuerlichen Arbeit erstmalig klar sichtbar, denn vor seiner Tür machen die Dienstboten des Hauses Halt — aber wir dürfen nicht von heutigen Voraussetzungen ausgehen und annehmen, daß es gleich aus dem Wunsche nach einer Prunkstube geboren worden ist. Als Fest- und Repräsentationsraum wird es bei seiner Kleinheit¹⁰⁸ ursprünglich nicht gedacht sein. Der *Saal* war wenigen, besonders reichen Häusern vorbehalten. Für gewöhnlich fanden bäuerliche Feiern nach wie vor auf der Deelee statt. Nun wird die Deelee nach ihrer Verlegung in das Viehhaus reine Wirtschaftstenne und verkümmert mehr und mehr. Die Küche, entlastet durch die neue Viehküche, steigt auf zur Wohnküche und nimmt der Stube ihre alte Bedeutung. Die Stube wird nun zum „Stübchen“, zum Rückzugsplatz von der werktäglichen Arbeit. Das frühere Stübchen aber wächst sich zum „Salon“, zur steifen, nur bei offiziellen Anlässen genutzten Prunkstube aus. Die Deelee mit ihrem Tor hat für den Wohnteil keine Gültigkeit mehr und nach Einführung der Dreschmaschinen wird sie auch im Viehhaus überflüssig. Der Rest ihrer

¹⁰⁸ 106) Fenna Dirks in ihrer unveröffentlichten Münsterischen Staatsarbeit über bäuerliches Wohnen im Kirchspiel Lavelosloh teilt ebenfalls die Beobachtung mit, daß das beste Zimmer in der dortigen Mundart als „kleine Stube“ bezeichnet wird, obschon es heute durchaus nicht mehr immer die kleine Stube ist.

alten Funktion verteilt sich im Wohnhaus auf den neuen Eingang, den Hausflur und die Prunkstube, im Wirtschaftsteil im wesentlichen auf Futtergang und Viehküche.

Wir müssen heute im Bauernhause durchweg mit zwei Stuben und der Wohnküche rechnen. Die auf neueren und größeren Höfen oft noch vorhandene dritte Stube kommt selten über den Charakter eines besseren Vorrats- und Abstellraumes hinaus. Nur in einzelnen Fällen ist daraus ein „Schreibstübchen“ geworden. Das Kleinleutehaus kennt nur Stube und Küche wie früher. Aber auch hier zeigt sich die Änderung der Wohngesinnung in der Ausstattung und Nutzung der Räume. In der Stube darf nicht mehr gekocht werden, sie vertritt nun die Prunkstube und das Stübchen. Die Küche wird zur reinen Wohnküche, und eine Ecke der alten kleinen Deele übernimmt neben der Viehküchenfunktion zuweilen auch noch die schmutzigeren Kochverrichtungen für die Mahlzeiten der Familie. Gerade das kleine Haus pflegt vor allem die wohnliche Küche.

Die Lage der Räume richtet sich zum Teil nach der Viehküche und dem Stall, zum Teil nach dem vorderen Eingang. An der schmalen Verbindungsstelle zwischen Wohnhaus und Viehhaus, die bei den modernen Höfen noch geblieben ist, muß natürlich die Küche liegen. Dagegen sollen die Stuben, die der Repräsentation dienen, sich um den repräsentativen Eingang ordnen. Meist findet man rechts und links des Einganges neuer Wohnhäuser Stube und Fremdenstube, dahinter Küche, Vorratskammer und Treppenhaus.

Im alten Hause ist die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen nicht systematisch durchgeführt. Stube und Küche liegen, wenn auch nach der einen oder anderen Seite ausgeweitet, gewöhnlich noch an ihrem alten Platze im Küchenfach. Die übrigen Räume sind entweder im Kellerfach oder anstelle der Viehstände in den vorderen Seitenschiffen nachträglich ausgebaut. Daß man die Deele im alten Hause selten ganz aufgibt, geschieht einmal, weil man mit dem Erntewagen einfahren muß, um den Boden auf hergebrachte Weise beschicken zu können. Zum anderen bleiben auch nach dem Ausbau mehrerer Wohnräume rechts und links des Tores meistens noch Ställe. Darum sind die Deelen bei mehrfacher Verkleinerung und Abtrennung doch in vielen Fällen erhalten (Bild 27).

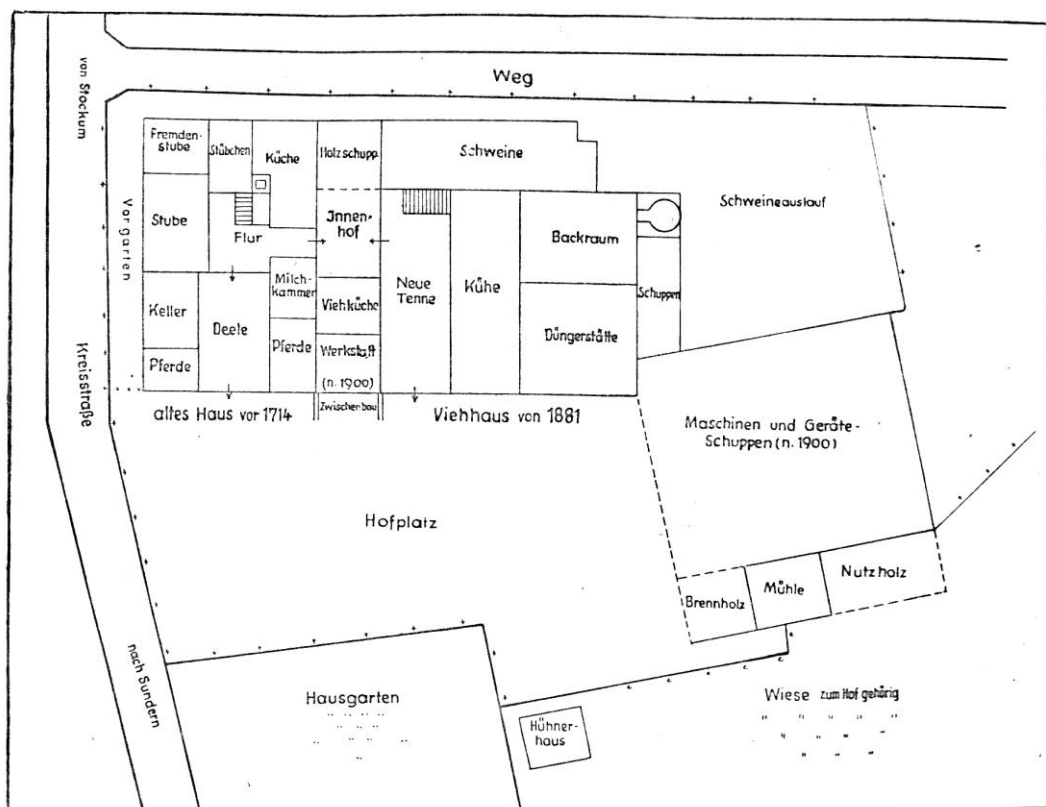
Ehe wir die Entwicklung der Raumaufspaltung zusammenfassen und den heutigen Zustand zu erklären versuchen, müssen wir noch auf die Kammern im Obergeschoß und die Keller unter der Erde eingehen. Das urtümliche Hallenhaus kannte weder Keller unter noch Kammern über dem Erdgeschoß. Daß sich ein Obergeschoß in unserer Gegend aber sehr früh herausgebildet haben muß, davon war schon die Rede. Keller im heutigen hochsprachlichen Sinne gibt es erst, seit das Haus zwei Eingänge hat, den für die Wohnung und den für den Wirtschaftsteil; mit der Unterkellerung kommen zuerst die Treppen vor der Haustüre auf (vgl. S. 33). Das neue Wohnhaus wird von jetzt ab für gewöhnlich ganz mit Kellern unterbaut. Man benutzt diese Räume für die Aufbewahrung von Eßvorräten und bringt auch die Kartoffeln und Runkeln für das Vieh hier unter. Auch der Backofen kann in solche Keller eingebaut werden. Unter alten Häusern gräbt man nachträglich mit Mühe und Kosten einen „Erdkeller“. Die anderen „Keller“ sind dort ebenerdige Vorratsräume. Ein Rest. dieses alten Kellerbegriffes liegt vor, wenn man in neuen schon unterkellerten Häusern den Raum für die Milchverarbeitung und die Eßvorräte, der im Erdgeschoß neben der Küche liegt, genau so gut wie die wirklichen Kellerräume als *Kellerken* bezeichnet.

Die Räume des Obergeschosses heißen *Büen* oder *Kammer*. Über der Küche befindet sich in alten Häusern allenfalls ein *Hiärw* oder eine *Hiärwe*, das ist ein besonders niedriger *Büen*, der entsteht, weil die Küche wegen des offenen Feuers höher sein muß als andere Räume. Wie weit er identisch ist mit dem *Fläis-* oder *Räokbüen* läßt sich nicht immer sagen. Im übrigen

liegen heute *Büens*, falls es noch solche gibt, gewöhnlich vorn seitlich des Deelentores. Eine Ausnahme macht das früher erwähnte älteste Haus aus den 70er Jahren des 17. Jhdts., wo das Obergeschoß auch im hinteren Teile des Hauses nicht voll ausgebaut ist.

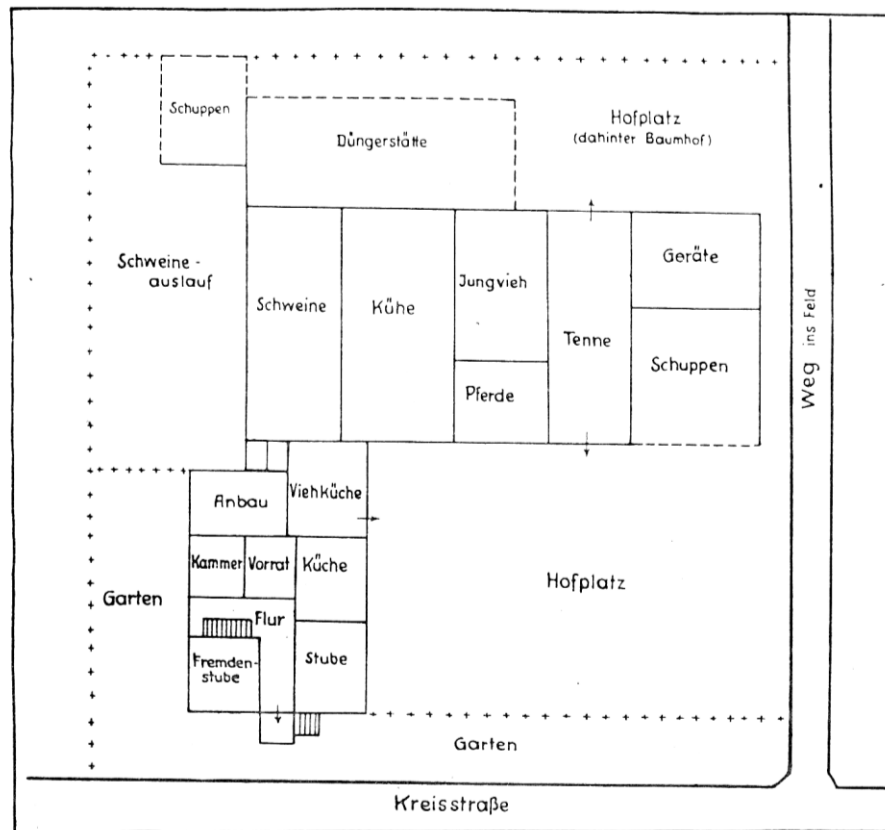
[38] Hinten im Hause über den Kellern und über der Stube liegen die besten Kammern. Besonders die Kammer über der Stube wurde wegen ihrer Wärme sehr geschätzt. Über dem Ofen ließ man ein Loch in der Stubendecke, damit die warme Luft nach oben zog. Deshalb wurde diese Kammer den alten Leuten überlassen, sonst schliefen hier der Bauer und die Bäuerin. Gewöhnlich war in der Wand zur Deele hin ein Fensterchen, durch das der Bauer morgens dem Gesinde zum Aufstehen rief. Die Treppe führte gleich von der Stube aus nach oben und man konnte die eine und andere Kammer von hier aus miterreichen. Da schliefen dann die übrigen Familienangehörigen. Die Fremdenkammer und die Knechte- und Mägdekammern hatten meist ihre besonderen Treppen. Die Kammern für das Gesinde lagen über den Ställen. Später wurde die Jungenskammer mit in das Viehhaus verlegt, weil man gewohnt war, daß nachts einer aufs Vieh hörte. Nach und nach erst schoben sich die Schlafzimmer bis an die Vorderwand vor in den Seitenschiffen des alten Hauses, allgemein läßt sich noch nachweisen, daß hier früher Futterbühnen bzw. *Ünnerbalkens* lagen.

Im neuen Hause ist das Obergeschoß von vornherein einheitlich und klar. Die Zuteilung der Kammern erfolgt nach Gutdünken und Raumerfordernis. Meist sichert sich der Bauer eine Eckkammer zum Hofe hin, von der aus er das elektrische Hoflicht anknipsen kann. Auch wenn im Stalle etwas los sei, vermöge er es von hier aus noch zu hören, versicherte mir ein Bauer. Der Dachboden des modernen Wohnhauses ist nicht sehr groß, er wird als Abstellraum und Trockenboden genutzt wie beim städtischen Hause, oder man macht ihn auch wohl zum Kornboden, auf den man die Säcke von außen durch einen Handaufzug heraufholt. Durch das ganze Haus aber führt nun vom Keller bis zum Boden eine einheitliche Treppe, an die jeweils ein Flur anschließt, auf den die Räume münden.



Hofstelle mit altem Hauptthaus

ca. 1 : 400



Hofstelle mit neuem Haupthaus

ca. 1 : 400

Zeichnung 9

Hier möge man den heutigen Grundriß einer Hofanlage, deren Kern ein altes Haupthaus ist und den einer völlig neuen betrachten. (Zeichnung Nr. 8 und Zeichnung Nr. 9). Auch das alte Haus ist nicht das geblieben, was es seiner ursprünglichen Bedeutung nach sein müßte. Neben ihm ist das Viehhaus aufgewachsen, sind Anbauten und Schuppen entstanden. Nur Höfe, die in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind, kommen mit dem alten Raum noch aus. Es spricht aus der ganzen Anlage einer solchen Hofstelle das den Zeiterfordernissen angepaßte Wachstum, aber es läßt sich nicht die Regelmäßigkeit der Raumanordnung herbeiführen, wie [39] sie das nächste Beispiel zeigt, ein Hof von 1900. Der neue Hof wird erst ganz das, was die Entwicklung angestrebt hat. Er zeigt klar, wie man sich das Zueinander der Räume heute wünscht. Es gibt keine verborgenen Ecken und Winkel in solchen Häusern, nichts ist ineinander verschachtelt, alles gradlinig abgegrenzt und Wohn- und Wirtschaftsteil werden sauberlich auseinandergehalten.

Der oben genannte alte Hof hat noch zwei Deelentore als Eingänge, eines am Wohnhaus, eines am Viehhaus. *Dai mütt não üewer de Diäl in 't Hius*, heißt es in solchen Fällen etwas mitleidig. Die Lage im Hofplatz ist bei den alten Häusern meist so, daß es nicht leicht zu einer neuen Eingangsstelle kommt, und so bleibt der altertümliche Charakter nach außen gewahrt, wenn auch im Innern der Wohnteil schon abgegrenzt wird. Solche Verbindung von Wohn- und Wirtschaftseingang aber ist etwas Unmodernes, um nicht zu sagen Ärmliches geworden. Selbst die kleineren Häuser folgen mehr und mehr dem Beispiel der neuen Höfe und schaffen sich zwei Türen an: die eine für die Werktagsarbeit, die andere für Feierabend, Sonntag und Besuch.

Die Ausstattung.

Wenn wir uns nun der inneren Ausstattung zuwenden, geschieht das wieder nicht mit der Absicht, möglichst viele Altertümer aufzudecken, sondern wir wollen versuchen, auch hier dem Wandel der Gesamtauffassung auf die Spur zu kommen. Man kann die Zimmerausstattung nur bedingt zum Gradmesser der bäuerlichen Wohngesinnung machen. Die Futterkiste im Stall, die Deele und der Hofplatz, die Feierabendbank am Hause und die Laube im Garten gehören mit dazu, ja schließlich noch die Felder und Wälder, kurzum das gesamte Anwesen und mit gewissen Einschränkungen auch das des Nachbarn. Arbeit und Privatleben sind hier eins.

Wenn schon bei den Bauformen die Zeugnisse für die älteste Zeit spärlich waren, so sind sie es bei der Ausstattung noch viel mehr. Einiges läßt sich in Verbindung mit mündlicher Überlieferung noch aus den Resten der alten Ausstattung rückfolgern. Daneben haben wir zur Bestätigung einzelne Hofesinventare und häufiger Aussteuerbestimmungen. Noch im 18. Jahrhundert ist man mit Möbelstücken sehr sparsam gewesen. [40] Das gerichtliche Inventarverzeichnis des Schultenhofes in der Röhre¹⁰⁹ nennt 1794 „an Geschier“ im Sinne heutiger Möbel: einen alten Sessel, einen großen Tisch, vier Stühle, zwei neue und zwei schlechte Bettstellen, einen alten Kasten und eine Wanduhr. In den Testamenten treten als wesentliche Bestandteile der Zimmerausstattung immer nur der Tisch, ein paar Stühle, ein Koffer¹¹⁰ (bzw. Schrein oder Kasten) und die Bettstelle auf. Die Bank ist in alten Stuben wie die Schränke vielfach in die Wand eingebaut. Bei den dicken Mauern der Stein- und Lehmhäuser war das eine glückliche Lösung, die man lange beibehielt. Die Bank lag stets unter den Fenstern (Bild 31). Das größte Möbelstück ist der Tisch, der vor dieser Bank steht, an dem die ganze Familie mit dem Gesinde zum Essen Platz haben muß. Er hat gewöhnlich eine dunkle Eichen- oder eine helle Ahornplatte, die Samstags gescheuert wird und nur beim Essen früher mit einem Laken gedeckt wurde. Ehe der Stuhl in Mode kam, hat man auch vor dem Tisch leichtere, bewegliche Bänke gebraucht, doch findet man sie heute nur noch selten. Tradition hat außer der Bank unter den Sitzgeräten noch der große Sessel (Bild 30), der Ehrenplatz des Hausherrn, den er selbst an die Mutter nicht abtritt, obgleich es der bequemste Sitzplatz ist. Nur für Kranke wird wohl eine Ausnahme gemacht.

In der alten Küche sind wenige und schlechte Sitzmöbel, auch der Tisch ist kleiner und nicht so gut in Holz und Verarbeitung. Wann der Schrank (*dät Schapp*) aufgekommen ist als bewegliches Möbelstück, läßt sich aus unserem Material nicht genau nachweisen. Aus der Zeit Vor 1800 ist kein Stück erhalten, anscheinend ist er erst nachher recht in Gebrauch gekommen in unserm Dorf. Der älteste Schrank, der sich sicher datieren ließ (Anfang 19. Jahrhundert), ist wenig höher als eine Truhe und unterscheidet sich im wesentlichen von ihr nur dadurch, daß jetzt nicht mehr der Deckel abgehoben wird, sondern die Seitenwand die Tür ist. Der alte Küchenschrank besteht aus einem ebensolchen niedrigen Kasten mit Teller- und Schüsselbordaufsatz. Es scheint, als ob er aus einer Verbindung der alten Leisten und Bänke mit dem Kasten zusammengewachsen wäre. Heute gibt es dem Typus nach dreierlei Schränke: *et Kükenschapp*, *et Kläierschapp* und den Prunkschrank, der plattdeutsch allenfalls noch als *et Glasschapp*, später dann als „Vertikow“ und „Büfett“, als „Kredenz“ und „Vitrine“ in plattdeutsch gefärbter Aussprache vorkommt. Bis zum Bücherschrank hat es unser Bauernhaus noch nicht gebracht. Ein Bücherbrett (*Baikerbriät*) tritt an dessen Stelle. Was da keinen Platz findet an alten Zeitschriften und Büchern, stopft man in die Koffer der

¹⁰⁹ 107) Akten Nietensteins Hof.

¹¹⁰ 108) „Koffer“ bedeutet in der bäuerlichen Umgangssprache nicht an erster Stelle den Reisekoffer, den man heute auch schon kennt, sondern die Holzkiste, die schwere Truhe, und zwar vor allem die mit gewölbtem Deckel.

Abstellräume. Die größeren Höfe kennen dagegen schon den Schreibtisch. Aber er ist in den meisten Fällen mehr Akten- und Papierschrank als Tisch zum Schreiben. Er steht gewöhnlich in einem Zimmer, das nie geheizt wird, wenn nicht im Prunkzimmer, dann vielleicht in jenem dritten Zimmer, das mehr Abstellraum ist als wirkliche Stube. Gibt es im Winter etwas zu schreiben, holt man sich das Tintenfaß und die Feder in die Wohnstube oder Wohnküche.

Bank und Brett haben für die Aufbewahrung des Haus- und Küchengerätes früher eine viel größere Rolle gespielt, sie sind der Mundart durchaus geläufig. Es gab nicht nur die *Pottbank* und die Deckel- und Tellerleisten in der Küche, die Schuhbank unter der Treppe, die *Leysten* (hochdeutsch Liesten genannt) im Vorratsraum neben der Küche, sondern auch in der Stube lief an einer Seite unter den Balken der Decke her ein starkes Brett, auf das mancherlei Sachen zur Aufbewahrung geschoben werden konnten, und das den kleinen Kindern unerreichbar war. Ältere Leute erzählen, dort hätte in irdenen Näpfen die Milch zum Entrahmen gestanden, ehe die Zentrifuge aufkam. Mit diesem Brett, der *Leyste*, verbunden war der hölzerne Mantelstock (Bild 30), der in keiner Stube fehlte. In 't *Schapp* hängt der Bauer nur seine guten Sonntagskleider. Es gibt auch heute noch in jedem Wohnzimmer und in allen Schlafzimmern einen Mantelhaken, für die Kinder oft einen besonderen in halber Höhe. Da hängen Hut und Oberkleid und im Schlafzimmer auch die gesamten Werktagskleider. Im alten Schlafzimmer ist das Eckbrett mit regelmäßig verteilten Haken und einer Gardine als Abschluß weitgehend Kleiderschranksersatz. Der Nagel in der Wand hat für die Kleideraufbewahrung sagenhaften Charakter angenommen. In der einen und anderen Knechtekammer wäre er vielleicht noch zu finden. Das modernste Möbelstück in dieser Richtung, die „Garderobe“, setzt einen besonderen Hausflur voraus und steht dort mehr als Prunkstück denn wirklich genutzt.

Gleichzeitig mit dem Schrank scheint die Kommode aufgekommen zu sein, die heute in einigen alten Exemplaren und als Waschkommode noch lebt, aber durch fließendes Wasser und Frisiertisch zum Aussterben verurteilt ist. Mit dem Untergang von Kommode und Koffer übernimmt mehr und mehr der Leinenschrank die gesamte Wäscheaufbewahrung.

Der Koffer mit seiner früher so wichtigen Beilade (*Beylaa*) ist auf die Abstellkammern gewandert. Da stehen die verschiedensten Truhen- und Koffergenerationen einträchtig beisammen. Sie enthalten meistens Dinge, die nicht alltäglich benutzt werden, besonders dienen sie zur Bergung des gebleichten aufgerollten Leinens und anderer Vorräte. *Do sittet et nāo in 'n Küffers* will heißen, da ist alter Wohlstand, der allerdings leicht etwas muffig und geizig wirkt. Kasten, Schrein und Koffer, die nicht deutlich unterschieden werden, haben vor Schränken und Kommoden ein höheres Alter voraus. Ähnlich weit zurück reicht die Bettstelle. [40] Noch bis in unsere Zeit war sie ein breiter, verhältnismäßig kurzer, mit einem Strohsack oder losem Stroh gefüllter Kasten. Heute gibt es kaum noch Strohsäcke, schmale, längere Bettstellen mit Matratze sind zur Regel geworden, und die alten zweischläfrigen Betten sterben auch in den Gesindekammern, wohin sie abgesunken waren, nach und nach aus.

Die Bettstelle ist der Hauptbestandteil des einfachen bäuerlichen Schlafzimmers. Ein Stuhl mit einer Waschschüssel wird noch dazu gestellt, ein alter Kleiderschrank — dann ist die Knechtekammer fertig. Der Waschtisch ist in reicheren Häusern 2 Generationen alt, allgemein aber erst seit den 20er Jahren im Gebrauch. Anlässlich eines bäuerlichen Besuches wurde nach Besichtigung der Schlafzimmern rühmend hervorgehoben: *Bolle jāide Kammer harre ne Waskedisk*. Es ist in größeren Häusern nicht üblich, daß man sich in der Küche wäscht. Schon die vorige Generation kennt das nicht mehr. Seit die Wasserleitung besteht, ist auch im zweiten Stockwerk gewöhnlich ein Wasserhahn. Heute legen die größeren Höfe mehr und

mehr ein Badezimmer und fließendes Wasser in den Schlafzimmern an, auch bei alten Häusern. Man ist stolz darauf, alles *häogen oppe* (= oben auf, d. h. im Obergeschoß) zu haben, was in den Bereich des Schlafens und Toilettemachens gehört. Untergeschoß und Obergeschoß sind immer selbständiger geworden.

Als letztes altes Möbelstück bleibt noch die Wand- oder Kastenuhr zu erwähnen, die heute oft auf dem Treppenabsatz zwischen den zwei Stockwerken gelandet ist, aber früher als die eine Uhr des Hauses in der Stube einen bevorzugten Platz hatte. Zuweilen war sie in die Wandverkleidung eingelassen. Die Standuhr des bäuerlichen Wohnzimmers von heute, so unglücklich sie der Form nach auch immer sein mag, hat in ihr die zweckdienliche Vorläuferin, und man darf sie deshalb nicht allein auf das Konto Luxus setzen, wie es von allzu eifrigen Heimatfreunden mitunter geschieht.

Die älteren Möbelstücke haben vor den jüngeren eins voraus, sie sind durchweg sehr solide gearbeitet, aus einheimischen Hölzern angefertigt und für den täglichen Gebrauch berechnet. Die alte Stube wurde rücksichtslos bewohnt von der gesamten Hausgemeinschaft und nicht etwa nur am Feierabend benutzt. Hier saß der Schuster mit seinem Flickzeug, wenn er „auf die Stör“ kam, hier stand der Webstuhl, hier wurde das gefährdete Kleinvieh unter Umständen am Ofen geborgen, und hier wuchs die große Kinderschar auf und machte an Tisch, Bank und Stuhl ihre ersten Geh- und Kletterversuche. Da mußte ein jedes Ding seine solide Festigkeit haben. Die Wände waren ringsum bis zu halber Höhe mit Holz verkleidet, darüber geweißt. Der Fußboden hatte keinen Anstrich und wurde alle Samstage gescheuert, im übrigen mit dem Reiserbesen gekehrt. Das ist die Wohnstube, wie sie Grimme in seiner Beschreibung des Sauerlandes schon leicht ironisiert: „Solche Patriarchenhäuser aber, worin sich unser Leser nicht sonderlich gefallen würde, sind, wie gesagt, schon selten geworden und haben sich allgemach in diejenigen Dörfchen verkrochen, wo die Welt wirklich mit Brettern zugeschlagen ist. In den aufgeschlossenen Thälern dagegen, namentlich an der Ruhr und Lenne, finden wir durchweg sehr blanke reinliche Dörfer mit hübschen wohnlichen Häusern“¹¹¹. Endorf liegt tief im Gebirge, es war damals wohl noch „mit Brettern zugeschlagen“. Die einfache, auf Wohnlichkeit wenig Anspruch machende Stube haben wir in unserer frühen Kinderzeit noch gekannt. Die Nachkriegsjahre erst brachten die allgemeine Änderung. Über das „Stübchen“ schleicht sie ein. Das Stübchen war nicht mehr durchpulst von der bäuerlichen Arbeit wie die Stube, hier konnten auch Dinge stehen, die weniger widerstandsfähig waren, hier läßt man zuerst das Neue ein. Die Großmutter ist es meistens, von der sich das erste Sofa und der erste Glasschrank nachweisen lassen. Und dann kommt all das andere hinzu: der Tisch mit polierter Platte und Zierdecke, die Wand mit Spiegel und Tapete, das Fenster mit der Spitzengardine und dem *Roller* (Rouleaux, ein Rollvorhang). Auch der Fußboden muß sich solcher Ausstattung anpassen, er bekommt einen Anstrich und jüngst sogar einen Plüschteppich. Der Kronleuchter schließlich vervollständigt die Einrichtung. Die Prunkstube ist nicht mit einem Male fertig gewesen. Es dauert lange, bis sie sich zur heutigen „Vollkommenheit“ auswächst, und mancher Wunsch der Frau nach Modernisierung der Räume wird vom Bauern geflissentlich überhört oder gar bekämpft. *Vey sind doch Biuern*, heißt es, *un wann me nit mol mehr met geniälten Schauhn in 't Stüäweken draff, dät hiät keine Aart*. Andererseits verschmerzt es der junge Bauer nicht gern, wenn seiner Braut etwas an der Zimmerausstattung fehlt, was andere besitzen und schön finden.

Wenn das Sofa einmal eingeführt ist und seinen Platz behauptet, bedeuten moderne Formen desselben wie Chaiselongue (*Scheselon*) und Couch wenig Umstellung mehr. Auch die Gardinenmode wechselt mit der städtischen, seit Gardinen einmal Sitte sind. Aber ehe sie sich

¹¹¹ 109) Grimme a. O., S. 125.

allgemein eingebürgert hatten, das hat seine Zeit gedauert. In Rauchhäusern bei der schlechten Beleuchtung und den kleinen Fenstern hat man sie nicht als nötig angesehen. Zu unserer Kinderzeit war es in manchen Häusern noch so, daß des abends einfache dunkle Tücher aufgehängt wurden an zwei Nägeln, die rechts und links im Fensterrahmen saßen. Der alte Wenzeler's Jörn, erzählte eine Frau, hätte auch das noch nicht einmal gewollt. *Bat sollt dai Lumpen do*, hätte er gesagt, *bat iëk dau draff jäider saihn*. und dabei hätte er sie heruntergerissen. Aussprüche ähnlicher Art tauchen in den Unterhaltungen immer wieder auf. *Düëse Frauluie*, seufzte der Bauer, *äis kann me ne de Finsters nit gräot gnaug maken un dann hanget se se weyer tau*.

[42] Der Frau obliegt die Ausstattung des Hauses, der Mann muß für den Raum als solchen aufkommen. Vor der Hochzeit überlegt man zwar gemeinsam, aber die junge Frau wird es sich nicht nehmen lassen, wenigstens die Fremdenstube und das gemeinsame Schlafzimmer ganz neu einzurichten. Oft bringt sie auch noch ein „Fremdenschlafzimmer“ und eine „Küche“ mit. Diese für die Neuausstattung einer kleinen Wohnung genügende Aussteuer wird in den alten Haushalt übernommen. Das hat einen allgemeinen Absinkeprozeß der bisherigen Einrichtung zur Folge. Die „guten“ Möbel der vorigen Generation wandern in die Stube, Stubenmöbel gehen in die Küche oder in die Schlafzimmer und Abstellräume. Betten werden „runtergesetzt“, und auf diesem Wege gelangen auch in die spärlich ausgestatteten Knechte- und Mägdekammern allmählich die neumodischen Möbelstücke vollzählig. Hier kann man aber am ehesten noch „Altertümer“ entdecken. In der Fremdenstube und auf der Elternkammer findet man keine. Als die besteingerichteten Räume des Hauses gelten solche mit neuen Möbeln, der Neuwert ist durchweg ausschlaggebend für den Rang der Ausstattung. Die Fremdenstube ist so eingerichtet wie ein städtisches Eßzimmer. Nur darf auch das Sofa nicht fehlen, und der Tisch steht trotz der Bemühungen der städtischen Möbellieferanten meistens noch vor diesem Sofa an der Hauptwand des Zimmers statt in der Mitte. Das Sofa vertritt die Stelle der alten Bank. Viel mehr kann aber auch ein kritisch gesinnter Städter an einer neuengerichteten bäuerlichen Fremdenstube heute nicht aussetzen, wenn er sich selbst und seinesgleichen nicht mittreffen will. Die Ausstattung ist ja in der Stadt gekauft, und wenn der Dorfschreiner etwa die Möbel noch macht, müht er sich, den Stil des neuesten Kataloges getreulich zu treffen.

Wenn man ein gut bäuerliches Brautpaar beim Möbeleinkauf begleitet, wird man immer noch feststellen, daß unter der vorhandenen Auswahl das solide und einfach verarbeitete Stück den Vorrang erhält. Die Bauernstube leidet im großen und ganzen mehr unter ihrer Unordnung als unter dem Mangel an qualitätvoller Ausstattung. Für „Fisematenten“ hat die Bauernfrau keine Zeit. Dennoch ist die Fremdenstubenausstattung heute nicht so geartet, daß man sie in der nächsten Generation in die Wohnstube übernehmen könnte, wenn man nicht zugleich auch anfängt, diese Wohnstube mehr zu schonen als bisher. Seit die Wohnküche aufgekommen ist, geschieht das. Nur wenige alte Höfe halten an der vollgenutzten Wohnstube fest. So geht man mehr und mehr dazu über, auch den Fußboden der Stube zu streichen. Man hängt Taggardinen auf, legt eine Decke auf den Tisch, wählt moderne Tapeten, stickt Kissen für Sessel und Sofa. — Die heutige Wohnstube übertrifft darin das Stübchen von gestern. Auch die Schlafzimmerfußböden hat man streichen müssen, seit es keine Eichendielen mehr gibt. Die Folge davon wiederum ist, daß man zu Teppichläufern übergeht. Eins greift ins andere. Zuletzt bleibt bei modernst ausgestatteten Häusern nur die Küche als täglicher Aufenthaltsraum, und auch bis dahin ist zuweilen schon das Sofa vorgedrungen und die Schaudecke auf dem Tisch, die beim Essen abgenommen wird.

Setzt man sich über die empfindlichere Ausstattung der übrigen Räume trotzdem hinweg und betritt sie im Arbeitszeug und mit Nagelschuhen, so hinterläßt das schwer zu tilgende Spuren. Solche Zimmer sind immer nur halb in Ordnung.

Das Haus bekommt mehr und mehr zwei Seiten, die sich den zwei Eingängen zuordnen: dem wohnlichen und dem wirtschaftlichen. Ähnlich wird der Vorplatz in zwei Hälften aufgeteilt. Der alte hatte beides vereint. Da diente der Hofraum, der tagsüber vom Kreischen der Säge und Schlagen der Axt, vom Geknarre der Wagen und Rasseln der Ketten, vom Treiben des Viehs und Gackern der Hühner widerhallte, am Abend in Aufgeräumtheit und Ruhe der Erholung. Auf der Feierabendbank (Bild 14) hatte der Bauer das getane Werk um sich. Anders bei der modernen Hofaufteilung. Da steht die Bank auf der Treppe in den „Anlagen“, Vor der oft noch durch Balken und andere Vorbauten verunzierten Wohnungstür. Die „Anlagen“¹¹², die zum ersten Male beim Schweizerhaustyp von 1896 auftauchen, ahmen auf kleinem Raume Parkwege und Zierpflanzungen nach, sehen aber, einmal fertig, meist den Gärtner nicht wieder. Zuletzt siegt dann über die wildwuchernden Ziersträucher der nützliche Birnbaum, der ursprünglich auch nur Zierstück sein sollte, aber doch immer nahrhafter und nützlicher wurde, während das andere entartete. So hatte man bald nach 1900 mit Ribes, Jasmin, Goldregen und Veigelien schlechte Erfahrungen gemacht und ging zu Blautannen und Lebensbäumen über (Bild 23). Heute sind aus den „Anlagen“ wieder bescheidenere Vorgärten geworden, aber es werden immer noch vor dem neuen Wohnhause Blumen, Buschwerk und fremde Gewächse künstlich angeordnet und gepflegt, während der eigentliche Hofplatz alles Grün verliert und immer mehr der Rationalisierung verfällt.

In diesem Zusammenhang wollen auch die Bilder im Hause betrachtet sein. Je mehr ein Teil des Hauses künstlich zum Wohnen eingerichtet wird, umso zahlreicher tritt das Bild in Erscheinung. Was an älteren Bildern im Bauernhause nachweisbar ist, hat religiösen Charakter oder Erinnerungswert, insofern es an vaterländische und familiengeschichtliche Ereignisse und Personen anknüpft. Das moderne Bauernhaus aber [43] kennt auch das Stilleben und die Phantasielandschaft. Es ist bei den Bildern ähnlich wie bei der Gardinenmode: praktischen Bedürfnissen entsprungen, aber in Zierde ausartend, dienen die Gardinen heute vielfach dazu, ein Zimmer „wohnlich“ erscheinen zu lassen.

Es wäre Aufgabe einer eigenen Arbeit, wollte man untersuchen, wie die neuaufkommende Einstellung zu solchen Gegenständen von der Produktion ausgenutzt wird. Man bietet das Bild, das bis jetzt sozusagen einen praktischen, nämlich in das innere persönliche Leben eingreifenden Wert hatte, nun mit einem Male vom „Künstlerischen“ her an, wobei man freilich künstlerisch hier in jenem üblen Sinne verstehen muß, der ihm von gewissenlosen Händlern beigelegt worden ist. Die Geschäfte in Endorf und der Umgegend sind nur wieder Handlanger größerer Firmen. So wird das Bild immer mehr zum bloßen Ausschmückungsgegenstand, und es tritt dann in die Rangordnung ein wie die übrige Ausstattung. Meist behauptet es seinen Platz eine Generation lang, mit der Neuausstattung durch die nächste sinkt es ab in weniger repräsentative Räume, in die eigentlichen Arbeitsräume dringt es jedoch selten vor. Es landet schließlich im Gerümpel der Abstellkammern.

Wenn wir in den nächsten Kapiteln die Menschen in ihren Gemeinschaftsbindungen zu sehen versuchen und ihr Verhältnis zum eigenen und fremden Hause dabei besonders berücksichtigen, werden wir der Eigenart und dem Sinn der bäuerlichen Wohnausstattung noch näher kommen.

¹¹² 110) Das Wort ist in seiner hochdeutschen Lautform ins Plattdeutsche übernommen worden, ähnlich wie *Büffee*, *Soffa*, *Scheselon*, *Kautsch*.

Lebendige Zeugnisse.

I. Die Dorfgemeinschaft¹¹³.

Um der bäuerlichen Hausgemeinschaft innerhalb der Siedlung ihren Platz anweisen zu können, müssen wir in kurzem Überblick auch dem Aufbau der Dorfgemeinschaft nachgehen. Dabei kann es unsere Aufgabe nicht sein, die mannigfachen Beziehungen und Verflechtungen aufzuzeigen, die das dörfliche Leben in übergreifende Ordnungen einbetten. Daß bei dem Auftreten einer innerdörflichen Krise die kirchlichen, staatlichen und völkischen Zeitverhältnisse nicht unbeteiligt sind an Ursachen und Entscheidung, setzen wir voraus. Es kommt uns vor allem darauf an, die örtlichen Grundlagen zu prüfen, durch die der spezifisch bäuerliche Zusammenhalt der Siedlung bedingt wird.

Die Betrachtung des äußeren Siedlungsbildes sollte schon gelehrt haben, daß bei einer Darstellung der Dorfgemeinschaft unter diesem Gesichtspunkte nicht alles so einheitlich erscheinen wird, wie man es bei kleineren Dörfern gewöhnlich annimmt. Von einer allgemeinen genossenschaftlichen Verwaltung der Dorfangelegenheiten dürfen wir da, wo unsere Untersuchung im 17. Jhdt. einsetzen konnte, schon nicht mehr sprechen. Aus den noch vorhandenen Häusern ist es nicht so klar zu erweisen, aber die Schatzungsregister nennen mit aller Deutlichkeit eine Anzahl von Straßenliegern und Beiliegern. Neben den vollberechtigten Markgenossen, den Altbauern, wächst in diesen Leuten im Laufe des 17. und 18. und zu Beginn des 19. Jhdts. immer zahlreicher eine dörfliche Unterschicht heran, die nicht mehr in dem Maße an den Boden gebunden ist wie der eigentliche Bauer. Daß es den rund 30 Vollbauern des Dorfes gelang, sich die Vormachtstellung im Dorfe bis in unsere Tage zu sichern, und die Vielzahl der kleinen Leute sich der bäuerlichen Ordnung willig einfügte, will kaum glaublich erscheinen, wenn man bedenkt, daß um 1840 schon die Einwohnerzahl des Dorfes in 94 Häusern die 600 überschritten hatte und erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder etwas zurückging¹¹⁴.

Ein so kleiner Landbesitz, wie ihn der größte Prozentsatz der Dorfleute aufzuweisen hatte, genügt an sich nicht, aus ihnen auch bäuerliche Menschen zu machen. Dazu gehört mehr als „eine Mahlzeit selbstgewonnener Kartoffeln“, wenn man ein Wort Vinckes in dieser Hinsicht abwandeln darf.

Die ältere Dorfgemeinschaft ist trotzdem einheitlich bäuerlich, weil sie eine große Arbeitsgemeinschaft bildet, die an erster und zwingender Stelle die Arbeit am Boden anerkennt und sich dann erst auf unbäuerlichen Nebenerwerb einläßt. Bauern und kleine Leute tun und denken darum weitgehend dasselbe. Die Einkünfte der sauerländischen Bauern waren immer zu schmal, als daß sie zu Herrenbauern hätten werden können. Der Bauer stand wie der Tagelöhner im Felde und legte mit Hand an. In der täglichen Arbeit unterschieden sich Herr und Knecht nicht sehr. Das gemeinsam Gewonnene verteilte sich zwar ungleich, aber es verteilte sich doch. In der älteren Zeit kannte man wenig Barlohn. Zwischen Bauern und Tagelöhnern kam selten blankes Geld auf den Tisch. Die bäuerlichen Anschreibebücher, die seit Ende des 18. Jhdts. vorliegen, beweisen, daß [44] altes Herkommen ist, was unter der vorigen Generation noch allgemein Brauch war: Bauer und Arbeitsmann rechneten alle Jahre nur einmal ab, und dann gingen Rechnung und Gegenrechnung ungefähr auf. Seltener heißt

¹¹³ 111) vgl. hierzu I. Kap. 1 und 2a.

¹¹⁴ 112) Statist. Tabellen und Urlisten, Amt Sundern.

es: „Mit Joh. H. abgeregent und Habe ihn ausbezalt“. Viel öfter sieht da etwa: „1865¹¹⁵ Januar 4 mit Heinerig F. abgeregent bleibt mir derselbe schuldig 4 Taler die eiken sind nüt beregnet“, und dann geht es gleich weiter: „Darauf drei Tage Flachs gewärmt. Im Jahr 1866 zwei Sch(effel) Hafer erhalten. Juni 7ten Ein Sch. Roggen erhalten“ und so fort, bis wieder die Bemerkung kommt: „Mit demselben abgerechnet bleibt mir gut 20 Sgr. darauf erhält derselbe noch von 6 Wagen 3 $\frac{3}{8}$ Zehnen¹¹⁶ per Wagen 5 Sgr. Summa 1 Thaler 1 Sgr. 6 Pf. Hat Heinerich F. zu gut 10 Sgr. 9 Pf.“ — Wieder wird daraufhin die Rechnung fortgesetzt. Der Wechsel der Schrift und Orthographie beweist, daß inzwischen der Sohn dem Vater gefolgt ist auf dem Hofe. Das Arbeitsverhältnis aber geht seinen Gang weiter.

Die Rechnung des Tagelöhners bestand zumeist in Arbeitstagen oder, wie es aus dem obigen Auszug auch hervorgeht, in Akkordleistungen. Besonders das Holzhauen, Kohlebrennen, Lohschälen geschah in Akkord. „Verakkerdieren“ scheint vor allem ein Ausdruck des 19. Jahrhunderts zu sein. Während der Tage- oder Lidlöhner dem Hofe mit seiner Hände Arbeit diente, tat ihm der Bauer auf dem eigenen Acker die Pferdearbeit oder lieh ihm zum mindesten das Gespann und die Geräte dafür her. Er „tat“ ihm im Laufe des Jahres auch Roggen, Hafer, Kartoffeln, Brot, Speck, ein Ferkel, Bauholz, Kalk und dergleichen Dinge und „tat“ ihm auch Bargeld, wenn er es unter der Zeit brauchte. Heute noch heißt es in der Mundart „jemandem Geld tun“.

So „tat“ einer dem anderen das, was er gerade nötig hatte. Der Bauer mußte denen, die ihm dienten, auch wieder zu Gefallen sein, er mußte das Heufuder des kleinen Mannes einfahren, seinen Roggen säen helfen, seine Frucht nach Hause holen, auch wenn es ihm einmal nicht gut auskam. Die Dauer und Festigkeit eines Arbeitsverhältnisses lag zum großen Teil in diesem persönlichen Einvernehmen, und hier wie in der Gesindefrage gab es Bauern, die gut bzw. schlecht Leute halten (*Luie hollen*) konnten.

Die Frau des Tagelöhners half in „drucken“ Zeiten auch noch auf den Höfen aus — wer dort arbeitete, bekam ja auch seine Kost, und wo keine kleinen Kinder waren, brauchte dann die Frau, wenn sie ausging, selbst nichts zu kochen. Die größeren Kinder aus den Kleinleutefamilien dienten als Knechte und Mägde auf den Höfen, und auch sie standen nicht gegen reinen Barlohn in der Arbeit des Bauern. Sie säten ihr Teil mit, der Knecht meist Korn¹¹⁷, die Magd ihren Lein. Der Sozialpolitiker des frühen 19. Jhdts. nennt das einen „üblen Gebrauch“, bei dem der Bauer „nur der Diener seines Gesindes“ sei und dadurch mehr verlöre, als er an Bargeld erspare¹¹⁸. Es mögen hier wie überall gelegentlich Mißstände aufgetreten sein, aber in Wirklichkeit war diese Gegenseitigkeit des Dienens doch die Stärke der älteren Dorfgemeinschaft. Ein juristisch-materialistischer Standpunkt konnte sich bei diesem Ineinanderhängen nicht entwickeln.

Wenn wir für die frühe Zeit einen Gemeinbesitz des Landes anzusetzen haben als Grundlage der Dorfgemeinschaft, so muß die uns vorliegende Zeit der wachsenden Auflösung des gemeinsamen Eigentums in Privatbesitz auf anderen Voraussetzungen ihr Gemeinschaftsverhältnis aufbauen. Die gleiche Arbeit bleibt als Mitte des Zusammenlebens.

¹¹⁵ 113) Anscheinend = für 1865, sodaß sich Januar 4 auf 1866 bezöge.

¹¹⁶ 114) Es handelt sich dabei augenscheinlich ums Holzkohlenbrennen, das nach der Menge der gewonnenen Kohlen bezahlt wurde. Die „Zehne“ war ein Holzkohlenmaß, von dem nach Woeste (Woeste-Nörrenberg: Wörterbuch der westfäl. Mundart, Lpzg. 1930) 5 auf ein Fuder gingen. W. führt (S. 267) die mundartlichen Formen tain, taine, tainde an. Ein alter Endorfer erzählte: *Frögger genk dät alles bey Tainten. En Tenn harre ungefähr 300 Pund, 10 Tenn harren 3000 Pund* (vgl. auch Grimm: DWb. XV, 211 d: zain).

¹¹⁷ 115) Im Kopfschatzregister von 1717 wird der Knecht danach eingeschätzt, wieviel Mütze „Korn“ und „Haber“ er mitsät.

¹¹⁸ 116) v. Schwerz a. a. O., S. 259.

Einen Frühling, Sommer und Herbst lang leistet das ganze Dorf die Arbeit am Boden als Gemeinschaftsaufgabe, jeder bangt um sein „Mitgesätes“, jeder kennt und liebt das bäuerliche Werk. Erst im Winter erfolgt die private Abrechnung.

Der kleine Mann mußte sich dabei im persönlichen Aufwand doch viele Dinge versagen, die sich der besser gestellte Bauer leisten konnte. In Kleidung und Lebenshaltung gab es fühlbare ständische Unterschiede. Wenn sie auch nicht in dem Maße stark waren wie in reicheren Bauerngegenden, so drohte doch von dieser Seite her das zu zerreißen, was durch die Arbeit zusammengehalten wurde. An diesem Punkte griff der Brauch der Nachbarschaft helfend ein. Bei den feierlichen Anlässen des menschlichen Lebens, bei Geburt, Hochzeit, Tod fielen die ständischen Schranken, und Bauer und Arbeitsmann traten als gleichberechtigte Nachbarn nebeneinander. Das Festmahl des Bauern war wohl reicher als das des geringeren Mannes, seine Gegen- gäbe durfte größer sein, aber seine nachbarliche Ansage verpflichten nicht mehr als die des Tagelöhners.

Wie die Nachbarschaft entstanden ist, darüber liegen keine genauen Untersuchungen vor. „Was ursprünglich naturgemäß war, entwickelte sich im Laufe der Zeit zu Recht und Pflicht“¹¹⁹, das scheint noch immer die glaubhafteste Annahme. Aber wann das „Naturgemäße“ aufhört und „Recht und Pflicht“ einsetzen, das bedürfte eingehender Erforschung. Das Problem der Nachbarschaft kann nicht außerhalb des Zusammenhanges [45] mit der Markgenossenschaft gesehen werden. Die ältere Bedeutung des Wortes Nachbar schwankt, bald ist der Nachbar der zunächst Wohnende, bald ist er der Gemeindegensosse oder der Freie schlechthin¹²⁰. In manchen Gegenden sind heute noch nur die Altbauern untereinander Nachbarn¹²¹, obschon andere, jüngere Anwesen näher liegen.

Aus welchem Grunde in unserem Dorfe die Nachbarschaft Sache der nächsten Anwohner geworden ist, gleich wessen Standes und ob sie alteingesessen waren, darüber lassen sich vorläufig nur Vermutungen aufstellen. Es wäre denkbar, daß in größeren Markgenossenschaften oder Gemeinden eine Beschränkung der Nachbarschaft auf die Anwohner früh stattgefunden hat, ehe der ständische Unterschied im Dorfe aufkam, daß somit ein Anrecht des Zunächstwohnenden schon feststand und die Fraglichkeit der Aufnahme kleiner Leute in die Nachbarschaft nicht mehr bewußt wurde. Das im Untergrund des Nachbarbewußtseins anscheinend immer lebendige ausgeprägte Gefühl für Gegenseitigkeit, das aus der ehemaligen Standesgleichheit herrühren muß, konnte dann zur starken, schichtenbindenden Kraft werden. Im anderen Falle aber, wo man den kleinen Leuten die Aufnahme versagte, riß die Nachbarschaft die Kluft zwischen Ober- und Unterschicht nur noch mehr auf, und die kleinen Leute galten in solchen bäuerlichen Gemeinschaften stets nur insofern, als sie mit zu einem alten Hofesverband gehörten. Wie dem auch sei, es ist für uns entscheidend, daß der Nachbarschaft in unserem Dorfe der Charakter der Schichtenüberbrückung anhaftet. Rätselhaft bleibt nur, wie sich bei der Auffüllung des Dorfes die einzelnen Nachbarzellen verlagert und umgeformt haben. Die Frage ist von diesem einen Dorfe aus nicht zu lösen, man wird hier nur mit Vergleichsmaterial weiterkommen.

Dies alles vorausgeschickt, kann man aus den heutigen Verhältnissen manches ablesen, was sonst weniger beachtet worden ist.

¹¹⁹ 117) Jostes: Westfälisches Trachtenbuch, Bielefeld 1904, S. 34.

¹²⁰ 118) vgl. Grimm: DWb. VII, 22 ff. und Jac. Grimm: Rechtsaltertümer 4. Aufl., Lpzg. 1899. I, S. 204.

¹²¹ 119) vgl. Jostes a. a. O., S. 34 und Erich Schreiber: Der bäuerl. Lebens- u. Sittenkreis im oberen und mittleren Fuldatale. Beiträge zur Volkskunde der thüringischen Rhön. Diss. Köln, Würzburg 1935, S. 70.

Jedes Haus im Dorfe gibt und empfängt Nachbarschaft. Die Zahl der Nachbarn schwankt zwischen 4 und 10. Vier müßten es sein wegen der Träger für den Sarg, sagen die Leute. Eine Höchstzahl ist nicht festgesetzt, manche jüngeren kleinen Stätten haben eine größere Anzahl als einzelne Höfe und umgekehrt. Durch die erste verbindliche Einladung wird der Kreis der Nachbarn eingesetzt. Immer, wenn ein Hausstand neu gegründet wird, tritt dieser Fall ein. Solange dieselbe Familie auf der Stätte wohnt, erbt sich die alte Nachbarschaft fort. Aber sie bleibt weder an der Stätte noch an der Familie haften, wenn diese innerhalb des Dorfes verzieht. Da das Recht der Zunächstwohnenden ohne Ausnahme gilt, können die einzelnen Nachbarzellen darum wohl vergrößert oder verkleinert, aber nicht wesentlich verlagert werden. An den Dorfrändern, auf die heute alle Zusiedlung beschränkt ist, bauen sich neue Nachbarkreise an, die älteren festigen in mannigfacher Überschneidung den Dorfeszusammenhalt (vgl. Karte 3). Mit Freude und Leid wendet sich das einzelne Haus nicht gleich an das gesamte Dorf, alles geht seinen Instanzenweg über die Nachbarschaft. Was erst „in der Nachbarschaft ist“, das ist bald dann auch im Dorf, und wo die Nachbarschaft mit dem einzelnen Hause feiert oder trauert, steht im Hintergrunde immer das ganze Dorf.

Wenn man sich die offiziellen Rechte und Pflichten der Nachbarschaft heute ansieht, wird man feststellen, daß sie mehr der Repräsentation als der Hilfeleistung dienen. Die Hilfeleistung wird zunehmend ausgeklammert.

Geburt, Hochzeit und Tod müssen den Nachbarn angesagt oder durch gedruckte Anzeige mitgeteilt werden. Bei der Ansage der Geburt wird gleich zur Tauffeier eingeladen. Diese findet an einem der folgenden Tage in der Kirche statt, und die Nachbarfrauen begleiten mit den Paten und der Hebamme das Kind dorthin. Anschließend gibt es im Wirtshaus oder im Geburtshause ein Kaffeetrinken, die Kosten trugen früher die Paten, später meist die Eltern des Kindes. Darüber hinaus verpflichtet die Ansage die Nachbarfrauen zu einem Besuch bei der Wöchnerin, zu dem man Kaffeebohnen und Zucker mitbrachte, heute liegt nichts fest in dieser Hinsicht. Wenn die Frau „aus den Wochen geht“, wird sie jetzt nur noch von der Hebamme begleitet¹²².

Die Hochzeitsfeierlichkeiten verlieren am stärksten an Bedeutung. Nur in sehr wenigen Fällen macht man heute noch große Hochzeit. Man umgeht alle Schwierigkeiten der Nachbarn- und Sippeneinladung, indem man verreist oder nur die Eltern und Geschwister zuzieht. Früher war die gesamte *Friggerey* (von *friggen* = freien) eine Sache, an der den Nachbarn rege Anteilnahme zustand. Der Tag der Hochzeit sprach sich herum, ehe die offizielle Ansage kam, und die Nachbarn hängten schon lange vorher einen Schinken aufseite für das Fest. Gemeinsam zog man, wenn die Einladung gekommen war, aus zum „Korbbringen“. Der „Korb“ war die Gegengabe nicht nur der Nachbarn, sondern auch der Verwandten aus den umliegenden Dörfern. Ihn wegzubringen stand als besonderes Vorrecht den Mägden zu, die am Hochzeitstage selbst das Haus hüten [46] mußten. Er enthielt außer dem Schinken noch Butter und Eier, zuweilen auch ein Huhn. Es kam aber auch vor, daß ein Hahn lebendig mitgenommen wurde. Denn der „Korb“ wurde nicht etwa mit einer schönen Empfehlung einfach abgegeben, sondern der Bräutigam, in dessen Hause die Hochzeit noch heute gewöhnlich stattfindet, mußte ihn verdienen. In einiger Entfernung vom Hochzeitshause stellten sich die Mädchen in Reih und Glied auf und juchten, bis er herauskam. Dann durften sie ihm alle möglichen unsinnigen Forderungen stellen. Er mußte in dem Anzug wieder

¹²² 120) Früher wirkten dabei auch die Nachbarfrauen mit. So erzählte mir eine Frau, wie sie nach der Geburt ihres ältesten Kindes beim ersten Kirchgang noch die „Falge“ hätte tragen müssen. Die Nachbarinnen halfen ihr, dies ihr ungewohnte Trachtenstück anlegen: *Dai harren dät al fäker metmaket, iëk kannte dät nit*. Als allgemeine Kirchgangstracht behielten nur einige sehr alte Frauen die Falge bis an ihren Tod bei. Zu Anfang unseres Jahrhunderts starb die letzte Trägerin dieses alten Kleidungsstückes.

erscheinen, den sie ihm vorschrieben, und wäre es der Frack mit Holzschuhen gewesen; er mußte ihnen Stühle vors Haus bringen und dergleichen Dinge mehr. Nur wenn es ihm gelang, einer von ihnen den Korb zu entreißen, mußten ihm alle ins Haus folgen. Im übrigen durften sie ihn immer wieder täuschen, und es ging oft der halbe Nachmittag damit hin, ehe sie mit Musik ins Haus einzogen. Dann schloß sich eine fröhliche Bewirtung an, die sich bis tief in den Abend hinein hinzog. Ärmere Leute, die wenig einschlachteten, durften den Schinken im Korb durch einen *halwen Kopp* ersetzen, aber alle brachten den Korb. Diesem Korb steht als moderne Gegengabe das „Geschenk“ gegenüber. Das besteht nicht mehr in Naturalien, sondern in irgend einem gekauften Gegenstand, meist nimmt man Bilder, Porzellan- und Glassachen, Kristallschalen und ähnliches. *En Kuarf brengen* aber *en Geschenk giëwen* heißt es. Den Korb würde man nie ein Geschenk nennen. Man schenkte damit eigentlich nichts, man trug nur zum Geäte (Eßwerk) der Hochzeit seinen Teil bei. Die nachbarliche Gegengabe, die früher auf den notwendigen Verbrauch berechnet war, wird durch das Geschenk fast ganz ins Gebiet des Repräsentativen verschoben. Nützliche Haushaltsgegenstände zu schenken, ist weniger Brauch und bedürfte ja der vorherigen Vereinbarung mit dem Brautpaar. Man schickt einen möglichst großen goldgerahmten Buntdruck, ein Likörservice, eine Fruchtschale, einen Bowlekump — lauter Dinge, die im Alltag nichts zu sagen haben und auch am Festtag nur selten, wenn überhaupt, benutzt werden. Mit diesen Sachen kann man nicht am Korbbringen teilnehmen, der übliche Kampf um den Korb würde sie aufs höchste gefährden. Man schickt sie unter der Hand oder übergibt sie erst am Hochzeitstage. Die Nachbarn können sich oft nicht mehr einig werden über das Wie und Wann. Und selbst wo man noch den Korb bringt, fallen einzelne immer schon heraus, weil sie notwendig ein Geschenk kaufen müssen, da ihnen der ländliche Lebensmittelvorrat und die eigene Landwirtschaft gänzlich fehlen. Der Untergang der alten bäuerlichen Bräuche ist ja niemals nur dem kulturellen Einfluß der Stadt zuzuschreiben. Hier haben wir wieder ein Beispiel, wie auch auf dem Lande eine soziale Entwicklung die neuen Lebensformen mitbedingt. Wenn das Geschenk in der eben gezeichneten Art im Vordergrund steht, wird auf der anderen Seite das Hochzeitsmahl zum Luxus, der großen Geldaufwand von seiten des Gastgebers verlangt und nur unnütze Dinge einbringt. Dafür kann man auch reisen, sich selbst Vergnügen machen, statt Nachbarn zu laden, von denen man sonst im Leben wenig mehr hat.

Der Nachbar fährt keinen Brautwagen mehr im Zeitalter des Autos. Berufsmäßige Packer laden ab, Dekorateure richten ein, wo sonst die Nachbarschaft zugriff. Man kann das Lieferauto nicht bekränzen. Es fehlt auch die bekränzte Brautkuh, die hinter dem Brautwagen ging. Das Auto fährt vor und wird ausgeladen, der Bräutigam braucht den Hausrat nicht mehr wie den Korb erst zu verdienen durch allerlei List und Schabernack. Schwierigkeiten entstehen auch in Bezug auf den Raum für die Hochzeitsfeier. Die Deele ist heute unbrauchbar geworden. Man behilft sich in Schuppen und Speicherräumen, ist dabei aber sehr vom Wetter abhängig. Auch liegt dann die Küche zu weit ab. Die Gäste auf mehrere Stuben zu verteilen, geht erst recht nicht. Das widerspräche aller bisherigen Auffassung. Darum läßt man das Hochzeitfeiern in vielen Fällen lieber ganz sein oder zieht in den Gasthof. Wenn keine große Hochzeit war, lädt man die Nachbarn später wohl alle zum Müskenkaffe (Haubenkaffe) ein, der sonst nur den Frauen zustände. Aber daran nimmt dann doch nie das ganze Nachbarhaus teil, wie bei der großen Einladung.

Es handelt sich heute bei der Hochzeitsfeier weniger um die nachbarliche Hilfe und die gemeinsam vorbereitete Feier, als um Aufrechterhaltung der Repräsentation; das nimmt den alten Bräuchen ihr inneres Leben.

Wenn einer stirbt, ist die Hauptaufgabe der Nachbarn das Sargtragen. Das Auskleiden der Toten übernimmt mehr und mehr die „Schwester“, wo man es nicht selbst tut. Das abendliche

Beten im Trauerhause, solange die Leiche über der Erde steht, ist in die Kirche verlegt worden, aus einer Nachbarverpflichtung ist damit eine öffentliche Andacht geworden, bei der von der Nachbarschaft nur noch der Vorbeter gestellt wird. Kränze binden die Nachbarmädchen heute auch nicht mehr mit der Wichtigkeit wie früher. Gegen die Gärtnerkränze kommen die ihren doch nicht auf. Man hat es aber trotz der städtischen Kränze noch nicht aufgegeben, Kindern und Unverheirateten einen Kranz in der Art einer Krone aufs Grab zu setzen statt des Kreuzes. Kreuz und Krone werden im Beerdigungszug von Nachbarkindern getragen, und zwei oder drei gehen bei der Krone auch als weißgekleidete *Engelkes* mit. Den Leichenwagen lassen sich die Bessergestellten oft schon aus der Stadt kommen. Dann braucht kein Nachbar mehr zu sorgen, daß die Pferde die Hufe dunkel haben und der Ackerwagen sauber bereit steht für die Fahrt zum Friedhof. Der fremde Kutscher fährt mit fremden Pferden. Nach der Beerdigung und dem Totenamt, an denen das ganze Dorf teilnimmt, gibt es für die Nachbarn und die Sippe des Verstorbenen ein gemeinsames Kuchen- und Weißbrotessen im Gasthaus, kurz *et Kaffedrinken* genannt. Dieses gemeinsame Kaffeetrinken und Essen würde man nicht fallen lassen können, auch wenn die dagegen zu leistenden Nachbarpflichten mehr und mehr geschwunden sind. Es soll nicht [47] so aussehen, als ob man knauserig wäre, man nötigt im Gegenteil möglichst viel Leute dazu heran. Die Nachbarn selbst aber halten heute weit mehr zurück als früher mit der Teilnahme an solchen Zechen. Man will sich nichts schenken lassen und sich nicht bei solchen Gelegenheiten allein als Nachbar aufspielen, wo doch im Alltagsleben oft keine rechte Gemeinsamkeit mehr besteht.

Denn neben dem offiziellen Nachbaraufgebot steht heute die freundnachbarliche Hilfeleistung als Sache für sich. Sie wies zwar bisher selten über den eingesetzten Nachbarkreis hinaus, und sie bleibt auch immer noch in etwa damit verknüpft, weil kein offizieller Nachbar die gelegentliche Bitte um Hilfeleistung abschlagen darf und unter Umständen rascher bei der Hand sein kann als ein anderer. Aber man merkt, wie sich mehr und mehr Bauer und Bauer, Arbeiter und Arbeiter zusammenfinden. Schließlich kennt einer, der Tag für Tag in der Fabrik steht, wenig mehr von der bäuerlichen Arbeit. Ein Bauer sieht eher, was zu tun ist, wenn eine Kuh kalbt, ein Pferd krank ist. Er hat die größere Erfahrung voraus. Auf der anderen Seite versteht er die neuen Lebensverhältnisse des Arbeiters kaum und beurteilt ihn oft falsch, weil er noch mit den alten Maßstäben mißt. Das alles führt zu einem Aufreißen der früheren Einheit. Wird der unbäuerliche Nebenerwerb zur Hauptsache, dann genügen ein paar Morgen Land nicht mehr, den Arbeiter in den Rhythmus des bäuerlichen Jahres einzubinden. Er geht zur regelmäßigen Stundenarbeit über und hängt nicht mehr von Sonne und Regen und Wind und Wetter ab. Er kennt nicht mehr die Hochspannung der Erntetage und die ruhigen Winterzeit, sondern Tag für Tag nur dieselbe Pflicht. Solange nun noch das persönliche Verhältnis zum Nachbarn da ist, hält sich der alte offizielle Brauch, aber er verläßt die Ebene des rein Bäuerlichen zusehends.

Der Hof wird als privatwirtschaftliches Unternehmen aufgefaßt wie jeder andere Erwerb auch. Und seine Dienstboten wollen nach Stunden angestellt sein und im übrigen auch ihre Freiheit haben.

Der in den allgemeinen Zeitverhältnissen begründete Zerfall der bäuerlichen Kultur hat sich langsam vorbereitet und ist nicht Sache eines Dorfes. Doch es zeigt sich, wie auch im Dorfe die Verhältnisse reif werden für den Angriff von außen. Wo die dörfliche Arbeiterschicht auf der einen Seite abwandert in die Betriebe der Stadt, kommen auf der anderen Menschen aus städtischer Unterschicht ins Dorf. In den 70er Jahren trat schon hier und da in Westfalen

Landarbeitsmangel auf¹²³. In unserem Dorf wirkt er sich erst später aus. Aber 1905 hält es der Amtmann für angebracht, die Landwirte vor den Stellenvermittlern zu warnen. Es seien Fälle vorgekommen, daß nicht nur nachträglich bedeutend höhere Löhne gefordert worden wären, sondern entgegen ausdrücklicher Abmachung habe man Gesinde geschickt, „das kein Wort deutsch sprach noch verstand“¹²⁴. Das sind die drohenden Anzeichen. Nach dem Kriege erfährt auch unser Dorf, wie brennend der allgemeine Landarbeitsmangel inzwischen geworden ist. 1930 herrscht auf der einen Seite des Dorfes Arbeitslosigkeit — es hat tatsächlich Endorfer gegeben, die stempeln gingen — auf der anderen beweisen Namen wie Delewski, Gorny, Marzinski, Schumanski, Jueleginski, Grutzenski, Goretzki, Kanetzki, Kosigizk, Schimitzeck, Sasznedspry, Watyseck, woher der Bauer seine Hilfskräfte holen mußte¹²⁵.

Nun zeigt es sich auch, daß das Haus des kindlichen Arbeiters eben nur Haus ist, während das Bauernhaus, ob es will oder nicht, in den Hof eingebunden bleibt. Das Bestreben, im städtischen Sinne wohnlich zu wohnen, haben Höfe wie Häusler übernommen. Den Häuslern gelingt die Umformung, den Höfen nur halb. Wenn wir die Deutung bäuerlichen Wohnens versuchen, werden wir darauf noch zurückkommen.

Trotz all dieser Spannungen stehen die Endorfer in einer Gemeinschaft. Einer kennt den andern, weiß nicht nur den Namen, sondern auch seine Familienverhältnisse. Darum grüßt man sich nicht nur äußerlich und kühl pflichtgemäß, man spricht sich an, erzählt sich das Neueste. Wie in der bürgerlichen Gesellschaft weichen auch im bäuerlichen Leben alte Grußformeln den neuen. Durch die Schule wird den Dorfkindern der Sinn solcher allgemeinen Formeln gedeutet; von Kindern vor allein verlangt man Erwachsenen gegenüber ihre korrekte Anwendung, ein Kind kann ja nicht durch Anrede grüßen. Die Erwachsenen untereinander aber geben dem Gruß meistens eine persönliche Note, sei es durch Anrede oder Zeichen. Den Dorfgenossen wie einen Fremden offiziell zu grüßen, geht ja nicht an. Man nimmt teil am Glück und Unglück der Endorfer über die Grenzen des Dorfes hinaus. Sonntags finden sich alle in derselben Kirche ein. Ihre kleinen dörflichen und die großen nationalen Feste feiern sie gemeinsam, und immer erkennt man über Rang und Stand hinaus die persönliche Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit des einzelnen an.

Die Dorfgemeinschaft besteht nach wie vor weiter, aber sie ruht nicht mehr, und das sollte hier gezeigt werden, ausschließlich auf bäuerlicher Grundlage. Die Gemeinschaftsbeziehungen wachsen allenthalben über den bäuerlichen Bereich hinaus, wir werden es auch bei der Betrachtung von Familie und Sippe sehen. **[48]** Daraus erhebt der dörflichen Gegenwart und Zukunft eine neue Aufgabe. Auch das Dorf wurde schon erfaßt von jener das ganze deutsche Volk bedrohenden Aufspaltung in den Gegensatz von Stadt und Land. Ihre Überbrückung, die Lösung der Land- und Industriearbeiterfrage im Zusammenhang mit der Zurückführung des Bauerntums in gesunde Bahnen, das ist die Aufgabe, die das Dritte Reich erkannt hat, und die es vollends zu erfüllen gilt.

¹²³ 121) vgl. P. Schlotter: Die ländliche Arbeiterfrage in der Provinz Westfalen, Münster, 1907.

¹²⁴ 122) Akten Amt Sundern IV 52/3.

¹²⁵ 123) Aus dem Jahresverzeichnis von 1930 in den Akten der allg. Ortskrankenkasse Sundern.

Nicht nur die Bauern vermochten solche Namen weder zu lesen noch auszusprechen, auch der Schreiber des Verzeichnisses schlägt sich mit der ungeläufigen Buchstabenfolge herum, wie zahlreiche Verbesserungen und Änderungen der Niederschrift beweisen.

2. Sippe und Familie.

Die bäuerliche Hausgemeinschaft ist nicht nur in das Dorf, sondern auch in die Sippe eingebunden. Zu den Festen des einzelnen Hauses müssen außer den Nachbarn auch die Blutsverwandten geladen werden. Das könnte man im Sinne jenes ersten Siedlungszusammenhangs deuten, bei dem Nachbarschaft und Verwandtschaft noch zusammenfielen. Aber diese Anfänge liegen in zu unbestimmter Ferne, als daß sie vom Bereich eines Dorfes aus bestätigt und erklärt werden könnten. So weit unsere Quellen zurückreichen, ist Sippengebundenheit nicht mehr innerdörflich. Zwar bewegt sie sich noch stark innerhalb des Ständischen, aber die Arbeits- und Besitzgemeinschaft, wie sie das Dorf verkörpert, muß doch deutlich von den Sippengemeinschaften abgesetzt werden, sonst kommen wir zu keinem klaren Ergebnis. Das Verständnis der bäuerlichen Hausgemeinschaft verbaut man sich nur zu oft dadurch, daß man Hausgemeinschaft und Familie gleichsetzt. Die bäuerliche Familie, heißt es dann, umfaßt das Gesinde und die Arbeitsleute, halb und halb auch die Nachbarn mit. Das ist nicht bäuerlich gesprochen. Wenn im Bauernhause die Dienstboten auch — um das moderne Wort zu gebrauchen — vollen Familienanschluß haben, so werden sie deshalb doch nicht in die Familie einbezogen, sie sind nicht Familie. Der Begriff der Familie bezeichnet in unserer Mundart nur die Blutsverwandtschaft und Verschwägerung. Zur Familie des Hauses gehören, heißt mit dem Hause verwandt sein. Wenn wir im folgenden von Familie sprechen, fassen wir das Wort immer in diesem Sinne auf. Es ist also nicht dasselbe, ob man *taum Hiuse* oder *tau der Familie* gehört. Was für eine Rolle die Familie innerhalb der Hausgemeinschaft spielt, davon wird später die Rede sein. Es gibt keine eigene zusammenfassende Bezeichnung für die gesamte Hausgemeinschaft, die aus Familie und Arbeitsleuten besteht. Daß sie aber trotzdem vorhanden ist, werden wir im 3. Kapitel dartun.

Die Verwandtschaft.

Wenn man die *Verwandtskop* nennt, meint man gewöhnlich die Sippenangehörigen, die nicht mit einem im Hause wohnen, während Familie die Blutsverwandten der Hausgemeinschaft vordergründig einbezieht. Der Gebrauch beider Wörter läßt sich nicht immer scharf trennen. Von „Sippschaft“ wird man nur in sehr abfälligem Tone reden und darunter mehr die schlechte Gesinnungsgemeinschaft als die Blutsverwandtschaft verstehen¹²⁶. Für den ernsthaften Gebrauch fällt das Wort Sippe in unserer Mundart aus, es bleiben nur die beiden erstgenannten: *Verwandtskop* und *Familie*.

Biu weyt soffe (sollen wir) *packen*, das ist die erste Frage, die man sich stellen muß, wenn eine Verwandteneinladung fällig wird. Bei der Beerdigung wird man den Kreis am weitesten ziehen. Man lädt die Großeltern des Verstorbenen, sofern sie noch leben, die Eltern und ihre sämtlichen Geschwister mit den nächsten Nachkommen, die Geschwister des Toten selbst und deren Kinder; wofern er verheiratet war, auch die Geschwister und Geschwisterkinder des Ehepartners und selbstverständlich die eigenen Nachkommen. Sind beide Eheleute aus kinderreichen Familien, so kann eine solche Einladung die Kräfte des Hauses sehr übersteigen. Dann beschränkt man sich auf die Stammhäuser, d. h. es werden nur die Häuser geladen, in denen die Geschwister der beiderseitigen Eltern und die eigenen verheiratet sind bzw. waren. Die übrige Vettersippe fällt weg.

¹²⁶ 124) Man sagt z. B.: *Dät is säo ne Sippschaft* = *Das ist so Pack*.

Man geht bei der Benachrichtigung gewissenhaft die einzelnen Generationen durch und wird sich hüten, jemanden zu überschlagen; das wäre eine Beleidigung, die man so schnell nicht vergäße. Auch daß die Anzeige durch eigene Schuld zu spät kommt, werden die so Benachteiligten schwer verzeihen. Erfahren sie auf anderem Wege dennoch rechtzeitig von der Beerdigung, werden sie unter Umständen zum Kirchhof und zum Totenamt mitgeben, aber die Leichenzeche ablehnen. Das heißt dann: Der Tote war uns lieb, aber die Hinterbliebenen wollen anscheinend nichts mehr mit uns zu tun haben, wir laufen ihnen nicht nach. — Die Angehörigen des Verstorbenen müssen deshalb nach der Rückkehr von den Beerdigungsfeierlichkeiten ein wachsames Auge haben, ob alle Nachbarn und Verwandten zum Kaffee mitkommen und wo es nottut besonders dazu auffordern. Bei diesem Kaffeetrinken kommt die Sippe des Hauses am vollständigsten zusammen. Die Verwandten beider Seiten, die sich sonst weniger besuchen, treffen sich bei solchen Gelegenheiten und lernen sich dabei näher kennen. Die große Hochzeit, die früher vor allem der Annäherung der Sippen diene, tritt heute dagegen mehr zurück. Nur selten geht man dabei noch über die Stammhäuser hinaus. Vielleicht erhalten [49] auch die entfernten Verwandten die Anzeige von Verlobung oder Vermählung, aber nur Hochzeit geladen werden oft nur die Nächsten, d. h. die Eltern und Geschwister der Brautleute. Dann fallen auch die Nachbarn weg. Wenn man aber die Stammhäuser hinzuzieht, muß man auch die Nachbarschaft laden und umgekehrt.

Zur Tauffeier des Neugeborenen bietet man nur einzelne Vertreter der Sippe auf, und zwar von Vatersseite und Muttersseite je einen. Mehrere Paten sind in unserem Ort nicht üblich. Bei den ältesten Kindern werden die Großeltern Pate, dann die Geschwister des Vaters und der Mutter in der Reihenfolge des Alters. Bei großer Kinderzahl zieht man entferntere Verwandte in freierer Wahl heran. Streng wird aber darauf gehalten, das von „jeder Seite“ einer dabei ist. Die Paten stehen bei der Tauffeierlichkeit für die ganze Sippe wie die Nachbarfrauen für das Dorf.

Geburt, Hochzeit, Tod führen nicht nur die Sippe des Hauses, sondern diese auch wieder mit der Nachbarschaft zusammen. Es gibt daneben Einzeleinladungen der beiden Gruppen. Wir nannten oben schon den *Nowerkaffe*, mit dem die Nachbarn „eingesetzt“ werden, wenn eine Stätte neu bezogen wird. Nach der Hochzeit gibt es ebenfalls einen *Nower-* oder *Müskenkaffe*. Dagegen lädt man, wo man die Verlobung heute eigens feiert, dazu nur die Verwandten ein. Fällt nun die öffentliche Hochzeitsfeier aus, so hat man Verwandte und Nachbarn dann wenigstens einmal — wenn auch für sich — eingeladen. Daß das aber nicht den alten Sinn der Einladung erfüllt, werden wir bei der Besprechung der Hausgemeinschaft noch sehen.

An anderen Tagen ist es allgemeiner, anerkannter Brauch, nur die Verwandten einzuladen. Dann nämlich, wenn das ganze Dorf ein Fest feiert, nicht nur das einzelne Haus. Auf Sebastian (20. Januar) begeht Endorf das Fest seines Kirchenpatrons. Dann lädt jedes Haus seine Verwandten ein. Ein Werktag wird zum Sonntag gemacht, Küche und Keller sind auf Gäste eingestellt. *Päiters Schuier stäiht uapen*¹²⁷). Ähnlich kommen an anderen kirchlichen Hochfesten und zum Schützenfest die Dorfes kinder mit ihrer neuen Familie gern nach Hause. Es entsteht dann unter Einbeziehung dieser vorübergehend Heimgekehrten eine Art erweiterte Dorfgemeinschaft, die stark mit Sippelementen durchsetzt ist.

Neben diesen öffentlich angesetzten allgemeinen Besuchstagen gilt für das Bauernhaus jeder Sonntag als Tag, an dem einem „jemand kommen kann“. Zum freundschaftlichen Sonntagsbesuch meldet man sich in der Verwandtschaft nicht erst umständlich an. Es bedarf dazu auch keiner ausdrücklichen Einladung. Wenn das Wetter gut ist, die Arbeit nicht zu sehr

¹²⁷ 125) Peters Scheuer steht offen. (Peter = Petrus, der die Schlüssel bewahrt.)

drängt und die Pferde ausgeruht sind, dazu noch das eine und andere zur Besprechung und Besichtigung lockt, dann spannt man den Kutschwagen an und fährt über Land. Vielleicht kommt man alle Jahre nur einmal, vielleicht erkennt man sich beim ersten Sehen kaum wieder, aber man braucht nur das Dorf oder den Hof zu nennen, von dem man kommt, und man wird sofort als Verwandter aufgenommen und bewirtet. Der Austausch der Erinnerungen an diesen und jenen gemeinsamen Bekannten innerhalb der Verwandtschaft gibt den Gesprächsanfang, allmählich wird man dann warm und taut bei der Besichtigung von Haus und Hof vollends auf.

Wenn die Blutsverwandtschaft schon fast in Vergessenheit geraten ist, bleibt zwischen zwei Höfen doch oft noch die *Fröndskop*. Dieser mundartliche Begriff hat mit dem hochdeutschen Freundschaft wenig zu tun. Wo wir im Schriftdeutschen in erster Linie an die persönliche Beziehung zwischen zwei oder mehreren Menschen denken, ist in der Mundart das Verhältnis der Familien und Höfe zueinander gemeint. *Fröndskop* ist keine persönliche Angelegenheit, sondern Sache des ganzen Hauses. Veranlaßt ursprünglich durch Nachbarschaft, Verwandtschaft oder freien Freundschaftsdienst, entwickelt sich auf Grund gleicher Lebensinteressen zwischen zwei bäuerlichen Häusern besonderer Austausch und geselliger Umgang, der privater Natur ist. Zur Teilnahme an den offiziellen Festen des Hauses berechtigt bloße *Fröndskop* nicht, da gelten allein die Nachbarschaft und der Verwandtschaftsgrad. Aber im täglichen Leben kann der weitläufige Verwandte oder Freund, der in der Nähe wohnt und Bauer ist, einem mehr bedeuten als etwa ein Bruder, der in die Welt gezogen ist und zum Großstädter wurde.

Die *Fröndskop* in diesem Sinne ist innerhalb des offiziellen Verwandtschaftskreises oft eine ähnliche Ausklammerung wie die obengenannte freundnachbarliche Hilfeleistung im Nachbarschaftsverhältnis. Die offizielle Verwandteneinladung fragt nicht nach Stand und Sympathie, ebenso wie die Nachbareinladung. Der private gesellige Austausch läuft nebenher und ist ständischer Natur. Nicht in das bäuerliche Leben einmündende private Besuche nennt man Visiten, und die *Viseyterey* ist einer von den Faktoren, die nach der Meinung der Leute einen Hof auf die Dauer zugrunde richten müssen.

Der Anerbe und die Geschwister.

Die bäuerliche Verwandtschaft wird immer neu aufgefüllt durch Einheirat. Die Kinder des Hauses gehen ab und begründen Beziehungen, der Anerbe sucht sich eine Frau, und deren Sippe wird in den bisherigen Verwandtenkreis aufgenommen. Es waren meistens viele Kinder, die vom Hofe abgefunden werden mußten. [50] Gesunde Familien weisen durch Generationen eine Durchschnittszahl von 5— 6 auf. Diese alle genügend zu versorgen, ohne doch den Hof zu schädigen, ist die Lebensaufgabe jeder Bauerngeneration. Das bäuerliche Erbrecht stellt den Hof in die Mitte. Es ist in Endorf Sitte, daß der älteste Sohn Universalerbe wird. Er hat dann die Pflicht, seinen Geschwistern das im Testament bestimmte Kindteil zu geben. Dieses Kindteil bestand meist in einer Aussteuer (Ausreidung) und einer Barsumme, der Abfindung. Die letztere wird oft schon nach erlangter Großjährigkeit fällig und kann dann dem Anerben aufgekündigt werden. Die Aussteuer aber bleibt in allen Fällen beim Hofe, ehe nicht das Kind den Hof für immer verläßt und sich selbständig macht¹²⁸.

¹²⁸ 126) In einem Testament von 1842 (Kraus Hof) heißt es: „Die Ausreidung soll mein Sohn Johann seinen genannten Geschwistern alsdann geben, wenn sie sich verheirathen oder eine eigene Hauswirtschaft anfangen. Thun sie keines von beiden, so erhalten sie die Ausreidung nicht. Zur Zahlung der vorgedachten Abfindungen ist er erst verpflichtet, sobald das berechnigte Kind das Alter der Großjährigkeit erreicht hat; jedoch muß solcher demselben die zu zahlende Abfindung kündigen und erst drei Monate nach dieser Aufkündigung muß die Zahlung erfolgen.“

Jedem Kinde steht, solange es will, das Hausrecht zu. Besonders vermachen es die Eltern immer den irgendwie Behinderten. Wird von diesem Hausrecht Gebrauch gemacht, soll gewöhnlich dann aber auch die Abfindungssumme später ganz oder zum Teil an den Hof zurückfallen und nicht an die übrigen Erben gehen.

Das Hausrecht besteht in „Obdach, Pflege und Nahrung“ in „gesunden und kranken Tagen“. Hingegen muß das beim Hofe verbleibende Kind nach Anweisung des Anerben zum Besten des Hofes gemäß seinen „Kräften und Fähigkeiten arbeiten und wirken“. Dem Anerben wird wohl noch besonders auferlegt, daß er den Geschwistern den „erforderlichen Leinsamen unentgeltlich jährlich verabreichen, auf seinen Ländern mitsäen und den Flachs bis zum Spinnen zurechtmachen lassen und das Macherlohn für die daraus zu bereitende Leinwand bezahlen“¹²⁹ muß, wie ihm denn überhaupt zur Pflicht gemacht wird, die Geschwister stets „ordentlich und verständig“ zu behandeln und standesgemäß zu unterhalten. Für den Fall langwieriger Krankheit werden im voraus Bestimmungen getroffen. Je nach der Größe und finanziellen Lage des Hofes erhalten die einzelnen Kinder auch jährlich oder monatlich einen „Taschenstüber“ oder „Spielpfennig“. In ein ausgesprochenes Lohnverhältnis aber treten sie nicht.

So vorsichtig die Testamente abgefaßt sind, es sind doch häufig Erbstreitigkeiten vorgekommen in den Familien. Man rechnet von vornherein damit, daß auch diejenigen, denen besonderes Hausrecht vorbehalten ist, nach erlangter Großjährigkeit keine Lust haben möchten, bei ihrem Bruder zu bleiben, dann kann jedes Kind frei entscheiden, ob es bleiben oder gehen will, Wer aber Aussteuer und Abfindung nimmt, der kann dann vom Hofe nichts mehr verlangen. Jedes Kind, das noch im Hause ist, hat eine Forderung an den Hof und wird sie, wenn es gehen will, geltend machen. Darum sagt man in solchen Fällen vom Anerben: *Häi hiät et Hius nāo nit raine*. Im Sauerlande scheint man es weniger als in anderen Bauernlandschaften geschätzt zu haben, möglichst einen Onkel oder eine Tante im Hause zu behalten. Besonders der Onkel ist in der Dorfunterhaltung leicht Zielscheibe des Spottes, weil er für gewöhnlich dem Leben nicht ganz gewachsen war und darum auf dem Hofe blieb.

Was aus den abgehenden Kindern wird, das liegt weitgehend in den jeweiligen Zeitverhältnissen begründet. Die „Ausreidung“ ist bis in unsere Zeit hinein auf bäuerliche Verhältnisse abgestimmt. Kühe und Schafe, Brette, Hechel und Schwinge, Gabel und „Grabeschüppe“ vermachte man nicht etwa als Bargeldersatz — das alles gehört zur echten Aussteuer, die das Kind nur erhält, wenn es eine eigene Hauswirtschaft anfängt. Wenn solche Dinge in der jüngsten Zeit oft in Geld umgesetzt werden mußten, dann lag das daran, daß nun nicht mehr jeder Junge und jedes Mädchen in einen Bauernbetrieb einzieht. Zuerst drängen die Bauernsöhne über den Umkreis des Hofes hinaus, mehr aus Not als aus freiem Entschluß. Das zeigt sich daran, wie sie den fremden Beruf zunächst anpacken. Nur der Sohn, der „auf Geistlich“ studiert oder „Schullehrer“ wird, ist sich von vornherein klar, daß er kein Bauer werden kann. Die übrigen wachsen im Bereich landwirtschaftlicher Arbeit auf, und erst wenn sie älter werden und sehen, daß es für sie keine Möglichkeiten gibt als Bauer zu Haus und Hof zu kommen, fangen sie „etwas anderes“ an. Daß man Bauernsöhne von Kind auf zu einem handwerklichen oder kaufmännischen Beruf bestimmt, ist erst in unserer Zeit mehr und mehr Sitte geworden. Bis zur Großjährigkeit blieben die meisten früher in der Gemeinschaft eines Hofes, wenn auch nicht immer auf dem eigenen. Auch die älteren Fabrikarbeiter des Dorfes, die Söhne der kleineren Leute, haben erst eine Reihe von Jahren Landarbeit getan, ehe sie zu ihrem späteren Lebensberuf kamen. Die Verwandtschaft eines Hofes kennt heute darum noch weitgehend die bäuerliche Grundhaltung. Dennoch wirkt das städtische Wesen auf dem Wege

¹²⁹ 127) Testament Nietensteins Hof.

über die in die Stadt abgewanderte Verwandtschaft vereinzelt zurück auf den Hof. Schon Anfang des 19. Jhdts. fängt das langsam an. Wie Jostes im Trachtenbuch die Anlage der Stube in einem Bauernhause des Emslandes auf den Einfluß des geistlichen Bruders zurückgehen läßt, der den elterlichen Hof alle Jahre einmal besucht¹³⁰, so ist auch in Endorf bei mancher [51] häuslichen Neuanlage im Hintergrunde die durch das Verwandtschaftsverhältnis nahe Stadt spürbar, wäre es auch nur in der „Eisenbahn-Bank, die sich die Großmutter auf der Fahrt zu ihrem Sohne „abgekuckt“ hat.

Der größte Teil der Verwandtschaft sitzt immer noch auf einem Hofe. Die Bauerntöchter heirateten bis jetzt selten auf städtischer Grundlage, und auch die Söhne der größeren Höfe lassen sich, wenn sie nicht studieren, nur schwer in andere Berufe abdrängen. Ein Umstand sei hier noch besonders hervorgehoben, der das Sauerland von manchen anderen Bauerngegenden unterscheidet: Es schickt seine Söhne und Tochter nicht zu höheren Schulen, sondern allenfalls zur bäuerlichen Werkschule. Dann aber wenigstens für ein Jahr zur Ausbildung auf fremde Güter, oft in entferntere Bauerngegenden. Dadurch kommen hin und wieder Heiraten zustande, die zwar bäuerlich bleiben, aber vom Bereich des Dorfes aus nicht möglich gewesen wären.

Der Zusammensetzung aller bäuerlichen Verwandtschaftsbeziehungen nachzugehen, wäre gewiß eine lohnende und aufschlußreiche Aufgabe. Für unsere Themastellung aber ist in dieser Hinsicht das, was in den Hof hineinwächst, wichtiger als das, was von ihm ausgeht.

Der einheiratende Eheteil.

Die abgehenden Kinder vermehren, wenn sie in geachtete Bauernfamilien einheiraten, das Ansehen des elterlichen Hofes und das Gewicht der Sippe im Lande, darum hält man sehr auf standesgemäße Heirat. Aber sie vermögen doch nicht, den Bestand des Hofes zu gefährden, diese Mitte, durch die alle Verwandtschaft erst ihren überpersönlichen Sinn hat. Wenn sie das Ansehen des Hofes schädigen, kann man die Verbindung zu ihnen weitgehend abbrechen, zum mindesten auf die offiziellen Einladungen beschränken. Wichtig für den Hof ist es, daß der Anerbe die richtige Frau findet, bzw. die Tochter, die den Hof übernimmt, an den richtigen Mann kommt. Hier duldet die Familie keine rein persönliche, unbäuerliche Wahl, die sie den nachgeborenen Kindern unter Umständen verzeiht. Der Hof schreibt dem Anerben vor, wann es Zeit ist zu freien. Solange die Geschwisterzahl noch groß ist und das Hauswesen von Mutter und Schwester besorgt wird, kann er zumeist noch nicht ans Heiraten denken. Erst wenn sich der alte enge Familienzusammenhalt mehr und mehr lockert, braucht der Hof die junge Frau. Die Bauernfreite geht den umgekehrten Weg wie die bürgerliche. Bei ihr erwächst nicht erst aus der persönlichen Annäherung die Heiratsabsicht und die Frage nach den gegenseitigen Vermögensverhältnissen, sondern Absicht und sachliche Wahl stehen am Anfang, erst an zweiter Stelle kommt die persönliche Annäherung und die Frage nach dem beiderseitigen Einverständnis der Brautleute. Der vermittelnde *Mackelsmann*, ein Verwandter oder Bekannter der Familie, in die man eingeführt werden möchte, ist darum eine durchaus anerkannte Erscheinung im bäuerlichen Leben. Er wird auch zur Hochzeit eingeladen, und es heißt scherzhaft, daß ihm als Belohnung ein *Hiämed met drai Moggen* (Hemd mit drei Ärmeln) zusteht. Im Ernst bekommt er weder dieses noch ein anderes festgesetztes Geschenk. Ob mit dem Dreiärmelhemd angedeutet werden soll, daß er überflüssig wird, wenn die Brautleute sich einig geworden sind, läßt sich nicht feststellen¹³¹. *Dät hiät me liuter säo saggt*,

¹³⁰ 128) a. a. O., S. 24.

¹³¹ 129) Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrsg. von E. Hoffmann-Krayer u. H. Bächtold-Stäubli (Bln. u. Lpzg. 1927 ff.) I, 1, 582 erwähnt diesen Brauch ebenfalls ohne nähere Erklärung.

erklären die Leute hier wie in anderen Fällen, wo sie den Sinn des Brauches selbst nicht mehr wissen.

Daß der Bauer zuerst überlegt, ob der Hof und die Familie, mit denen er sich durch die Heirat verbindet, zu der seinen passen, daß er dann fragt, ob das Mädchen, das er heiraten will, stark und gesund und tüchtig in der Wirtschaftsführung ist und scheinbar am Außenrand erst die Frage nach dem persönlichen Einvernehmen aufkommen läßt, hat der bäuerlichen Heirat oft den Vorwurf des Materialistischen eingebracht. Gewöhnlich aber fällt doch immer das Persönliche stark in die Wagschale. Die Heiraten nur nach Geld und Gut sind guten Bauern ebenso verurteilungswürdig wie solche, die nur auf die persönliche Zuneigung sehen.

Zu Anfang einer Freite wird die Heiratsabsicht nicht offen kundgetan. Man spricht gelegentlich vor, hat irgend etwas zu tun, fragt etwa nach Jungvieh, oder schützt sonst einen Handel vor und sieht sich dabei um. Das ist unverbindlich, obschon man die Absicht merkt. Erst wenn man ein zweites und drittes Mal wiederkommt, gerät die Sache ins Rollen. In manchen sauerländischen Dörfern, aus denen sich unsere Jungbauern die Frauen holen, ist es Sitte, daß die Dorfjugend dem fremden Freier „deckelt“, wenn seine Absicht offenbar geworden ist, d. h. sie macht vor dem Hause mit Topfdeckeln und Peitschenknallen so lange Lärm, bis der Freier „einen ausgibt“. Wenn er mit den jungen Männern des Dorfes zusammen getrunken hat, dann ist er im Dorfe anerkannt. Zuweilen wird ihm eigens ein „Jagdschein“ ausgestellt, der ihm erlaubt, sich im Bezirk des Dorfes ein „Wild“ zu jagen, vorausgesetzt, daß er dabei waidgerecht vorgeht. Mit einem Fünfmärkstück wird der Schein gesiegelt, umso öfter, je größer die Summe war, die der Inhaber hat springen lassen. Nun wird das Zurücktreten immer schwieriger. Die Vater, wo der Vater nicht mehr lebt ein älterer Verwandter bzw. der Anerbe an seiner Stelle, treffen die Vermögensauseinandersetzung. Die Abfindungssumme wird meist geheim gehalten, aber mit der Aussteuer tritt man an die Öffentlichkeit. Dazu rüstet nun das Brauthaus, während der Hof des Bräutigams sich zum Empfang bereit macht, umbauen läßt, tapeziert [52] und streicht. Wo der Altbauer noch lebt, wird der Vertreter der Braut sich vorsichtig vergewissern, ob der Hof dem Sohne bereits übertragen ist oder doch in absehbarer Zeit übertragen werden soll. Geschriebenes Recht und Gewohnheitsrecht wurden oft gegeneinander ausgespielt, wenn persönliche Zwistigkeiten eintraten, das weiß man aus Erfahrung, und der nüchterne Sinn der Alten drängt auf juristische Klärung der Vermögensverhältnisse vor der Heirat. Diese Dinge werden unter der Hand von der engsten Sippe abgemacht, und nicht einmal die übrige Verwandtschaft erfährt Genaueres.

Mit der Hochzeit wird die Braut zur „Frau“ des Hauses. Die alte Bäuerin, wo sie noch lebt, „gibt den Kochlöffel ab“¹³², sie wird ihn zwar in den meisten Fällen wieder zurückbekommen, aber wollte man der jungen Frau keine Rechte in der Haushaltsführung zubilligen, so wäre man bald im Gerede der Leute. Ihr sieht nun an sich das Hausregiment zu. Schwieriger als das Verhältnis zur Schwiegermutter ist oft das zur Schwägerin, die — jung und unverbraucht — jetzt ohne eigenes Wirkungsfeld dasteht, wenn sie nicht selbst an Heirat denken kann. Das alles ins richtige Lot zu bringen, den Nachbarn und Verwandten gegenüber die Sitte zu wahren, das Alte mit dem Neuen zu verbinden in und außer dem Hause, dazu muß die Frau selbst Bauerntochter sein und, wenn es not tut, noch den elterlichen Hof im Rücken haben.

Nicht nur, damit die Wohlhabenheit des Hofes gestützt wird, sondern in erster Linie, damit seine Sitte bäuerlich bleibt und die Arbeit ihren Fortgang hat, muß der einheiratende Eheteil

¹³² 130) Ein besonderes Brauchtum bei der Einführung der jungen Frau in das Haus gibt es nicht mehr, die Redewendung hat sprichwörtlichen Charakter.

von einem Hofe stammen. Diese Notwendigkeit haben die Bauern immer so stark empfunden, daß unter 30 Ahnen alter Familien sich nicht ein unbäuerliches Glied nachweisen läßt.

Der Bauer freit über den Zaun, sagt man oft, er „kauft des Nachbars Rind und freit des Nachbars Kind“. Wenn man den Begriff der Nachbarschaft nicht allzu eng faßt, stimmt das. Ein großer Prozentsatz der einheiratenden Eheteile stammt aus dem Dorfe selbst oder doch aus seiner nächsten Umgebung. Der Herkunftsraum einer Bauernsippe ist nicht groß. Die Geburtsorte der 30 Ahnen eines Bauernsohnes liegen nahe beisammen (Vgl. Karte 5), und man könnte die Höfe heute noch zeigen, von denen die Voreltern stammen.

Verwandtenheiraten sind dabei in unserem Gebiete selten. Man hat sich durchweg streng an die kirchlichen Vorschriften gehalten, die unter Blutsverwandten bis zum 3. Grade, früher sogar bis zum 4. Grade einschließlich die Heirat verboten. Die Volksmeinung verurteilt die Verwandtenheirat. Aber die Heiratsvermittlung ist dagegen meist das gern ausgeübte Amt eines näheren oder weitläufigen Verwandten oder Verschwägerten. Wenn der Anerbe nicht im eigenen Dorfe freit, dann in der Nachbarschaft oder Bekanntschaft des verwandten Hofes. In diesem Sinne bleibt er in der Nachbarschaft, nicht in der seines Hauses zwar, aber doch in der seiner Sippe. Um die Mitte des 19. Jhdts. stand das ganze Dorf noch in einem verhältnismäßig geschlossenen freundnachbarlich verquickten Herkunftsraum. Mit einer Ausnahme kommen innerhalb von 10 Jahren alle einheiratenden Eheteile aus dem östlichen Sauerlande, auch die der Arbeiterfamilien. Die Anna Maria Biesenbach aus Mühlheim am Rhein stammt von Handelsleuten ab und wird auf einer Handelsfahrt im Sauerlande geblieben sein¹³³ (vgl. Karte 6).

Später verschiebt sich das Bild¹³⁴. Die Mädchen und Männer, die auf den Fabriken und auf den Höfen dienen und oft weither kommen, heiraten Endorfer Männer und Frauen. Auf diese Weise kommt fremdes Blut ins Dorf, die Grenzen des Sauerlandes sind gesprengt. Auch Bauern greifen zuweilen darüber hinaus, aber sie heiraten immer noch nicht ein Mädchen losgelöst aus seiner Sippe, wie es der Arbeiter schon tut. Das wäre unvereinbar mit bäuerlichem Brauch. Der Hochzeit gehen Familienbesuche voraus. Es sind schon mancherlei Beziehungen zwischen den Sippen geknüpft, ehe diese am Verlobungs- oder Hochzeitstage sich gemeinsam einfinden. Auch die Nachbarn kommen dann hinzu, und von solchen Festen her kennen sich nicht zuletzt die Bauern eines Raumes.

Das Hofesgeschlecht.

Solange eine Familie nicht ganz ausstirbt, ist die Erbfolge auf dem Hofe gesichert. Bauersleute, denen Leibeserben versagt bleiben, nehmen ein Kind der Verwandtschaft zu sich. Selbst zur Adoption fremder Kinder kommt es, nur damit das Hofesgeschlecht wenigstens rechtlich weiter bestehen kann. Durch die Heirat des Anerben wird das bäuerliche Hauswesen von Generation zu Generation fortgeführt. Wenn die junge Frau oder der Tochtermann einzieht, setzt man den schlechten, ausgedienten Hausrat ab und nimmt auf der anderen Seite den neuen herein. So wie dieser neue Hausrat muß sich auch die Sitte und Gewohnheit des Hinzukommenden in das Vorhandene einfügen. Fast jede junge Frau hat neben sich noch ihre Vorgängerin, und [54] wenn sie auch Herrin des Hauses wird, so muß sie doch „Lehre annehmen“. Manche Bauersfrau weiß mehr als eine Geschichte zu berichten über die Kritik, die ihr Tun in den ersten Jahren gefunden hat. Wo sie Blumen pflanzte, setzte

¹³³ 131) Trauregister des Kirchenarchivs Stockum 1830-1840. Ob ein Ehepaar in Endorf ansässig bleibt, läßt sich nach den Angaben des Kirchenbuches nicht immer sicher sagen, doch wird unsere Karte verhältnismäßig genau sein.

¹³⁴ 132) vgl. Karte 7 nach Angaben des kirchl. Trauregisters zu Endorf 1925-1935.

die Viehmagd Runkeln daneben, weil früher dort auch Runkeln standen; ein Möbelstück, das sie gern gebraucht hätte, ließ man beiseite stehn, weil man das alte nicht wegtun wollte. Auseinandersetzungen ähnlicher Art werden überall vorkommen, wo jemand in einen bestehenden Haushalt einheiratet, typisch bäuerlich ist nur, daß diese Einheirat feste Regel ist. Das Altbauernpaar bleibt in unserer Gegend mit im Haushalt der jungen Leute. Es gibt keine eigene Leibzuchtwohnung. Die alten Eltern wollen nichts für sich als den standesgemäßen Unterhalt. Da aber „nun leider die erfahrung gebe, daß die überlebenden wittiben so gar von ihren Kindern verstoßen würden, und wenn diese zusammen an einem Tisch leben mögten, immer unter sich streit hätten“, so glaubt nicht nur der Schulte in der Röhre¹³⁵ für den Fall, daß seine Frau etwa ihr „Eigenthum und lassen“ haben wollte nach seinem Tode, ihr bei dem Neffen, der den Hof erbt, bestimmte Bezüge sichern zu müssen, sondern alle Testamente und Erbverträge enthalten diese Klausel¹³⁶. In jüngster Zeit ist meistens eine Geldrente, die der Altbauer sich vorbehält, das Druckmittel dem Hofe gegenüber gewesen, wenn die kindliche Zuneigung und Achtung versagen wollten. Testamentsbestimmungen dieser Art werden anfangs wenig ernsthaft genommen. Man möchte sich selbst nicht eingestehen, daß so etwas nötig ist zwischen Eltern und Kindern und entschuldigt sich durch den Hinweis: *me wäit nit, biu 't alle não kummen kann* (man weiß nicht, wie alles noch kommen kann). Das beste Ansehen hat ein Haus, wo man sich verträgt ohne zu zählen und ohne zu messen und wo man in Frieden zusammen lebt und arbeitet. Erst wenn einer aus dem Haushalt ausscheidet, tritt die juristische Seite hervor in der Vermögensauseinandersetzung. Die anfängliche [55] Sorglosigkeit hat sich dann oft gerächt, und die praktische Ausführung der Bestimmungen ist nun Zankapfel geworden und hat die Familie entzweit, obschon die einzelnen Punkte ursprünglich von beiden Seiten anerkannt waren.

Die sicherste Gewähr für die Fortführung des ererbten Besitzes im alten Geist besteht dann, wenn ein Sohn den Hof übernimmt. Ist nur eine Tochter da, wird sich mit dem Schwiegersohn unter Umständen die Bewirtschaftung von Grund auf ändern. Dann hat es der Altbauer schwerer, während im Hause alles beim Alten bleibt und die Mutter mit der Tochter weiterarbeiten kann. Dieser Unterschied ist den Leuten wohl bewußt. Die Erbfolge der Tochter wird aber anerkannt, wenn auch die des Sohnes als vollwertiger gilt. Gegen jene Bestimmung des Reichserbhofgesetzes, nach der es zunächst schien, als ob der Bruderssohn immer vor der eigenen Tochter erben solle, sträubte sich die bäuerliche Meinung bei aller sonstigen Bejahung in unserer Gegend doch sehr.

Wenn der Erbgang nicht unterbrochen wird, gleichgültig ob der Sohn, die Tochter oder das angenommene Kind den Hof übernehmen, behält das Haus seine alten Gemeinschaftsbeziehungen. Nicht nur der Sippenzusammenhang bleibt bestehen, auch die Nachbarschaft erbt sich fort. Ähnlich scheint es mit dem sog. Hofes- oder Hausnamen zu sein. Er ist gewöhnlich zugleich der Geschlechtsname, den auch der einheiratende Mann

¹³⁵ 133) Ehestiftung v. 1786. Akten Nietensteins Hof.

¹³⁶ 134) Akten Nietensteins Hof, Erbvertrag aus Obersalvey von 1826.

Darin heißt es: „ferner soll sein sohn verbunden sein, ihm, dem vatter, sowie auch seiner, komparentens Ehefrau Elisabeth fischer folgendes an leibzucht zu gewehren, unterhalt und verpflegung in gesunden und kranken umstenden, so wie er der sohn selbst solges genießt — wohnung jedoch ohne Einreimung Eines besondern zimmers so lange sie sich nicht vertragen können 1) eine stube neben dem Feuer, invelcher ihnen . . . (ein Wort verschrieben und unleserlich) auch der Ofen und daß brand holz Freigestelt werden müße, 2) ferner eine kuh und Futer führ die selbe, 3) besorgnng der wesche, 4) daß land zu den nothwendigen kartofeln, 5) daß Feier im Herde, vor zu der sohn daß holz zu liefern. alle dieße hier genanten sachen wolle ehr der vatter sich nuhr auf dem fall, jedoch Für sich so wohl als führ seine frau fohrbehalten haben wen sie sich nicht fertragen und solger gestalt den gemeinschaftligen unterhalt und verpflegung nicht genießen könnten, wenn übrigens auch ehr der vatter noch vor seiner frau mitt thode abgehen solte so sollen alles daß hier vorbehaltene unferkürz seiner Frau alein zu theil werden.

annimmt¹³⁷, mit dem er sogar unterzeichnet, obschon nebenher im 17. Jhdt. schon häufig der „Schreibname“ vorkommt. Kopfschatzregister und Rauchschatzlisten der churfürstlichen Zeit und Aufzählungen der Anwesen für den Dorfesgebrauch nennen bis an die Schwelle unserer Zeit statt der Schreibnamen der Besitzer den Hausnamen¹³⁸. Diejenigen Hausnamen, die nur dem Gebäude oder der Stätte beigelegt werden und nicht auf das Geschlecht mit übergehen, verschwinden gewöhnlich bald wieder. Ein richtiger Hofesname haftet mit am Geschlecht. Darum ist er infrage gestellt, wenn dieses abreißt oder den Hof verläßt. Im letzteren Falle nimmt es meistens den Hausnamen mit. Auf den neuen Besitzer wird der ehemalige Hausname selten ohne einen kennzeichnenden Zusatz übertragen. *De nigge Schulte*, sagt man etwa, während man bei Erbfolge zum Unterschiede gegenüber dem alten Schulten vom jungen Schulten redet. Es bleibt hier noch mancherlei in untersuchen. Wichtig ist nur, daß auch für die Fortdauer des Hausnamens ebenso wie für das Fortbestehen der Nachbarschaft das Ineinander von Hof und Geschlecht wesentlich ist. Ob die Persönlichkeit des Hofes (vgl. S. 13) dabei zeitweise die Persönlichkeit des Geschlechtes überwogen hat und umgekehrt, müßte im einzelnen geprüft werden¹³⁹. Dem Bauern ist zweierlei Sorge aufgegeben: er muß den Hof und das Geschlecht erhalten, dann ist seine Welt gesichert. Im vollen, runden Bauernhaushalt leben 3 Generationen gleichzeitig: die alte absinkende, die junge aufsteigende und die voll gegenwärtige. Nicht nur zu seiner räumlichen Umgebung steht ein Bauernleben in Beziehung, sondern auch zu den „Nachbarn“ im Geschlecht. Die „Gesamtheit in der Zeit, also das Leben im Geschlecht“ und die „Gesamtheit im Raum, das Leben in der Gemeinde“, durchdringen sich gegenseitig und formen die bäuerliche Gemeinschaft¹⁴⁰.

3. Die Hausgemeinschaft.

Wir haben kurz gezeigt, wie das räumliche Zusammenleben im Dorfe und der Blutszusammenhang der Sippe sich im Hinblick auf das bäuerliche Leben auswirken. Diese größeren Bindungen werden vom einzelnen Hause anerkannt. Die Nachbarn und die Verwandten sind die offiziell geladenen Gäste, wenn sich die Hausgemeinschaft repräsentativ nach außen auftut. Das bäuerliche Gemeinschaftsleben baut auf der Arbeits- und Erwerbsgenossenschaft einerseits, auf dem Sippenzusammenhang andererseits auf. Diese Erkenntnis gilt auch für die Hausgemeinschaft.

Ihre Zusammensetzung.

Zur bäuerlichen Hausgemeinschaft kann man gehören kraft des Geburtsrechtes oder durch Mitarbeit. Am festesten ist in ihr verankert, wer sowohl in das Haus hineingeboren ist, als auch in der Hofesarbeit steht. Bauer und Bäuerin sind die Mitte der Hausgemeinschaft. Der

¹³⁷ 135) vgl. Heintze-Cascorbi: Die deutschen Familiennamen, 7. Aufl. Halle 1933, S. 32 Anmerkung.

¹³⁸ 136) Für den amtlichen Verkehr bestimmten Verordnungen des 19. und noch des beginnenden 20. Jhdts. in Westfalen ausdrücklich, daß der Hofesname allein von dem Besitzer des Hofes und zwar nur als Beiname zum Schreibnamen geführt werden dürfe. (vgl. Heintze-Cascorbi a. a. O, S. 32 Anmerk.) Zu Beginn des 19. Jhdts. schreibt die Erbin des Kraus Hofes, die sowohl von ihres Vaters als auch von ihres Mannes Seite her einen anderen Schreibnamen führte: „Ich Elisabeth Kreiske (= Krauske) . . . übergehe meinem Manne die Vollmacht . . .“

¹³⁹ 137) Es scheint mir auf jeden Fall verfehlt, wenn man für Westfalen ohne historische Abgrenzung als Regel hinstellt: Der Besitzer nimmt den Namen des Hofes an. Das ist weder heute so, noch scheint es früher immer der Fall gewesen zu sein. Viele alte Hofnamen sind ihrer Bedeutung nach Geschlechts- bzw. Personennamen, so daß eher anzunehmen ist, daß umgekehrt der Hof den Geschlechtsnamen angenommen hat. Man müßte die zeitl. Schichten säuberlicher abheben (vgl. die Forderungen Edw. Schröders und seiner Schüler auf diesem Gebiete).

¹⁴⁰ 138) vgl. Springenschmid: Das Bauernkind, S. 134.

Bauer ist der „Herr“. An dieser einen Stelle taucht innerhalb des bäuerlichen Bereiches das Wort Herr auf. *Is ugge Heer nit do?* fragt [56] man, wenn man in ein Haus kommt und den Bauern sprechen will. Nur den Hausgenossen gegenüber in seiner Eigenschaft als Haus- und Hofherr heißt der Bauer *Heer*¹⁴¹. Untereinander reden sich die Dorfleute mit dem Namen allein, manchmal unter Zusetzung von *-biuer* oder *-mann* an (; B. Huxe, Strackenbiuer, Krausmann). Dem *Heer* steht als Bezeichnung für die Bäurin *Frau* gegenüber. *Is de Frau nit do.?*, müsste man fragen. Vor allem die Dienstboten reden von der *Frau*, aber auch der Großvater und die Großmutter, der Onkel und die Tante sagen oft schlichtweg *uëse Frau*, während sie den Bauern beim Vornamen nennen. Eine mundartliche Bezeichnung für Bäurin gibt es in Endorf nicht, nur die vom Hofesnamen abgeleitete Form kann hier jeweils eingesetzt werden: z. B. Schültske, Stäckeske, Släotmeske. Wenn Bauer und Bäurin auch von den Dienstboten Vater und Mutter gerufen werden, scheint mir das mehr eine Angleichung an die Kindersprache zu sein, als Ausdruck besonders familienhafter Gemeinschaft. So werden auch Altbauer und Altbäurin von der ganzen Hausgemeinschaft im gewöhnlichen Umgangston oft *Hoppa* und *Homma* genannt, und im Hinblick auf die Kinder reden sich Bauer und Bäurin gegenseitig wohl als Vater und Mutter an¹⁴². Daß sie für die Arbeitsgemeinschaft Herr und Frau, für die Sippe Vater und Mutter sind, darin beruht die Mittelpunktstellung des Bauern und der Bäurin in der Hausgemeinschaft.

Der Besitzer eines kleinen Anwesens heißt nicht Herr bei seinen Hausgenossen. Die Bauernfrauen werden heute oft belächelt, wenn sie noch von ihrem Mann als *uësem Heern* sprechen. Im Hochdeutschen ist die Bezeichnung nicht mehr möglich, und wohl von hier aus rückwirkend wird sie auch in der Mundart abgelehnt, während sich „Frau“ hält¹⁴³.

In den Händen des Herrn und der Frau liegt die Verantwortung für das gesamte Haus- und Hofwesen. Das erkennt nicht nur das Gesinde, sondern auch der Altbauer an. Es gilt als recht und billig, daß der, der den Hof besitzt, auch die Entscheidungen trifft, und wenn Reibungen zwischen dem alten und dem jungen Bauern entstehen, hat das persönliche Hintergründe. Ebenso ist die wirkliche Stellung der Ehegatten zueinander Sache der Persönlichkeit. Wenigstens nach außen aber muß der Mann als Herr austreten, man verspottet es als eine Verkehrung der natürlichen Ordnung, wenn die Frau die Geldgeschäfte erledigen wollte. *Biuernfrauen hett doch kein Geld*, heißt es heute wohl dem reisenden Händler gegenüber, und der weiß, was damit gesagt werden soll. Während die Arbeiterfrau gewöhnlich das gesamte Geld in Händen hat und der Mann, der den ganzen Tag von Hause weg ist, nur sein Taschengeld behält, ist es im bäuerlichen Betriebe immer umgekehrt: Der Frau stehn allenfalls die *Buëterpännige* (Butterpfennige), das Milch- und Eiergeld zur Verfügung, aber schon wenn einer dieser Erwerbszweige nur etwas spezialisiert wird, geht der Erlös davon in die Zuständigkeit des Mannes über. Das bedeutet nicht, daß die Frau nicht auch den Schlüssel zum großen Geld erreichen kann. In Notfällen muß sie den Mann vertreten, aber für gewöhnlich wird sie nicht ohne Vorwissen des Mannes eine größere Summe ausgeben. Das Geld gehört zuerst dem Manne, weil er den Hof verwaltet. Was übrig bleibt, darf auf den Haushalt verwandt und für persönliche Zwecke zurückgelegt werden.

¹⁴¹ 139) *Hai is nāo kein Heer* besagt: er besitzt den Hof noch nicht.

¹⁴² 140) *Hoppa* und *Homma* sind die gewöhnlichen mundartlichen Bezeichnungen für Großvater und Großmutter, die auch ins Hochdeutsche übernommen worden sind. Doch gilt es da als feiner, „Opa“ und „Omma“ zu sagen. Die Eltern werden in der Mundart mit *Pappe* und *Mamme* angeredet, Erwachsene sprechen auch von *Vatter* und *Mutter*.

¹⁴³ 141) Daß auch „Frau“ ursprünglich den „Domina“-Charakter hat, läßt das hochdeutsche heute nicht mehr ohne weiteres durchfühlen. Deshalb wohl konnte sich das Wort an seiner alten Stelle halten.

Die alten Bauersleute ziehen sich aus der laufenden Wirtschaftspolitik des Hofes mehr oder weniger zurück und hüten nur das allgemeine Ansehen von Haus und Familie. Ihren Rat und ihren Einspruch wird der Anerbe immer berücksichtigen, aber entscheidend beeinflussen sie gewöhnlich die tägliche Arbeitsgemeinschaft nicht mehr. Auch der Onkel oder die Tante sind nun dem Anerben und nicht den Eltern unterstellt, was die Arbeit angeht. Doch werden die Eltern, wenn es not tut, vermittelnd eingreifen und die Rechte der nachgeborenen Kinder stützen.

Wer rüstig und stark ist von den Familiengliedern, der setzt seine volle Arbeitskraft ein für den Hof. Auch der Bauer arbeitet mit, und vor allem die Frau hat immer alle Hände Voll zu tun. Der Schulte aus der Röhre sagt es gerade heraus, daß seine Frau „aufm hofe die schwerste arbeit immerhin kirspeleskundigermassen verrichtet und an dem blühenden Zustand des Hofes die größte hülferin gewesen und fast das mehrste beigetragen habe“¹⁴⁴. Zeitweise kann die Familie auch bei mittleren Betrieben die Hofesarbeit allein tun, wenn erwachsene Kinder da sind und alle Kräfte mit einspringen. Besonders heute freut man sich, wenn man keine fremden Leute nötig hat. Aber zum normalen Betrieb des Hofes gehören der Knecht und die Magd, und zu größeren Arbeiten braucht man Tagelöhner. Solange das bekannte, mit bäuerlicher Sitte vertraute Leute waren, saßen sie zwar untenan in der Hausgemeinschaft, gehörten aber doch im guten Sinne dazu: bawknecht, Hoffknecht, Ackerknecht, Pferdejunge, platzmagdt, Magdt, Kuhmetgen und Kuhhirten kommen im Register von 1717 vor. Ein Sohn als Knecht, eine Tochter als Magd oder Knecht und Magd aus der Verwandtschaft und Freundschaft werden in den Aufzeichnungen oft genannt, so daß man [57] nicht annehmen darf, Knecht und Magd seien abfällige Bezeichnungen gewesen. Das Zurückdrängen und Entwerten dieser Namen zugunsten von Junge, Landwirtschaftsgehilfe, Eleve, Verwalter, Volontätär auf der einen, Mädchen, Stütze, Fräulein auf der anderen Seite geht ebenso wie das Schwinden von *Heer* Hand in Hand mit der Einführung des Hochdeutschen und der Umwandlung des Bauern und Ackerwirts in den Ökonomen und Gutsbesitzer. Wir werden sehen, was sich in den Gemeinschaftsbeziehungen ändert, wenn der Gutsstil Eingang findet. Hier sei noch kurz auf das Lohnverhältnis hingewiesen, in dem die Dienstboten stehen. Dadurch unterscheiden sie sich ja von den übrigen Hausgenossen, daß sie zu bestimmten Terminen ein festes Entgelt für ihre Arbeit beanspruchen können. Die Löhne wechseln mit der Zeit, sie steigen und fallen allgemein, mit dem Erfolg oder Mißerfolg des einzelnen Hofes aber haben sie nichts zu tun. Den trägt die Familie allein. Heute ist allgemein der Barlohn eingeführt. Am Ende des Monats wird er ausgezahlt. Die Dienstboten kommen, abgesehen von der Kost, für ihre Lebensbedürfnisse selbst auf. Als der Hof ihnen früher weniger Bargeld gab und statt dessen für Kleidung und Aussteuer sorgte, standen sie den Kindern des Hauses näher. 1864 lautet eine „Regnung“ für die Magd: „Mei 17 als Magdt gemitet den winkopf erhalten 2 Taler und 2 beger lein. Sein lon ist 10 taler und das Magelon von einem bleikestücke tüg zwei par Schu ein par auf gelapte (= aufgesohlte) an lein Sehen 3 beger. 1865 Januar 28 ein par genegele Schu erhalten Merz 20 ein par Sontages Su erhalten“¹⁴⁵. 1881 heißt es für den Knecht: „gemithet bis Martine 81 Sein Lohn macht 37 Thaler 2 paar Schuh oder 1 paar Schuh und 1 paar Stiefeln und 2 Hemder gleich den 19. Januar 2 Thaler zum Winkopf erhalten“¹⁴⁶. Zuweilen säten auch die Knechte Flachs mit, hauptsächlich war das aber den Mädchen vorbehalten; auch die erwachsenen Töchter des Hauses bekamen ihr Teil (vgl. S. 50), das dann im Winter gesponnen werden mußte. Daß die Knechte Korn mitsäten, daran erinnert man sich nicht mehr. In den älteren Aufzeichnungen spielt das aber eine große Rolle (vgl. S. 44). Es ist klar, daß Naturallohn stärker an die Haus- und Hofesgemeinschaft bindet als die Barentschädigung, und daß die Stellung der Dienstboten

¹⁴⁴ 142) Ehestiftung 1786, Akten Nietensteins Hof.

¹⁴⁵ 143) Anschreibebuch Kraus Hof.

¹⁴⁶ 144) ebda.

damals eine andere sein mußte als heute. So sind sie in manchem Falle tatsächlich dem Kind des Hauses gleichgewesen innerhalb der täglichen Arbeits- und Erwerbsgemeinschaft, und wenn Knecht und Magd heirateten, wurden der Bauer und die Bäuerin „Brautvater“ und „Brautmutter“¹⁴⁷. Aber am entscheidenden Punkte geht doch die Sippe der Arbeitsgemeinschaft vor. Es gehört zum bäuerlichen Ehrgefühl, zuerst für die Anverwandten einzustehen.

Vey het keine früemderen Luie noirig (nötig), *vey weller't met 'n äigenen daun*, kann heißen: wir brauchen keine Dienstboten, wir werden mit den Familienkräften fertig; es kann aber auch bedeuten, besonders wo es sich um eine einmalige größere Arbeit handelt: wir haben keine Tagelöhner und keine Nachbarhilfe nötig, die Hausgemeinschaft reicht aus, wobei dann die Dienstboten eingerechnet sind. Sie gehören zu den „eigenen Leuten“ und werden doch als „fremde Leute“ bezeichnet, je nachdem, wie man die Sache ansieht. Im Alltag merkt man wenig, wie Familien- und Hausgemeinschaft sich gegeneinander absetzen, die gemeinsame Arbeit überbrückt die Trennungslinie.

Weil diese Arbeit so sehr im Vordergrund steht, schilt man die Kinder oft unnütz und empfindet die Pflege alter Leute als Belastung. In ruhigen Zeiten aber spürt man den Familiensinn. Den Lebensgewohnheiten der alten Leute, wenn man sie im Grunde auch nicht recht mehr anerkennt, paßt man sich doch weitgehend an. Den Kindern zuliebe ändert man seine Sprache, nennt die Hausgenossen mit ihren Bezeichnungen, redet hochdeutsch, wo man untereinander noch die Mundart spricht. Bei der Jugend und beim Alter sind die meisten Bräuche, Spiele und Erzählungen zu Hause, Mannestat ist die verantwortliche Leitung des Hofes. Aber die einzelnen Lebensalter ergänzen sich wechselseitig, und ebenso gehen Arbeitsleistung und Familienrechte ineinander über. Auch alte Dienstboten werden geachtet wegen dessen, was sie für den Hof geleistet haben. Sie bekommen wie die eigenen Familienglieder ihren Grabstein. Die alten Eltern sind doppelt gesichert: durch Leistung und Blutsbande. Auch die Kinder wissen um ihr Geburtsrecht, aber solange sie nicht ein volles Tagewerk leisten, ist jeder Dienstbote wiederum mehr als sie. So wird die Abstufung innerhalb der Hausgemeinschaft keine einseitige. Kinder und Dienstboten reden sich gegenseitig mit Du an, sind beide dem Bauern und der Bäuerin untergeordnet und werden beim Vornamen gerufen. Aber wo das Kind Du Vater und Du Mutter sagen darf, wissen die Dienstboten doch, daß sie Ey (Ihr) oder Sie sagen müssen, und daß die Mutter die „Frau“, der Vater der „Herr“ für sie ist. Zwischen Verwandten ist jetzt allgemein das Du üblich. Nur die Schwiegertochter gebraucht in einigen Häusern in der Anrede den Eltern gegenüber noch das Ey, hochdeutsches Sie jedoch würde nach dem Gefühl unserer Gegend an dieser Stelle fremd klingen.

Die Verwandtschaftswörter: Vater, Mutter, Onkel, Tante u. a. können im Umgangston nicht nur von der ganzen Hausgemeinschaft, sondern darüber hinaus auch von den Dorfleuten gebraucht werden. Besonders die Jugendlichen sprechen von den Alten gern als dem Schulten Onkel, dem Huxen Vater, der Götters Homma. [58] Von Herrn N. und Fräulein N. N. selbst innerhalb der Hausgemeinschaft zu reden, ist erst mit landfremden Dienstboten möglich geworden. Seit nach dem Kriege das Hochdeutsche in die tägliche Umgangssprache der Dorfleute eingegangen ist, bricht sich auch unter diesen die Anrede Herr, Frau, Fräulein Bahn, wenn auch zunächst noch nur in solchen Fällen, wo man den Angeredeten als den Älteren oder Höhergestellten ehren will, oder ihm gegenüber ein Distanzgefühl hat, wie es oft bei Eingehirateten und zugezogenen Personen der Fall ist.

¹⁴⁷ 145) Statt des Brautführers und der Brautführerin nahm man früher eine ältere, verheiratete Frau und einen ebenfalls verheirateten Mann als Trauzeugen und nannte sie Brautvater und Brautmutter.

Seit die Dorfkinde städtische Verhältnisse kennengelernt haben — für unsere Generation trug dazu wesentlich der Umgang mit den sogenannten Kriegskindern bei, die zur Erholung aufs Land geschickt wurden — wissen sie auch, daß es nicht „unser“ Vater, „unsere“ Mutter heißt wie unser Haus, unser Garten, sondern „mein“ Vater, „meine“ Mutter. Vater und Mutter erscheinen sowohl in der Mundart wie in der hochdeutschen unbeeinflussten Umgangssprache fast durchgehend mit dem Possesivpronomen der Mehrzahl. In einzelnen Fällen heißt es *de Pappe, de Mamme* — der Vater, die Mutter, wobei in der hochdeutschen Umgangssprache des Ortes auch schon zuweilen die artikellose Form eindringt.

In dem „Unser“, worin nicht nur alles dingliche Hofesgut sondern auch jeder Haus- und Sippengenosse einbegriffen war, liegt die alte bäuerliche Auffassung der Hausgemeinschaft. Nur der Bauer selbst darf in einem weiteren Umfange von einem „Mein“ reden, *meyn Knecht, meyne Piärre, meyn Hius* kann er unter Umständen sagen. Den übrigen Hausgenossen steht nur ein beschränktes „Mein“ innerhalb des Hauses zu, aber sie haben Rechte genug, das lebendige und tote Hofesgut vor der Außenwelt allzeit als ein „Unser“ zu verteidigen.

Der Arbeitstag.

Die tägliche Arbeit, die anderswo die Hausgemeinschaft auseinanderreißt, bestärkt im bäuerlichen Leben die Zusammengehörigkeit. Der Arbeitsplatz ist immer wieder in und neben dem Hause. Was auf den Feldern und im Walde gesät, gehegt und geerntet wird, muß erst in den Bezirk des Hauses eintreten, ehe es verarbeitet, getauscht und verkauft werden kann. Nur im Holzhandel wird öfter unmittelbar vom Walde aus geliefert. Im übrigen aber mündet die Draußenarbeit in das Haus ein. Vieh, Ernte und alles Arbeitsgerät werden unter demselben Dache geborgen, unter dem die Menschen leben.

Der Rhythmus des Arbeitstages ist ein lebendiger. Einmal ist er abhängig von dem Viehbestand des Hauses, zum andern vom Wetter und der Jahreszeit. Wenn auch zwei offizielle „Pausen“¹⁴⁸ angesetzt sind — die eine von 7- 12 Uhr morgens, die andere von 2 - 7 Uhr nachmittags — so weiß doch jeder, daß das nur der allgemeine Rahmen für die Feldarbeit ist, dem sich der gedungene Tagelöhner einzufügen hat; die Hausgemeinschaft aber muß vorher und zwischendurch noch ihr Teil Arbeit leisten. Im Winter, wenn es spät hell und früh dunkel ist, dürfen die Waldarbeiter wohl nur eine „Pause“ machen, d. h. sie fangen beim Hellwerden ihre Arbeit an und hören gegen 3 Uhr auf. Danach ist dann Feierabend. Im Sommer aber zieht man nicht gern anders als morgens gegen 7 Uhr und nachmittags gegen 2 Uhr aus. Zu den festgesetzten Zeiten am Morgen, Mittag und Abend ist die Straße belebt vom Kommen und Gehen der Gespanne und Arbeitsleute. Die übrigen Stunden liegt das Dorf meist still, und wer dann noch durchfährt, könnte leicht als Faulenzer oder als „in der Zeit verkommen“ gelten. Auch hat alle Arbeit ihre Jahreszeit. Es gibt bestimmte Tage im Spätwinter oder Frühjahr, deren Wetter zum Düngerfahren ausgenutzt werden muß, es gibt andere frostfreie, die sich zum Pflügen eignen. Saat und Ernte haben ihre Zeiten. Der erste Austrieb des Viehes, auch wenn er nicht mehr gemeinsam vor sich geht, ist doch an gleiche jahreszeitliche Voraussetzungen gebunden. Alle Hofeswirtschaft mündet in diesen das ganze Dorf erfassenden Rhythmus ein. Aber es ist ein sinnvolles Mitmachen, und für den Dorfeingesessenen haben diese Gespanne, die auf die gleiche Weise ausziehen, diese durchweg schwarzbunten Kühe, die zur Weide getrieben werden, diese mit Heu, Roggen oder Hafer beladenen Erntewagen, die in den Sommermonaten auf jeden Hof gefahren kommen,

¹⁴⁸ 146) *Hai hiät uës ne Peäose hulpen* heißt, er hat und einen halben Tag geholfen. Die Bezeichnung Pause nicht nur für das „Intervall zwischen zwei Thätigkeiten“ sondern für die Zeit der Thätigkeit selbst belegt Schiller-Lübben III, 363 schon für das Mittelniederdeutsche

nicht das Einförmige, Typische, das dem Fremden so sehr ins Auge springt. Man wundert sich immer wieder, mit welcher Genauigkeit selbst die Bauernfrauen auf weitere Entfernungen hin sagen können: *Et sind dai Rarvens Piärre, dai Schmeppelinges Kögge*. Wer nicht täglich in dieser Dorfeswelt lebt und arbeitet, der entdeckt die feinen Unterschiede nicht, die die Tiere, die Wagen und Geräte des einzelnen Hofes kennzeichnen. Für den Bauern aber ist es eine Selbstverständlichkeit, daß er darauf achtet. *São Luie, söo Vaih*, sagt er, und bezieht auch das ein in die Lebendigkeit des Zusammenwohnens.

En Lente daun und *en Hiärwest daun*, *Säggen* und *Mäggen*, das sind die beiden großen Aufgaben des Jahres, die bei gutem Wetter rascher, bei ungünstigem oft nur mit großer Geduld geleistet werden können. *Friggen un Haimaken geschuiht faken ümmesüs*, heißt es. Manche andere Arbeit noch muß [59] doppelt und dreifach getan werden, wenn die Witterung nicht passend ist. In der Erntezeit gibt es „drucke“, heiße Tage voll Anstrengung, in der Winterzeit geht es desto ruhiger zu.

Eine Bauernarbeit bleibt das ganze Jahr über: die Versorgung des Viehes. Im Sommer, wenn man die Tiere auf die Weide jagen kann, hat man damit zwar weniger zu tun als im Winter, wenn das gesamte Futter vom Balken¹⁴⁹ und aus dem Keller geholt werden muß, aber dennoch kann auch im Sommer die Bäurin, die das Haus hütet, nicht allein leisten was morgens, mittags und abends an Arbeit fällig ist, wenn die Tiere alle ihr Futter haben wollen, die Kühe gemolken werden müssen und das Essen für die Leute auf den Tisch soll. Daran muß die ganze Hausgemeinschaft helfen. Morgens vor 7 Uhr hat das Viehmädchen die Kühe und die Schweine zu versorgen — wo viele Kühe zu melken sind, teilen sich auch wohl zwei in diese Arbeiten. Ein *Mannsmenske* säubert die Ställe, aber das Haus kehren, die Betten machen, den Kaffee kochen ist wieder Frauensache. Auch sind für gewöhnlich eine Reihe Kinder zum Schulgang fertig zu machen. Der Knecht füttert die Pferde; der Bauer veranlaßt, daß die Geräte zurecht gerückt werden für die Tagesarbeit, sieht in Ställen und Schuppen nach dem Rechten, greift hier zu und da zu, wie es nottut und verteilt die Aufgaben für den Draußenbetrieb, während die Frau sich die Leute für Haus, Stall und Garten zu sichern sucht. Mittags wiederholt sich das alles. Den Frauen bleibt selten Zeit zu einer Ruhepause. Nur der Bauer und der Knecht legen sich eine Weile aufs Ohr, wenn nicht Sensen zu dengeln, Messer zu schleifen, Wagen aufzustellen, Maschinen auszubessern sind. Am Abend endlich muß die Arbeit in Stall und Küche zum dritten Male getan werden, und so besteht selbst in der Zeit der ausgesprochenen Draußenarbeit die enge Verbindung mit dem Hause. Die Tagelöhner, von diesen vor allem wieder die Frauen, halten in den Zwischenzeiten ihr eigenes Hauswesen in Gang. Der Hauptakzent aber liegt im Sommer auf der Draußenarbeit. Das Eingheimste stopft man oft in großer Eile in das Haus, verkauft den anderen Teil, baut Korndiemen¹⁵⁰ und drängt, wenn die kältere Jahreszeit sich bemerkbar macht, nur immer darauf, daß alles „von der Erde“ kommt, so wie man im Frühjahr nicht eher Ruhe hat bis alles „an der Erde ist“. Die letzten Herbsttage dienen dann dazu, das Gemüse¹⁵¹ zu lagern, die Kartoffeln auszulesen, und wenn allmählich alles an Ort und Stelle ist, holt man die Garben wieder heran, die noch nicht gedroschen sind, und in den ersten Winterwochen summen noch einmal die Dreschmaschinen. Vor Weihnachten bringt das Verladen der Christbäume Leben ins Dorf. Aber die Frauen haben es schon ruhiger und freuen sich nun, daß die *Biutenaarbet* vorbei ist und das Haus zu seinem Rechte kommt. Wenn draußen dicker Schnee liegt und selbst Waldarbeit unmöglich wird, dann sagen die Mannsleute: *Et is nix te maken* und füllen die Zeit mit „Politik“ und sonstigem Reden, wo sie sich treffen, lesen die Zeitungen genauer als sonst,

¹⁴⁹ 147) „Balken“ ist im Sauerlande wie anderswo die auch ins Hochdeutsche übernommene Bezeichnung für den Dachboden.

¹⁵⁰ 148) Die landläufige Bezeichnung für diese Diemen ist *Triäthäop*.

¹⁵¹ 149) Zum „Gemüse“ rechnet man in Endorf auch die Runkeln und Steckrüben, die als Viehfutter dienen.

spalten ein wenig Holz, basteln hier und basteln da, gehen in die Schmiede oder zu irgend einem anderen Handwerker, wenn ein Grund vorliegt auch wohl ins Wirtshaus und finden sich in den Abendstunden dann in der Stube ein. Wer in ein Haus kommt, um eine Bestellung zu machen, den wird man jetzt besonders oft auffordern: *Vertell uës não en biëtken*. Die alten Leute und die Kinder, die sich im Sommer allein beschäftigen mußten, kommen mehr zu ihrem Recht, und das gesamte häusliche Leben erfährt eine bessere Pflege.

Die Frauen freuen sich auf den Winter, die Männer finden ihn streckenweise recht langweilig. Ihr eigentliches Gebiet ist die Draußenarbeit, und eher ist es möglich, daß die Bauernfrau *Mannsluieaarbet* tut, als daß der Bauer sich zum *Frauluiewiärk* herabließe. Unerhört wäre es in der bäuerlichen Vorstellungswelt, wenn er etwa den Herd scheuerte oder die Schüsseln abtrocknete. Das mag in anderen Kreisen möglich sein, hier wäre es eine untragbare Umkehrung der Ordnung. Eher ist schon in Bezug auf die Stallarbeit ein Überwechseln aus der Zuständigkeit der Frau in die des Mannes möglich. Der Zweig der Viehwirtschaft, der im Augenblick nichts gilt, interessiert den Mann weniger, nur die Pferde gehören ihm auf jeden Fall. Aber wenn es gilt, einen Erwerb zu stützen, eine neue Verdienstmöglichkeit auszubauen, da ist er auch sonst bei der Hand. Wo der Abmelkstall oder die Rindviehzucht besonders betont werden, hält es der Bauernsohn nicht mehr für unter seiner Würde, selbst das Melken zu lernen. Oft zwingt freilich nur die Leutenot dazu, man „muß sich helfen können“ für den Fall, wenn die Dienstboten versagen. Doch auch auf anderen Gebieten läßt sich zeigen, daß nicht eine Arbeit an sich, sondern ihre Bedeutung im Hofganzen den Bauern veranlaßt, sie auf die Frauenseite abzuschieben oder ihr selbst vorzustehen. Der Gemüsebau für den Haushalt geht den Mann nichts an, das übliche *Hahnertuigs* (= Hühnerzeug) duldet er, aber einen Morgen Blumenkohl oder Stangenbohnen, eine Geflügelfarm nimmt er ernst. Selbst die innere Pflege des Wohnhauses kann zum anerkannten Gesprächsthema unter Männern werden, wenn es als Fremdenpension dem Erwerb dient.

Bei unseren kleinen Betrieben stehen für Haus und Feld keine gesonderten Arbeitskräfte zur Verfügung, und der Haushalt verläuft nicht getrennt neben dem Betriebe wie auf größeren Gütern. Deshalb sind als Dienstboten weniger Spezialkräfte gefragt als vielmehr Leute, die „alle vorkommenden Arbeiten“ verstehen. In den Nachkriegsjahren haben zwar mittlere Höfe zuweilen einen „Schweizer“¹⁵² eingestellt, es ihm aber [60] als unerhörten Anspruch ausgelegt, wenn er betonte, daß „eigentlich“ nur die Versorgung des Kuhstalls seine Tagesaufgabe sei. Solche Gutsmaßstäbe wurden von unseren Bauern abgelehnt, wenn sie sich auch Gutsbesitzer zu nennen pflegten. Die beste Hilfe für einen Hof sind bei uns der Junge und das Mädchen, die „alles“ können. Das bedeutet bei dem Jungen, daß er alle Pferdearbeit kennen und mit den landwirtschaftlichen Maschinen fertig werden muß. Beim Zweitknecht wird man es auch schätzen, wenn er melken kann. Die Mädchen wollten das vielfach nicht mehr tun. Auch einzelne Bauerntöchter gingen nicht mehr in den Stall. Heute zwingt die Leutenot von selbst wieder dazu, und es steht ja die grobe Bauernarbeit auch wieder in Ehren da. Die Stall- und Feldarbeit gilt immer als die gröbste. Wer etwas Besseres sein will unter den Mädchen, wird Lehrköchin oder Stütze, das bedeutet Beschränkung auf Hausarbeit, vor allem auf die Küche. Auf unseren Höfen will man dies Fräulein nicht, aber die Bäurin sieht es gern, wenn das Mädchen nicht nur füttern und melken, sondern auch etwas nähen und kochen kann. Sie hat meist nur im Winter etwas davon und an Regentagen, denn sonst verfügt der Bauer zuerst über die Arbeitskräfte des Hauses, und wenn die Frau auch beantragt: *Diu maß mi vandage biäne imme Hiuse loten*, so wird er oft genug sagen: *Lott wuat leggen, iëk hewwe kainen üewrig*. Wer viel mit Bauern umgeht, dem muß es auffallen, wie sich *Mannsluieaarbet* und *Frauluiewiärk* gegenüberstehen. Das *Wisken* und *Schruppen* (Wischen und Scheuern),

¹⁵² Als „Schweizer“ wurden etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die für die Milchviehhaltung und Milchverarbeitung verantwortlichen Bediensteten bezeichnet. (wdg)

das *Streyken* (Streichen = bügeln) und erst recht das ganz moderne Bohnern und Teppichklopfen werden vom Standpunkt des Bauern aus angefochten, ähnlich wie die gestickten *Diëkskes* (Deckchen) und die Spitzengardinen (vgl. S. 41). Von einer Frau, die darauf allzu großen Wert legt, sagt man, sie sei keine „Bauern“frau. Es soll zwar alles in des *Reyge* (= in Ordnung) sein, aber ein noch so gepflegtes Haus, dem ein verkommener oder mangelhafter Betrieb gegenübersteht, ist nicht von Dauer, und wenn man schon Unordnung im Hause nicht gern sieht, so wirkt sie sich, wenn sie vorübergehend und nicht durch Faulheit verschuldet ist, in der Dorfgemeinschaft doch weniger entehrend aus als Nachlässigkeit im Hofeswerk.

Besonders wo viele kleine Kinder sind, läßt man den Frauen leicht etwas nach. Daß die Frau, obwohl sie mit ihrer Betonung der Häuslichkeit oft vom Bauern abgewiesen wird, dennoch auch heute noch die „größte hülferin“ ist am blühenden Zustande des Hofes, gibt jeder gern zu. *De Frugge kann met der Schüatte mehr iut 'm Hiuse driän arre de Mann met väier Piärren infoiern* sagt man. Darin liegt unausgesprochen die Hochachtung ihres Wirkens.

Auch vom Manne kann man behaupten *Hai is kain Biuer*. Er ist kein „Bauer“, wenn er zuviel Anschläge hat oder aber, wenn er im Gegenteil ein *Huafklüngeler* ist, der sich nur immer um sein Haus herum zu tun macht, der keinen Unternehmungsgeist hat und nicht unter die Leute zu kommen weiß. Der Großvater und der Onkel dürfen das allenfalls sein, aber der Bauer muß den Hof nicht nur verwalten, sondern auch vertreten können. In dieser Richtung wird auch Gewandtheit im behördlichen und schriftlichen Verkehr sehr hochgeschätzt, obwohl man das Schreiben sonst nicht recht als „Arbeit“ unterbringen kann im bäuerlichen Bezirk. Es gehört in den Feierabend oder auf den Sonntag und wird möglichst umgangen. Lieber bespricht man etwas mündlich, Schreiben hat leicht den Charakter der Spitzfindigkeit, und einer muss schon *ne halwen Awwekoten* (Advokat) sein, wenn er sich damit durchretten will. Eine andere „Kunst“ ist für unseren Bauern der Handel. Er ist nicht Händler von Beruf, wie man dem Sauerländer oft verallgemeinernd nachsagt. Doch die Freude an dem Mehrgewinn, den er *män met en wännig Kuern* für sein Erzeugnis erhalten hat, zeigt er unverhohlen. Die Grundlage aller Bauernarbeit ist und bleibt jedoch das solide Hofeswerk. Die „flotten Zeiten, die in Wirklichkeit arme Zeiten sind, führen vorübergehend davon weg. Der gute Bauer traut solchen Zeiten nie ganz.

Daß Frau und Mann auf dem Bauernhofe mehr Hand in Hand arbeiten müssen als im bürgerlichen Leben, ist leicht einzusehen. Die Frau weiß immer um den Stand der Äcker, der Mann muß in seinen Arbeitsplan die häusliche Arbeit miteinsetzen. Führt auch der einzelne Tag die Glieder der Hausgemeinschaft auseinander: den einen in den Wald, den andern aufs Feld, den dritten mit dem Fuhrwerk nach Sundern, so bringt sie der Mittag oder der Abend doch wieder bei der Hausarbeit zusammen. Zu den Hauptmahlzeiten sammelt man sich dann um den großen Tisch. Die Leute, die vom Felde gekommen sind, machen sich in Haus und Hof noch zu tun, bis sie zum Essen gerufen werden. Dann fegen sie, wenn es nötig ist, mit dem Reiserbesen den Dreck von ihren Schuhen und bürsten nach sehr staubigen Arbeiten auch wohl die Kleider ab. Die Mädchen legen die Arbeitsschürze, den „Überbinder“, auf die Seite und streichen sich die Haare glatt. Kopftücher und Hüte müssen abgelegt werden; wo die Mannsleute mit Hüten auf dem Kopfe zu Tische sitzen, geht es sehr rauh her, da mochte man nicht sein. Zuletzt wäscht sich einer nach dem anderen in der Küche die Hände, und dann setzt man sich zu Tisch. Doch sind die Dienstboten nicht gern die ersten, andererseits dürfen sie auch den Bauern und die Frau nicht warten lassen. Es sollen alle da sein, wenn das Zeichen zum Beten gegeben wird, und wer ohne Grund zu spät kommt, wird getadelt.

Besonders bei den Kindern hält man streng darauf, dass sie nun Beten da sind und nicht eher weglaufen, bis das Dankgebet gesprochen ist.

Die Tischordnung verdeutlicht die häusliche Hierarchie aufs klarste. Obenan, *viär Kops*, sitzt der Bauer, rechts und links von ihm die erwachsenen Familienglieder, auf der Bank hinter dem Tisch gewöhnlich die Männer, vor dem Tisch auf Stühlen die Frauen, beginnend mit der Bäurin. Auf der Bank schließen sich [61] dann die Kinder an, vor dem Tisch die Mägde. Am unteren Kopfe ist der Platz des Knechtes. Bauer oder die Bäuerin geben das Zeichen zum Gebet und beten selbst vor oder fordern ein Kind dazu auf.

Als erster nimmt der Bauer von den Speisen. Er allein gibt seinen Platz nie preis. Wenn ein Besuch mit am Alltagstisch ißt, oder ein befreundeter Arbeitsmann eingeschoben werden muß, rückt gewöhnlich die Frau des Hauses herunter. Frauen, die einem im Taglohn aushelfen, sitzen dagegen unter der Bäurin. Man ißt recht schnell. *Biu de Backen são de Hacken*, heißt es ja. Der Bauer, der zuerst nimmt ist vor dem Knecht um einiges im Vorteil, aber der Knecht darf nicht später fertig sein. Das wäre ihm gegen die Ehre. Wenn einer zu spät gekommen ist ohne Schuld, dann fordert ihn der Bauer eigens auf: *Diu kanns noiäten* (nachessen), *vey wellt biän*, damit ist es gut. Anders würde mau es nicht gern tun. Nach dem Beten stehen alle auf.

Einzelne Höfe haben in der Nachkriegszeit versucht, Familie und Gesinde zu trennen bei den Mahlzeiten. Gewöhnlich aber in man wieder zur alten Sitte zurückgekehrt, zumal man heute ja nur sehr wenige fremde Leute hat. In Kleinleutefamilien, die ganz unter sich bleiben, ißt man hier und da noch die Bratkartoffeln aus derselben Schüssel. Im übrigen aber erzählt man sich von dieser früheren Mode als einem armseligen Zustand. Jeder bekommt jetzt seinen Teller, seinen Löffel und seine Gabel. Mit dem Messer aber hilft man sich wohl noch aus, das gehört nicht unbedingt zu jedem Gedeck¹⁵³. Einen zweiten Teller bekommt nur der Ehrengast. Die Bauersleute selbst essen ihre ganze Mahlzeit von einem Teller mit demselben Besteck. Auch der sonntägliche Pudding macht gewöhnlich keine Ausnahme. *Et kümmet doch alles in äinen Magen*, entschuldigt man sich gelegentlich. Über Leute, bei denen es zwar sehr vornehm aber auch knapper hergeht, spottet man: *Häoge Ehre, drai Tellers un kain Fläisk*.

Der Raum, in dem der große Eß Tisch steht, ist Dienstboten wie Kindern ohne besondere Erlaubnis zugänglich. Da werden noch viele Dinge aufbewahrt, die in die alltägliche Arbeit gehören. Wenn man einen Bindfaden, eine Schere oder sonstiges feineres Handwerkszeug, einen Bleistift, eine Kleiderbürste oder den Schlüssel zum Kornboden braucht, wird man das dort finden. Die Kinder vor allein haben hier ihre Sachen. Da, wo man noch in der Stube ißt, bleibt sie also mit dem Alltag in Berührung. Aber geht man einmal dazu über, die Mahlzeiten in der Küche einzunehmen, rechnet man bald die Stube mehr zu jenem vorderen von der bäuerlichen Arbeit unberührten Teil des Hauses, den wir im ersten Abschnitt geschildert haben. Wenn auch die Familie an Sonntagen noch in der Stube sitzt, die Dienstboten gehören jetzt nicht mehr recht mit hinein.

Daß die Beschränkung der alltäglichen Hausgemeinschaft auf die Wohnküche im Grunde keine Vereinfachung des Wohnens bedeutet, sondern nur ein neues Zimmer für Fest- und Feierzeiten und für unbäuerliche Ausstattung frei werden läßt, haben wir schon gesagt. Für die schmutzigere Arbeit, die früher in der Küche geschah, ist heute eine zweite Küche da, die

¹⁵³ 150) Grimme (a. a. O., S. 125) berichtet, daß in den alten „Patriarchenhäusern“ jeder das Fleisch mit seinem Taschenmesser schneiden mußte. In den meisten Fällen wird man sein Fleischstückchen aber mit der Hand oder der Gabel zum Munde geführt haben, wie es alte einfache Leute zuweilen heute noch tun. Es gab ja in Bauernhäusern meistens geräuchertes Fleisch.

Viehküche. Und so besteht bei der „Wohn“küche die Verschiebung mehr in der äußeren Lage und Ausstattung als in der grundsätzlichen Änderung des Arbeits- und Wohnplatzes. Der Küchenherd von heute ist der Funktion nach soviel Ofen wie Herd, so daß er sich in dieser Hinsicht von dem Kochofen der älteren Stube nicht unterscheidet (vgl. S. 36 f.). Für den bäuerlichen Alltag kommen auch heute noch meist zwei Räume infrage. Ist die Küche ausgesprochene Wohnküche, spielt sich ein großer Teil der täglichen Verrichtungen in der Viehküche ab, ist sie noch im alten Sinne Wirtschaftsküche, wird die Stube voll mit einbezogen. Daß die Räume des Hauses darüber hinaus an Zahl zunehmen, geschieht nicht dem Alltag zuliebe, das hat andere Hintergründe.

Die Ruhezeiten.

Der Arbeitstag mündet in den Feierabend. Daß auch der Feierabend je nach dem Stand des Jahres und der damit verbundenen Lage der Arbeit verschieden ausfällt, läßt sich denken. Im Sommer sitzt man auf der Bank vor dem Hause, im Winter versammelt man sich um den Stubentisch. Wollte man nur die Räume des Hauses als Wohnung gelten lassen, dann wäre im Sommer wenig von Häuslichkeit zu verspüren. Alle Leute sitzen draußen, die Alten und die Jungen. Die Feierabendbank gehört zur Wohneinrichtung wie anderswo die Veranda oder die Terrasse. Wir haben im 1. Teile schon berichtet, wie sie ihren Charakter mit der Entwicklung der modernen Bauweise verändert, und es bleibt uns jetzt noch übrig zu zeigen, welche Rolle das für die Gemeinschaft spielt.

Wenn man sich am Feierabend um den großen Tisch, an dem man auch ißt, oder auf der Bank neben dem Deelentor sammelt, dann wird damit klar, das; man nicht von seinem Arbeitstage abrückt, sondern in der Welt des Hofes bleibt. Die Ruhezeit dient dem Werk und ist keine Privatsache, auch die Gemeinschaft des Arbeitstages bleibt bestehen. Bauer und Knecht, Bäurin und Magd sitzen zusammen. Wohl scheidet sich Jung und Alt zuweilen: hier erzählen sich die Alten, dort versammeln sich die Jungen zu Liedern und Spielen. Ein [62] Rangunterschied aber wird nicht hervorgekehrt. Steht die Bank „auf der Treppe“ oder in den „Anlagen“, dann verliert sich diese Gemeinsamkeit leicht. Da kommt auch nicht mehr der Nachbar wie von ungefähr über den Hofplatz und läßt sich nieder. Im Vorgarten sitzt man hinter einem Zaun, der von der Umwelt trennt. Etwas Ähnliches bedeutet es, wenn sich die Familie abends in eine besondere Stube zurückzieht und die Arbeitsräume den Dienstboten überläßt. In den Arbeitsräumen geht ein Nachbar noch frei aus und ein, an der Rückzugsstube klopft sogar der Diensthote des Hauses an, wenn er etwas will, und rechnet sich dort nur dazu, wenn er eigens aufgefordert wird. Der Charakter der einzelnen Räume läßt sich nicht auf eine allgemein gültige Formel bringen, es gibt viele Zwischenlösungen. Aber man spürt deutlich, wohin die Entwicklung geht. Feierabend und Sonntag bedeuten dem Bauern allmählich etwas anderes als bisher. Man will dann aus der Welt der Arbeit hinaus und tastet nach anderen Werten, nach einem „privaten“ Familienleben. Besonders klar kommt das auch am Sonntag zum Ausdruck. Das Essen wird womöglich noch in der Wohnküche eingenommen, aber dann zieht die Familie in die Stube und damit in den geschonten arbeitsfernen Teil des Hauses, der im modernen d. h. auf Scheidung von Arbeit und Ruhe gerichteten Sinne wohnlich ausgestattet ist und im Arbeitszeug nicht betreten werden darf. An Sonntagen wird auch bei den neuesten Häusern der repräsentative Eingang zum Wohnteil, die vordere Haustür, benutzt. Man sieht ein, daß sich diese moderne Haustür mit dem bäuerlichen Alltag nicht gut vereinen läßt und behält ihr darum die feiertägliche Funktion vor. Überall zeigt sich dies Streben nach der Aufteilung in einen sonn- und feiertäglichen und einen Werktagsbereich. Früher entstand die Sonntagsstube von Woche zu Woche neu aus der wohlauferäumten und gescheuerten Werktagsstube, heute hat man für jeden Zweck ein besonderes Zimmer. Der

Stellenwert der einzelnen Ecken eines Raums verschwindet dabei. Wenn hinter dem Eßisch z. B. das Sofa steht und nicht mehr die Bank, dann hat der Bauer gewöhnlich auf diesem Sofa seinen Platz. Die ganze alte Tischordnung ist damit hinfällig, und der Raum ist nicht mehr verteilt. Wie soll ein neuer Knecht dann wissen, wo sein „unten“ ist, wo er mit Fug und Recht sitzen darf. Es muß von Fall zu Fall neu bestimmt werden, wenn man nicht dazu übergeht, aus diesem „privaten“ Wohnen, das mit der Arbeit nichts mehr zu tun hat, das Gesinde überhaupt ganz auszuklammern. „Wohnlich“ wohnen ist eine Privatsache der Familie, mit der Arbeitsgemeinschaft läßt sich das nicht vereinbaren. Je mehr auf der einen Seite der Gedanke des „trauten Heimes“ auch in die bäuerlichen Kreise eindringt, umso weniger ist man auf der anderen geneigt, die Schwierigkeiten auf sich zu nehmen, die das Zusammensein mit Dienstboten, besonders da sie heute meistens landfremd sind, nun einmal mit sich bringt. Es könnte scheinen, als ob der Familiensinn dabei zunächst bestärkt würde. Den einzelnen Familiengliedern gestattet man keine Absonderung. Selbst wo eine zweite Stube selbsttätig mitgeheizt wird, bleibt man in der einen beisammen. Der Hauptgegenbeweis aber ist, daß mit der Loslösung aus dem Arbeitstag der gemeinsame Rahmen für die Feierzeitrunde nun ganz fehlt. Sie hat dann selten noch eine einheitliche Ausrichtung, jeder tut was er mag, ohne Beziehung auf das gemeinsame Werk. Der eine liest, der andere bastelt, die Mädchen handarbeiten, die alten Leute erzählen, und womöglich läuft nebenher noch Radiomusik.

Der Lautsprecher hatte in der ersten Zeit etwas Verwunderliches und Lockendes für die Leute, und es kamen hin und wieder abendliche Runden zustande, die eine Weile gemeinsam zuhörten, mehr des Phänomens als der Rede wegen. Nun wo der Reiz des Neuen verschwunden ist, lauscht man wohl dem feierlichen Wort des Führers und seiner Mitarbeiter in schweigender Gemeinsamkeit. In anderen Fällen aber hält es schwer, eine bäuerliche Stubengemeinschaft, in welcher der Bauer und der Knecht, die Bäuerin und die Magd, die Großmutter und der alte Onkel, die Kinder aller Altersstufen und womöglich ein Nachbar versammelt sind, gleichzeitig zu befriedigen durch den Rundfunkvortrag. *Stell dät olle Dingen af, vey weilt uës wuat vertellen* heißt es, sobald ein Vortrag beginnt. Nur die Musik läßt man, wenn sie nicht allzu aufdringlich ist, als eine Unterhaltungsmöglichkeit für einen Teil der Anwesenden weiterlaufen. Das stört die anderen in ihrem Gespräch nicht. Wenn der Bauer den Wetterbericht und die Nachrichten hören will, so muß er erst durch ein Kommandowort Ruhe schaffen, für kurze Zeit mag das allenfalls gelingen. Im übrigen kann man keinem seine besondere Unterhaltung verwehren in der Bauernstube, wenn er nicht soviel Lärm macht, daß die anderen ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen können. Das junge Volk begibt sich zu lauten Spielen in die leere Küche oder auf die Tenne. Da sitzt dann der Monnikaspieler¹⁵⁴ auf dem Futterkasten und die anderen tanzen, zur Not kann man auch Fußball spielen oder Fangen und Verstecken. Doch lassen die Regensonntage und die dunklen Winterabende immer wieder das Warten auf den Sommer laut werden. Dann ist der Spielplatz unbegrenzt.

Wer im Bauernhaus alten Stils allein sein will, der muß sich einen Platz suchen, wo ihn so schnell keiner vermutet. Mit Fug und Recht kann sich einer nur auf „seiner“ Kammer die Einmischung anderer verbitten, vorausgesetzt, daß dort nur sein Bett steht und nicht noch ein zweites. Freunde darf er in die Schlafkammer nicht mitnehmen. So frei die Nachbarskinder auch aus- und eingehen im Bauernhause, das Betreten der Schlafzimmer gestattet man ihnen nicht ohne weiteres, und andere Dorfesleute dürfen erst recht nicht mit hinein. Zu persönlichen Gesprächen, die nicht jeder hören soll, überläßt man Familiengliedern wohl auf eine [63] kurze Zeit das „Stübchen“. *Konn ve mol iäwen in 't Stüäweken gohn.* fragt der Besucher, der den Bauern allein sprechen möchte. Freundschaftliche und vertraute

¹⁵⁴ 151) Die „Monnika“ ist die Mundharmonika, die Ziehharmonika nennt man im Dialekt fälschlich *Diudelsack*.

Unterhaltungen zwischen jungen Leuten aber spielen sich gewöhnlich draußen auf der Deele, im Stall, unter dem Schuppen, an der Haustür ab, wenn das Wetter schlecht ist; es finden sich dafür schon Möglichkeiten.

Die jungen Leute haben das Recht, an den Sonntagen und dann und wann auch abends in andere Häuser zu gehen, wo sich mehr junges Volk zusammenfindet. Man sah aber immer darauf, daß es möglichst Bauernkinder und bäuerlich denkende Jugend war, die sich zusammentat. Heute kann man den Einfluss anderer nicht mehr verhindern und will es auch nicht in dem Grade wie früher. Weniger und weniger spielt in die Feierzeit noch der Gedanke an die Arbeit hinein. Es wird zwar nie eine völlige Trennung zwischen dem Arbeitstag und dem Feierabend geben können im bäuerlichen Leben. Auch wenn man sich in die „Sonntagsstube“ setzt oder auf die Feierabendbank in den „Anlagen“, ist man noch auf seinem Hof und spürt etwas von Garten und Feld und vom Vieh im Stall. Es gelingt nicht ganz, ein Privatleben neben den Arbeitstag zu stellen, aber bezeichnend ist, daß, wo in der täglichen Arbeit das Eigenleben immer mehr zurückgedrängt wird, auf der anderen Seite diese Bestrebungen da sind. Es sind immer mehr Maschinen aufgekommen, bei denen es gleichgültig ist, wer den mechanischen Handgriff leistet, der zu tun bleibt, der kundige Bauer selbst oder ein ungelernter Landarbeiter. Sie nehmen dem Menschen seinen eigenen Rhythmus weitgehend. Das Haus spaltet sich dann auf in Räume, die allein dem wirtschaftlichen Zweck oder allein dem arbeitsfernen Wohnen dienen. Es ist nicht mehr persönliche Geschicklichkeit und hergebrachtes Übereinkommen vonnöten, um einem Raum bald diese, bald jene Note zu geben, wie es der Wechsel von Werk- und Feiertag erfordert. Auch unterscheidet man schon die reine Nutzpflanzung von der Zierpflanzung. Wie sollte da nicht das Leben des Einzelnen diese allgemeine Tendenz aufnehmen und Arbeit und Feierabend bewußter voneinander absetzen. Je mehr dabei die Arbeit zu einer von der persönlichen Hingabe und Überlegung losgelösten Tätigkeit wird, je mehr sie von der Maschine her in ihrem Rhythmus bestimmt wird, umso stärker springt am Feierabend die persönliche Neigung hervor, und man kann auch auf dem Lande schon sehen, wie aus der „Feier“zeit, der Arbeitspause, die „Freizeit“ wird, in der man „frei“ ist und erst in seine eigentliche Welt eintritt. Manche alten Sitten schwinden damit. Einzel-Vereine sind entstanden, die regelmäßig zusammenkommen und besondere Ziele pflegen, und es ist nur gut, daß es bei den modernen Haustüren mehrere Hausschlüssel gibt. Im alten Hause schob der Bauer abends die Schalter¹⁵⁵ am großen Deelentor zu, schloß die Fenster und Klappen und ging als letzter „durch die Treppe rauf“. Wenn einer mit seiner Erlaubnis draußen war und noch nicht zurücksein konnte, blieb das Deelentor solange offen, die Riegel ließen sich nur von innen schließen und öffnen. Im Verschließen des Hauses zeigte man damals noch weniger Sorgfalt, als heute. Der Bauernbursche, dem man die Türen zuzumachen drohte, wußte: *Iëk finne doch não en Luak*. Ob es mit dem „Loch“, das das Rauchloch der Firstspitze sein konnte, zusammenhängt, wenn man früher und heute dem Zuspätkommenden sagt, er könne nächstens auf dem Hahnebalken schlafen, das bleibe dahingestellt. Eine sichere Deutung läßt sich dafür nicht finden. Wenn einer nicht die Erlaubnis des Hausherrn hatte, dann mußte er sehen, wie er sich half. Es gab für ihn keinen geraden Weg mehr ins Haus. Die Generalvollmacht des Schlüssels stand den einzelnen Hausgenossen noch nicht zur Verfügung.

¹⁵⁵ 152) *De Düär tauschällern* heißt es in der Mundart.

Festliche Gelegenheiten, Hausglaube und Hausbrauchtum.

Wozu, wird man sich nach dem bisher Gesagten fragen, hat das Bauernbaus denn jenen repräsentativen Eingang, jene Prunkstube entwickelt, von der wir bei der Besprechung des Grundrisses geredet haben? Für den bäuerlichen Werktag braucht man das alles nicht. Nachbarn und gute Freunde kommen durch die Wirtschaftstür, sie beanspruchen keinen feierlichen Eingang. Nur wenn ein „Herr“ kommt, ein Geistlicher oder ein Mann von der Regierung, ein „Besuch“, dann wird auch am Werktag die vordere Türe am Wohnteil geöffnet, und wenn es Sonntag ist, dann geht der Bauer hier selbst aus und ein. Die vordere Tür ist trotzdem die anerkannte und richtige Haustür in der Meinung der Leute. Einen Sarg z. B. darf man nicht aus dem seitlichen Tennentor hinaustragen, wo der Wohnteil diese „vordere“ Tür hat, so wie man ihn beim alten Hause nicht durch die Übertür hätte hinausschaffen dürfen. Der Weg durch die Viehküche oder über die Tenne ist heute inoffiziell, man betritt bei dem modernen Hause unmittelbar die Wohnung, wenn man einen anerkannten Besuch machen will, und ist man aus irgendeinem Grunde doch „hintenherum“ gekommen, wird man wenigstens „vorn“ wieder hinausgeleitet. Was ein geehrter Gast des Hauses beanspruchen kann, ist, daß man ihn möglichst wenig mit der Arbeit und mit dem Gesinde zusammenbringt. Auch die jüngeren Kinder essen gewöhnlich nicht mit ihm am Tisch. Im allgemeinen geht die Entwicklung aber dahin, sich bei verwandtem und freundschaftlichem Besuch heute nicht mehr allzusehr umzustellen. Man benutzt nicht das festlichste Geschirr, nicht die beste Stube, sondern von allem die Mittelsorte. Das beste Porzellan, die feinsten Tischtücher und das silberne Besteck bleiben für die Feste des Hauses, und werden bei freundschaftlichem Besuch nur gezeigt. Man sitzt in solchen Fällen auch lieber in der Stube als in der Fremdenstube, doch muß man zuvor die Bereitwilligkeit [64] gezeigt haben, den Gast in der besten Stube zu empfangen, wenn er es wünschen sollte. Die Richtung, die den Gast mehr in die Familiensitte einbezieht, ist jung und von der Stadt angeregt. Auf der anderen Seite ist ihr die bäuerliche Entwicklung entgegengekommen. Seit man selbst ein arbeitsfernes Wohnen kennt, braucht man es für den Gast nicht als Ausnahmefall jeweils neu zu schaffen. Die Tischgemeinschaft der älteren Zeit scheint zu sehr auf der Seite der Arbeit gelegen zu haben, als daß man den Gast daran hätte teilnehmen lassen wollen. *Diu bis op Besuch, diu saß nit arbyen*, heißt es immer wieder. Wer auf Besuch ging, der zog sein bestes Kleid an und wollte und sollte nicht arbeiten, sondern sich einen Feiertag machen. Kam er am gewöhnlichen Werktag, dann „passten“ ihm der Bauer und die Bäuerin meistens allein auf, die anderen mußten ihrer Arbeit nachgehen. Wurde die Bäuerin im Sommer von einem Besuch überrascht, so ließ sie in der Regel den Bauern vom Felde holen, daß er die Unterhaltung des Gastes bestreite, während sie selbst für die Bewirtung sorgte. Das alles erscheint losgelöst aus dem Arbeitstag und ist es doch weniger, als man meint. Der Besuch soll selbst nicht arbeiten, aber er will sehen und hören, wie der Verwandte Hof sich die Arbeit einrichtet. Darum muß ihm der Stand der Felder und Wälder, des Viehes in den Ställen, der Ernte auf dem Boden, des Eingemachten in der Kammer, der Würste und Schinken im Rauch gezeigt werden. Wenn das Essen vorbei ist, dann steht man auf und beginnt den Rundgang. Neue Maschinen, Umbauten, Veränderungen im Betrieb werden geprüft und besprochen, und nicht selten greift die Besichtigung auch auf den Hof des Nachbarn über. Wenn jemand Besuch hat, wenn *bai Früemderes* da ist, hält sich der Nachbar im übrigen sehr zurück, unterläßt auch seine gewohnten Gänge und erledigt das, was nicht aufzuschieben ist, bei dem Dienstvolk in der Küche. In dringenden Fällen läßt man sich den Bauern oder die Frau heraufrufen. Der freundschaftliche Verwandtenbesuch wird als Sache der Sippe aufgefaßt. Darum haben auch die Dienstboten keinen Anteil daran.

Zur Angelegenheit des ganzen Hauses aber wird die Verwandteneinladung dann, wenn es Geburt und Hochzeit zu feiern oder einen Toten zu betrauern gilt. Wir haben in den ersten

Abschnitten dieses Teiles schon davon gesprochen, wie zu solchen Feierlichkeiten die Nachbarn und die Sippengenossen hinzugezogen werden, und wie auch die Arbeitsleute daran ihren Anteil haben. Und hier ist es auch Pflicht, daß das Haus sein Bestes hergibt. Wer an solchen Tagen die Prunkstube und das gute Geschirr schonen wollte, wer dann die Nachbarn „hintenherum“ empfinde, würde sich ins Gerede bringen. Zu diesen Zeiten steht das Haus auch den Nachbarn ganz offen. Während man dem Verwandtenbesuch jederzeit ohne Umstände alle Räume des Hauses zeigen muß, hält man in dieser Beziehung den Nachbarn gegenüber mehr zurück. Für die Nachbarn und andere Dorfesleute gibt es nur bestimmte Zeiten und bestimmte Gründe, die ihnen die „Fremdenstube“ und die Schlafkammern eines Hauses zugänglich machen. Wenn etwas neugebaut worden ist, wenn beim Einzug der jungen Frau neue Sachen ins Haus gekommen sind und die Funktion der Räume eine andere geworden ist, dann besteht der Nachbarschaft gegenüber die Pflicht des Zeigens. Besonders in das Schlafzimmer der jungen Leute und in die „Fremdenstube“ muß jeder hineingeführt werden. Wenn Kindtaufe gefeiert wird, wenn man nach der Hochzeit zum Nachbarkaffee einlädt, wenn der Beerdigungskaffee im Hause eingenommen wird statt im Gasthof, dann sitzen auch die Nachbarn mit in der Fremdenstube. Solche Gelegenheiten muß man wahrnehmen, um alles zu besehen. Das Schlafzimmer der Eheleute wird nach der Hochzeit noch einmal zum repräsentativen Raum in den Tagen nach der Geburt der Kinder. Dann bezieht man die Betten mit den Brautbezügen, denn die Nachbarfrauen müssen die Wöchnerin besuchen, und wer sonst ins Haus kommt, dem wird das Kind gezeigt. Auch den Toten muß man zeigen, besonders die Kinder des Dorfes betrachten es als ihr Recht, die Toten zu sehen und Heiligenbildchen auf ihr Bett zu legen, wenn sie noch unverheiratet waren. Ist ein Kranker länger bettlägerig, machen ihm seine Freunde und Altersgenossen einen Besuch. Von solchen Gelegenheiten her kennt man das Nachbarhaus. Im übrigen hält man auf beiden Seiten mehr zurück, als man es Verwandten gegenüber zu tun gewohnt ist. Es wird das auf das einfache Bestreben nach Selbstschutz zurückzuführen sein, das in einer Arbeits- und Erwerbsgemeinschaft immer da sein muß, wenn Vertrautheit nicht in Vertraulichkeit ausarten und stören soll. Vom Sippengenossen verlangt man hinwiederum auch mehr Schweigepflicht; Zank in der Familie wird härter verurteilt als unter Nachbarn.

Während bei dem freundschaftlichen Verwandtenbesuch die Hausgemeinschaft sich also aufspaltet in die Familie und die Arbeitsleute, herrscht an den offiziellen Festtagen des Hauses eine gegliederte Ordnung im Sinne der oben besprochenen Tischgemeinschaft. Die kleinere Hausgemeinschaft geht dabei in der größeren Nachbarn- und Sippengemeinschaft auf. Für die ganze Hausgemeinschaft gelten auch die kirchlichen Hochfeste (Weihnachten, Ostern, der Tag des Kirchenpatrons) und die weltlichen Feiertage der Dorfgemeinschaft (das Schütienglog = Schützengelage, der Fastnachtsdienstag, das Erntedankfest). Am Fastnachtsdienstag und am Schützenfest darf es auf ein Stück Fleisch nicht ankommen, es gehört auch Kuchen auf den Tisch. Selbst die ärmsten Kinder bekommen am Fastnachtsdienstag Kuchen statt Brot mit in die Schule. Das Fleisch im Topf aber ist an solchen Tagen in den Häusern nicht sicher. Was man erreichen kann, das darf man nehmen, und das junge Volk zieht oft von Haus zu Haus und spielt einen Schabernack¹⁵⁶. Alle diese Feste heben die [65] sonstige Zurückhaltung der Dorfleute voreinander zum guten Teil auf. An weltlichen Feiertagen ißt man auch in „fremden Häusern“, was am gewöhnlichen Sonntag im gleichen Ort nicht leicht einer täte; es wird ja schon den Kindern eingeschärft, nicht darauf einzugehen, wenn man ihnen etwas anbietet, und nach Hause zu kommen, wenn andere Leute essen.

¹⁵⁶ 153) Die alten Fastnachtssitten sterben immer mehr and. Das „Zehenbeißen“ wird wohl noch angedroht, aber selten ausgeübt. Vom Begraben des *Fastelovends* in der Steinkuhle oberhalb des Dorfes am Aschermittwoch wissen die Jüngeren nur noch aus den Berichten der Alten.

Die einzelne Hausgemeinschaft feiert nicht allein, das wäre außer der Ordnung. Erst in jüngster Zeit kommt das sog. „Familienfest“ mehr auf, an dem weder Nachbarn noch Dienstboten teilhaben, und das mit den Feierzeiten des Dorfes nicht in Berührung steht. Die festlichen Bräuche, die sich an die Vollendung einzelner Arbeiten knüpfen, beziehen zum mindesten alle Arbeitsleute mit ein. So gibt es noch ein Richtfestessen für die Bauhandwerker und die Hausleute, wenn auch das sonstige Richtfestbrauchtum schwankend und unsicher geworden ist und die Nachbarn daran keinen Anteil mehr haben. Das Erntefest war, ehe es zum allgemeinen Volksfeiertag wurde, bei uns nicht an das Einholen der letzten Garbe, sondern an die Beendigung der Kartoffelernte gebunden. Dann brachten die Arbeitsleute vom Felde die „grüne Forke“ ins Haus und wünschten sich „einen gedeckten Tisch, an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch, in der Mitte eine Pulle Wein und ein gutes Stück vom Schwein“¹⁵⁷.

Es wäre noch mancher Gemeinschaftsbrauch zu schildern, wenn man Vollständigkeit anstreben wollte, aber die wesentlichen Gesichtspunkte für die Erkenntnis der Hausgemeinschaft dürften dadurch nicht geändert werden. Wir wollen nur noch auf eines näher eingehen: Wie stehen das Haus und seine Bewohner im Brauch und Glauben?

Das Neujahrslied der Dorfburschen, das diese in der Neujahrsnacht mit dem Glockenschlag 12 anstimmen und vor jedem Hause absingen, wünscht den Herrn und Frauen, den Söhnen und Töchtern, den Knechten und Mägden und zum Schluß noch einmal allen zusammen „in diesem Haus“ ein glückseliges neues Jahr¹⁵⁸. Dann wird mit Kreide die neue Jahreszahl an die Türen des Hauses geschrieben, auch wohl noch ein „Prosit Neujahr“. Keiner möchte am Morgen nichts vorfinden oder gar die alte Jahreszahl angeschrieben sehen, es wäre ein Zeichen der Mißachtung vonseiten der Dorfgemeinschaft. Wenn auch die Zahlen recht „windschief“ sind, weil die Tür nicht glatt war oder der Schreiber nicht mehr feststand, so wischt man sie doch nicht so bald aus, sie bedeuten ja Glück. Man gibt den Sängern am Nachmittag gern die Mettwurst, die ihnen zusteht für ihren nächtlichen Rundgang. Den „Stuten“ oder die „Britzel“, welche von rechts wegen ein jeder verdient hat, der einem das Neujahr „abgewinnt“, verspricht man nur im Scherz noch. Am Dreikönigstag singen drei als Könige verkleidete Knaben mit dem Stern ihr Lied, reichen den „Klingelbeutel“ herum und

¹⁵⁷ 154) Die „grüne Forke“ ist eine mit Grün bekränzte Gabel, an deren Zinken die dickste Eßkartoffel, eine Saatkartoffel und eine Schweinekartoffel aufgespießt sind. Der Spruch, den das Mädchen oder eine von den Tagelöhnerinnen aufsagte, lautet:

„Guten Tag (Abend) ins Haus
Die Kartoffeln sind raus
Sind gut geraten
Zum Kochen und Braten
Zum Reiben und Backen
Zu allerlei schönen Sachen
Wir haben uns auch bedacht
Und der Hausfrau einen Kranz gemacht
Der Hausherr soll leben,
Die Hausfrau (und die -Kinder) daneben“

und schließt mit den oben genannten Reimpaaren: wir wünschen uns einen gedeckten Tisch . . . Es gab zur Belohnung dann eine besondere Zugabe zum Essen. Heute spielt die „grüne Forke“ eine Rolle im Festzug des allgemeinen Erntedanktages. Daneben gibt es nun aber auch den Erntekranz.

¹⁵⁸ 155) Das Neujahrslied beginnt:

„Guten Morgen, guten Morgen in diesem Haus
Wir wünschen Euch, Euch wünschen wir
Ein glückseliges neues Jahr“

und man singt dann die weiteren Strophen in der gleichen Weise durch unter Einsetzung des Herrn und Frauen etc. statt guten Morgen.

wünschen zum Schluß ein langes Leben und Frieden und Freude¹⁵⁹. Den nächsten Heischegang tun die Kinder auf „Lütke Fastnacht“¹⁶⁰. Im Endorfer Lied scheint aber der Segenswunsch: *in den Eikenkraunen sal 't [66] au Gott belauhnenn*“¹⁶¹ vergessen worden zu sein. Das Lied schließt gewöhnlich: *Lott miäk nit säo lange stohn, iäk matt näo 'n Huisken widder gohn*. In diese Zeit fällt auch der Peterstag, an dem man den Sonnenvogel ausklopft. Der Brauch ist heute tot, die älteren Leute aber wissen noch, daß man das Haus rundum beklopfte und dabei im Liede sang: *Klaine Mius, gräote Mius, alles Unglück iut 'm Hius*¹⁶². Zum Danke bekamen die Kinder wiederum ein kleines Geschenk. Vor Ostern in den Kartagen ersetzen die Schuljungen die Glocken mit ihren *Riäteln* und *Klipklaps*, und einige Häuser erfreuen sich dabei der Ehre, daß der gesamte Zug der Kinder unentwegt *riätelnd* zum Deelentor herein und zur Übertür wieder herauszieht, um die „Ratten und Mäuse« recht gründlich zu verjagen. Zur Belohnung für ihr *Riäteln* und für die Vorbereitung des Osterfeuers gibt jedes Haus am Karsamstag den Kindern einige Eier. Damit hören die Heischegänge für das laufende Jahr auf. Den Dorfarmen stand früher noch mancherlei zu, seit aber die Wohlfahrtspflege geregelt ist, haben sie nichts mehr einzufordern.

Man müßte die örtliche Entwicklungsgeschichte von jedem dieser Bräuche kennen, um sagen zu können, was dabei das Primäre sei: der Wunsch der Ausübenden, eine Gabe zu bekommen, oder der Glaube der Hausbewohner, durch Segenswunsch und Zeichen das Haus vor bösen Mächten gesichert zu sehn. Heute steht das Gabeheischen mehr im Vordergrund. Aber es gibt andere Bräuche, die durchaus in die letztere Richtung weisen. Die meisten sind mit der kirchlichen Liturgie verknüpft. Daß unterschichtig ältere magische Vorstellungen mitsprechen, kann man nicht abstreiten, ins Bewußtsein aber treten sie nur selten noch. Man fragt sich wohl, warum in den Mauern des alten Nietensteins Hauses ein Kälberkopf, zwei Schafsköpfe und Teile eines Pferdes oder Fohlens eingemauert waren, wie es der Wagener vom Abbruch her noch weiß. Aber erklären kann man es nicht. Wenn die Schuljungen am 1. Mai ihren Maibaum aufpflanzen, die grüne Birke, die oft weither von einem sonnigen Hang geholt werden muß, wenn das Frühjahr ein spätes ist, und die dann rundum mit bunten und weißen ausgeblasenen Eiern behängt wird, so tun sie das aus keinem inneren Beweggrunde,

¹⁵⁹ 156) Die Dankformel des plattdeutschen Dreikönigsliedes lautet:
Vey singet taum Danke un drägget diän Steern
Un gruisset ug alle diän laiwen Heern.

die des hochdeutschen:

Da ihr uns eine Gabe gegeben,
 So laß Euch das Jesulein lange leben
 In Fried und Freud und Seligkeit
 Von nun an bis in alle Ewigkeit.

¹⁶⁰ 157) „Lütke Fastnacht“ heißt der Donnerstag vor Fastnacht, der besonders den Kindern wichtig ist.

¹⁶¹ 158) So schließt das Lied, das Sömer in „Hageröschchen“, Paderborn 1902, S. 114, mitteilt. Im übrigen hat das Endorfer Lied einen ähnlichen Inhalt wie die oft veröffentlichten. (vgl. H. Schauerte: Brauchtum des Sauerlandes. Meschede 1937, S. 44 f.).

¹⁶² 159) Das vollständige Lied lautet in Endorf:
Riut riut Sunnenviuel
Sänte Päiter is niu
Sänte Tigges kümmet derno
Stäiht vüör allen Düären do
Klaine Mius, gräote Mius
Alles Unglück iut 'm Hius
In der Stäinsklinken
Do saste versinken
In der Stäinskiulen
Do saste verfiulen . . .

und als Zusatz kam wohl noch dazu:

Fluig op en Biëkenbrauk (örtl. Flurbezeichnung)
Do is Water un Waie gnaug.

sondern es kommt nur darauf an, wer den schönsten Maibaum hat. Wo ein Mädchen an eben diesem Tage den Garten noch nicht „glatt“ hat und am Morgen einen „Faulen“ vorfindet, einen Strohmann mit einem Spottbrief, da denkt man an den persönlichen Schabernack und nicht an eine symbolische oder magische Handlung. Ebenso hat es keine Beziehung mehr zum alten Glauben, wenn die Wöchnerin vor ihrem ersten Kirchgang nach der Geburt den Bezirk des Hauses nicht verlassen und weder die Straße noch ein fremdes Grundstück betreten darf. Über den „Aberglauben“ spottet man, an der besonderen Kraft geweihter Dinge aber soll man nicht zweifeln. Geweihte Kerzen, geweihtes Wasser und Feuer, geweihte Palmen¹⁶³ und geweihte Kräuter schützen das Haus und seine Bewohner — Menschen wie Tiere. Am Ostersonntag legt man das Feuer mit einer Kohle aus dem geweihten Feuer der Karsamstagsliturgie oder mit den Palmzweigen des vergangenen Jahres an, der Hausvater segnet die Speisen des Mittagsmahles mit dem neugeweihten Wasser, und nachmittags werden nicht nur die bestellten Felder und Gartenbeete „gepälmt“, sondern auch über die Stalltüren und über die Haustür steckt man ein Kreuzchen aus Palmzweigen. Zwifache Kraft wohnt auch dem gesegneten „Krautpacken“¹⁶⁴ inne. Er schützt allgemein und im besonderen durch die Anwendung einzelner Kräuter, deren eines für die Pferde, das andere für die Schweine, ein drittes für die Bienen, ein viertes gegen menschliches Übel gut ist. In der heiligen Nacht, in der „die Winde schweigen“, müssen die Kinder dem Esel, der das Christkind mit seinen Gaben zur Erde trägt, Heu hinstellen — sie werden bald einsehen, daß er selbst nichts frißt, sondern das Mädchen ein Paar Hände voll weggenommen und verstreut hat. Ein Glaube der Erwachsenen ist, daß in dieser Nacht ein Licht [67] brennen muß in jedem Hause. Fromme Haussprüche und Bilder aufzuhängen, die das Haus schützen, ist mehr Sache des einzelnen. Wenn eine kirchliche Bruderschaft neu eingeführt worden ist, ein Heiliger besonders angerufen wird in einer gemeinsamen Not, dann wird zuweilen das gleiche Bild in fast alle Häuser eingehen, aber der eine rückt es früher wieder auf die Seite und ersetzt es durch ein neues als der andere. Auch von den Zeichen und Inschriften des Hauses ist für unser Dorf wenig zu sagen. Die Steinhäuser sind in der Regel ohne jeden besonderen Schmuck, und Inschriften auf den Deelenbalken oder im Giebeleck geben in älterer Zeit nur das Baudatum und den Erbauer an. Die wenigen größeren, die vorkommen, stammen meist erst aus dem 19. Jhdt. und sind mehr Mode als Herzenssache. Solche Dinge wollen im größeren Zusammenhang gesehen werden, ihre Deutung soll uns hier nicht beschäftigen.

Die Hausgemeinschaft ist Arbeits- und Lebensgemeinschaft zugleich, um so mehr, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen; ihr Arbeitstag ist lebendig und in sich gestuft, der Feierabend verändert die Lebenssituation nicht und fügt sich als Ruhepause dem Hofeswerk ein. Ähnlich verhält sich der Sonntag zu den sechs übrigen Wochentagen. Diese Ordnung im Kleinen paßt sich dem Rhythmus des Jahres an, dem Wechsel von Sommer und Winter, sie wird aufgehöhht durch kirchliche und weltliche Feste und nicht zuletzt auch durch das Miterleben von Geburt, Hochzeit und Tod. Die Einbeziehung von Sippe und Nachbarschaft in die Hausgemeinschaft an den für das Hofesgeschlecht bedeutsamen Tagen zeigt in repräsentativer Weise auf, in welche Bindungen sich das einzelne Haus einfügt.

Rückblick.

Unsere Ausführungen haben gezeigt, wie sich mit dem bäuerlichen Hause auch die Grundlagen der bäuerlichen Gemeinschaft ändern und umgekehrt aus der Auflockerung dieser

¹⁶³ 160) „Palmen“ heißen die noch nicht blühenden Weidenzweige, die am Palmsonntag zu Bündeln gebunden und mit einem Buchsbaumzweiglein gekrönt in die Kirche getragen und dort geweiht werden.

¹⁶⁴ 161) „Krautpacken“ nennt man das Bund, welches zu Mariä Himmelfahrt aus über 20 Heilkräutern in einer bestimmten Ordnung zusammengestellt und ebenfalls in der Kirche geweiht wird.

Gemeinschaft ein anders geartetes Haus erwachsen muß. Wir sind, soweit es zur zeitlichen Einordnung der heute vorhandenen Häuser vonnöten war, und soweit es bei dem Mangel an Voruntersuchungen geschehen konnte, der geschichtlichen Entwicklung nachgegangen, um unterscheiden zu können, wo die Wesenszüge bäuerlichen Wohnens liegen, und welchen Anteil wir im Bilde der Gegenwart als zeitbedingt aufzufassen haben. Daß die historische Untersuchung an manchen Stellen, besonders im 2. Teile nicht gleichwertig ist, möge man der Schwierigkeit, für das Einzelne Quellen aufzudecken, wo jede allgemeine Übersicht noch fehlt, zugute halten. Auch das Haus hätte weniger gut durchforscht werden können, wenn nicht auf vielen Fahrten im westfälischen und nordwestdeutschen Raume das Auge geschärft worden wäre für zeitliche und regionale Unterschiede.

Das Beispiel dieses einen Dorfes kann nicht alles lehren, was über bäuerliches Wohnen zu sagen ist, dazu sind großräumige Untersuchungen notwendig. Erst dann läßt sich ja die Geschichte in der erforderlichen Dichte belegen, erst dann wird man die räumliche Dynamik erfassen, in der ein Dorf steht und ihm seinen Platz in der Landschaft und im Volke, im Kulturraume, zuweisen können. Die Frage, warum zu Anfang des 18. Jhdts. die Außenwände der Häuser nicht mehr aus Stein, sondern zum großen Teil in Fachwerk errichtet werden, ist überdörflich. An Steinen mangelt es nicht, der Wald ist eher schlechter geworden als besser und die Lebenskraft der Steinhäuser bewährt sich heute noch. Wer von unserem Dorf aus den Datierungen solcher Fachwerkhäuser nachgeht, wird im Westen keine älteren finden als in Endorf, im Südosten dagegen, umso weiter er vorstößt, umso zahlreichere und ältere Häuser dieser Art antreffen, bis er im mitteldeutschen Fachwerkgebiet landet. Sucht er die Ursachen für die Verwendung des Bruchsteins, so werden ihm wiederum die örtlichen Häuser allein die Auskunft nicht geben können, er wird die Ausbreitung diesmal umgekehrt vor allem nach Südwesten hin verfolgen müssen und auf die Untersuchung dieses älteren Steinbaugebietes südwestlich von Endorf angewiesen sein.

Mit der Einführung des Fachwerks Hand in Hand geht die der zierenden Hausinschriften und Giebelschnitzereien. Das Steinhaus hatte dergleichen nicht und noch die Bilder heutiger Häuser zeigen, wie abwehrend und verschlossen die Giebelwand eines solchen Hauses war. Warum wird sie plötzlich heiter und belebt? Um das beantworten zu können, muß man die Geistesgeschichte eines größeren Volksteiles heranziehen. Auch bei der Frage nach der Entwicklung des Wohnteiles werden wir nicht ohne größeren geistesgeschichtlichen und räumlichen Zusammenhang auskommen. Gerade nach dieser Seite hin macht sich bei der Erforschung eines einzelnen Dorfes der Mangel an Zeugnissen bemerkbar.

Unsere Arbeit konnte nur in gelegentlichen Hinweisen aufzeigen, wie das Dorf eingebettet ist in die umfassenden Geschehnisse des Raumes und der Zeit, und daß man nicht die Erscheinungen des dörflichen Lebens uneingeschränkt als schöpferische Äußerungen bäuerlicher Lebensauffassung betrachten darf. Das Hauptziel ist, daß die bei allem äußeren Einfluß doch vorhandene Eigengesetzlichkeit der bäuerlichen Welt hervortritt, die ihrerseits wieder die übrigen Schichten unseres Volkes zu beeinflussen vermag. Bei solchem [68] wechselseitigen Austausch vom sinkenden Kulturgut und aufsteigenden primitiven Gemeinschaftsgut reden zu wollen, ist verfehlt. Muß es nicht dem Bauern dann heute wie ein Absinken seines Kulturgutes vorkommen, wenn er in dem unbäuerlichen Lebensraum städtischer Villen und Landhäuser die Möbel und Stoffe, die Krüge und Zinnteller, Bilder und Spinnräder ihren höchsten Wert erst von der „original“ bäuerlichen Herkunft empfangen sieht? In der Volkskunde darf die Herkunftsfrage nicht von vornherein eine Wertfrage werden, wenn sie für die Erkenntnis fruchtbar gestellt werden soll. Das Wissen um zeitliche und räumliche Verbreitungsbilder aber und um den Ausgangspunkt etwa einer neuen Bauform

können wir neben der örtlichen Forschung nicht entbehren. Das sei hier ausdrücklich betont, ehe wir das herausheben, was vor allem die Einzeluntersuchung zu lehren vermag.

Wir haben nicht nur das Bauernhaus, sondern auch die bäuerliche Gemeinschaft in ihrer Beziehung auf das Haus zu zeichnen versucht und können nun sagen, was dem Bauern sein Haus bedeutet. Wenn draußen Wind und Wetter toben, dann äußern unsere Dorfesleute wohl mit formelhaft gewordener Redewendung: *Bat is et guët, dä 've en Hius hett*. Schutz vor den Unbilden des Klimas bietet das Haus, das weiß keiner so gut wie der Bauer. Aber das ist nicht alles, das Haus bedeutet zugleich auch den Hof (vgl. S. 20). Wenn man Vom Hof spricht, steht der wirtschaftliche Gedanke im Vordergrund, das Haus ist Arbeitsstätte, ist Obdach für das Vieh und Bergeraum für Ernte und Saat. Der Unterschied gegenüber dem heutigen Bürgerhause, das ein „Privathaus“ geworden ist und keine Geschäftsräume mehr unter gleichem Dach dulden will, liegt hier auf der Hand, wir wollen nicht näher darauf eingehen. Aber ein anderes muß gesagt werden, was daraus für die Auffassung des Wohnens entspringt. A. Spamer fordert in seinem Vortrag auf der Lübecker hauskundlichen Tagung von 1936 die volkskundliche Betrachtung des Hauses unter dem Stichwort „Haus als Heim“¹⁶⁵. Das Bauernhaus ist nun aber kein Heim im heutigen Sinne des Wortes. Wer im 20. Jhdt. etwas über das Wohnen geschrieben hat, der tat es meist unter ästhetischen oder hygienischen Gesichtspunkten, und das „Heim“ ist dabei nahezu eine kunstgewerbliche und medizinische Forderung geworden. „Wohnlichkeit“ und „Wohnkultur“ sind Modesache breiter Schichten, man verurteilt den alten „Kitsch“ aufs schärfste, aber man läßt auf der anderen Seite neuen herein. Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Wohnungswesens haben ihr Gutes gezeitigt und zeitigen es noch, das wollen wir nicht leugnen. Aber jagt nicht noch ein Stil den anderen und erlebt man es nicht öfter heute noch, wie z. B. die „Bauernmöbel“ und alles Bäuerliche in Unverständnis mißbraucht werden zu völlig unbäuerlicher Lebensgestaltung? Im modernen Bauernhause „will“ man wohnen mit städtischer Einrichtung, im modernen Stadthause „will“ man es mit bäuerlicher Einrichtung, beides ist Unkultur.

Der gut bäuerliche Begriff von Wohnen, den wir im Aufbau der dörflichen Hausgemeinschaft und in ihrem Verhältnis zu den Räumen des Hauses noch vielfach fassen können, hat nicht diesen bewußten Beigeschmack des Wohnlichen und Kultürlichen. So sehr uns fremd herankommende Menschen das alte Bauernhaus in seiner Wohlausgewogenheit und Schönheit auch begeistern mag, wir dürfen nicht annehmen, daß es etwa in jenem modernen Sinne „gestaltet“ sei, der aus unseren Geschäftsreklamen spricht, wenn es heißt: „Wir gestalten ihr Heim schöner“. Der mundartliche Ausdruck *wuënen* ist so eng mit der Arbeit verknüpft, daß einer sagen kann: *Iëk hewwe siëwen Johr in Kraus Hiuse wuënt*, und jeder dann weiß, er hat sieben Jahre in Kraus Hause als Knecht oder als Magd gedient. *Iutwuënen* nannte man es, wenn die Söhne und Töchter der kleinen Leute sich auf die Höfe verdingten. Man „wohnte“ nicht etwa nur, wenn man nach der Arbeit in die Stube kam, man „wohnte“ auch während der Tätigkeit in Stall, Garten und Feld. „Bauernarbeit“, sagt Springenschmidt, „ist Arbeit schlechthin. Sie füllt das Leben des Menschen völlig aus. Sie gibt seinem Dasein Sinn und Wert. Auch die Ruhe, die Andacht, der Schlaf, Geburt und Tod gehören zur Arbeit. Arbeit und Leben ist eins“¹⁶⁶. Das ist das bäuerliche Wohnen. Man kann im Bauerndasein das Wohnen nicht steigern ins Wohnliche, oder man müßte auch den Begriff der Wohnlichkeit — den die Mundart nicht kennt — von jenem umgreifenden *wuënen* ableiten, das zugleich „arbeiten“ bedeutet, und er würde dann ungefähr das Gegenteil von dem sein, was er im Hochdeutschen ist. Springenschmidt spricht statt dessen lieber von der „Häuslichkeit“, die alles, was auf dem Hofe lebt, durchdringt: „Bauersleut, Kinder, Dienstboten und Vieh“¹⁶⁷.

¹⁶⁵ 162) Haus und Hof im nordischen Raum II, S. 106-111.

¹⁶⁶ 163) Das Bauernkind, München u. Berlin 1920, S. 27.

¹⁶⁷ 164) ebda. S. 4.

Und wie solche Häuslichkeit beschaffen ist, das beschreibt er in einem Stubenbild, wie es treffender auch für unsere Verhältnisse nicht gegeben werden kann: „Da (in der Stube!) liegt der Bauer lang hingestreckt auf der Ofenbank, die Arme unterm Kopf und ruht aus. Die Bäuerin beim Fenster flickt an einer Hose herum. Der Knecht schnitzt an seinem Pfeifenröhr. Und dazwischen die Kinder. Es wird nicht viel geredet. Jedes ist für sich mit etwas oder nichts beschäftigt. Diese leibliche Nähe der Menschen in der Stube erzeugt geradezu ein körperhaftes Empfinden für Häuslichkeit“¹⁶⁸. Ein solches „körperhaftes“ Erleben des häuslichen Beisammenseins hat nichts zu tun mit bewußter „Wohnkultur“ und „Wohnlichkeit“ und bringt doch eben jene natürliche Hauskultur hervor, die uns beim älteren Bauernhofe auffällt. Der Bauer wohnte, indem er arbeitete, ruhte, aß und schlief in seinem Hause.

[69] Es gibt auch in der Mundart die Bezeichnung *Häime*. Sie läßt sich weder durch hochdeutsches „Heim“ noch durch „Heimat“ wiedergeben. *Häime* liegt zwischen beiden und enthält sie zum Teil. Während hochdeutsches „Heim“ die Wohnung, also das Haus in den Vordergrund stellt¹⁶⁹, spricht in *Häime* an erster Stelle die Beziehung auf die Familie mit. Nur zu einem Familienmitglied kann man sagen: *Diu saß häime kummen*, bei anderen Leuten heißt es immer: *Diu saß no uësem Hiuse kummen*. *Kain Häime* mehr haben, bedeutet in der bäuerlichen Sprache, was wir hochdeutsch etwa mit „keine Heimat mehr haben“, wiedergeben würden, aber dann erfassen wir nicht jene konkrete Vorstellung des Hauses, die in *Häime* mitspricht. Die blutsmäßige Zugehörigkeit zu einer Hausgemeinschaft, das Verbundensein des Familiengliedes mit dem Hofe als Sitz des Geschlechtes und die daraus entspringende Verknüpfung mit der Umgebung, mit Feldern und Wäldern, mit Nachbarn, Verwandten und Freunden des Hauses ist das, was in unserer bäuerlichen Sprache Heimat und Heim in eines zusammenfallen läßt. In *Häime* wird der gemüthafte Teil des bäuerlichen Wohnbegriffs faßbar. Auch er beruht nicht auf dem Bewußtsein von der Behaglichkeit des Hauses an sich, sondern nur insofern, als es der Stammsitz des Geschlechtes ist, zu dem man gehört. Es gibt nur ein *Häime* für jeden.

Das bäuerliche Wohnen ist untrennbar an Gemeinschaft gebunden und zwar vor allem an die der Familie und Sippe. Die Sippenbeziehungen werden im großen und ganzen ernster genommen als die Nachbarschaftsverpflichtungen, wenn auch mit den letzteren mehr Brauchtümlisches verknüpft ist. Ein „Brauch“, ein „Zeichenhafter“ Sinn, die dem fremden Beobachter im Leben einer Gemeinschaft besonders ausfallen, sagen gewöhnlich nicht schon das Wesentlichste aus in Bezug auf das Leben dieser Gemeinschaft, sondern sind nur Weg dahin. Von sich aus neigt der Bauer heute so wenig zur Symbolsetzung, daß auch für die Vergangenheit die Untersuchung in dieser Hinsicht nicht vorsichtig genug sein kann. In vielen Fällen würde sich wahrscheinlich der Einfluß der gebildeten Schichten nachweisen lassen. Die ganze Blumensymbolik z. B. hat im mundartlichen Denken und Reden keinen angestammten Platz, man kennt sie aus dem „Lesebuch“¹⁷⁰. So wichtig alle diese Dinge eine Zeitlang auch sein mögen für die bäuerliche Gemeinschaft, sie sind nicht primär gemeinschaftsbildend, sondern bestenfalls ge1neinfiahtserhalteud, und vor allem scheint man mir gerade hier zu wenig zu berücksichtigen, das; die spezifisch bäuerliche Eigenart einer Gemeinschaft nie darin beruhen kann, daß solche Symbole, Zeichen, Bräuche vorhanden sind. Jede Gemeinschaft hat ihre Zeichensprache. Die Frage aber, in wiefern sich diese

¹⁶⁸ 165) ebda. S. 8.

¹⁶⁹ 166) Das belegt ein Kompositum wie „Eigenheim“ aufs deutlichste. Auch hat das hochdeutsche substantivische „Heim“ keine altüberkommene, sondern eine im Anschluß an engl. *home* Ende des 18. Jhdts. neu wieder aufgenommene Bedeutung (vgl. DWb. IV, 2, 855 f.), das mundartl. *Häime* dagegen ist nicht aufgegeben worden.

¹⁷⁰ 167) vgl. M. Bringemeier, Gemeinschaft und Volkslied, Münster 1931, S. 110.

Zeichensprache bei den einzelnen Gemeinschaften unterscheidet, ob und warum die bäuerliche wesensverschieden ist von der des Arbeiters, des Gebildeten, hätten wir von einem Dorf aus nicht lösen können, und wir haben darum trotz des allgemeinen Interesses für Symbol und Zeichen diesen Dingen keinen eigenen Abschnitt gewidmet.

Daß es innerhalb der einzelnen Nachbarschaften mehr festgelegte Bräuche gibt als in der Sippe, spricht dafür, daß Nachbarschaft als bloße Formerfüllung angesehen werden kann und nicht immer eine persönliche Sache zu sein braucht. Das Hofesgeschlecht dagegen hat persönlichen Charakter. Wie selbstverständlich auch der Nachbar im Alltagsleben aus- und eingehen mag, wenn Besuch da ist, zieht er sich zurück. Nicht nur über das Geschäftliche bewahrt man vor einander Schweigen, es gibt noch mehr Dinge, die müssen „in der Familie“ bleiben, davon hält sich der Nachbar zurück. Es gilt als große Unhöflichkeit, sich unaufgefordert und zu lange in einem Hause aufzuhalten, das Verwandtenbesuch hat, und auch das Gesinde tritt zu solchen Zeiten freiwillig in den Hintergrund.

Das Mein und Dein war früher weniger deutlich voneinander abgetrennt als heute. Das Haus war nicht in viele Räume aufgeteilt, der Hofplatz hatte keine festen Grenzen, die Mark war Allgemeingut. In diese Welt paßte nicht der Begriff „vom trauten Eigenheim“, in das man sich zurückzieht, um tun und lassen zu können was man will. Der Platz und Anteil des einzelnen beruhte zwar im Besitzrecht, aber die alltägliche Sicherung lag mehr im gegenseitigen Abkommen, nicht im Abgeschlossensein. Es ist noch heutigentags im Bauernhause vielfach so, daß man sagt: *Do drüef i mi nit aangohn* und dann seine Sache getrost in der großen Stube niederlegt. Nur *Kinner- un Kalwermote* (*Mote* = das Maß) die muß man hier wie in anderen Fällen selbst wissen — vor Unvernunft schützt nur die „höhere Gewalt“. Es wird im Bauernhause leicht als beleidigend aufgefaßt, wenn ein Familiengast etwa seine Schlafzimmertür abriegelt, wenn die junge Frau vor den „eigenen Leuten“ die Speisekammer zuschließt, oder ein Familienglied einen besonderen Schlüssel für sich beansprucht. Nur fremden Dienstboten gegenüber ist man vorsichtig. Schlüsselgewalt hatte in der älteren Zeit allein der Bauer. Ihm übergaben die Hausleute ihre Wertsachen, und er kam dafür auf. Im übrigen aber half man sich durch Sitte und Übereinkunft.

Bei aller Gemeinsamkeit schließt das bäuerliche Wohnen ein Eigenleben nicht aus. Warum finden wir unter den Bauern so viele Charakterköpfe? Alles Eigenleben ist auf dem Hofe gezwungen, sich dem Ganzen [70] zu fügen, das gibt ihm seine Verhaltenheit und Stärke. Es ist keine Dumpfheit und Primitivität, wenn Bauersleute zusammenhalten. Macht man sich von der engen Ansicht los, daß „Wohnen“ nur den Aufenthalt in sogenannten Wohnräumen bedeutet oder sich am Feierabend abspielt, wird man im Bauernleben reiche Mannigfaltigkeit entdecken. Wer die in Zeichnung 8 und 9 wiedergegebenen Grundrisse betrachtet und sich noch ein Obergeschoß, Boden- und Kellerräume dazu vorstellt, der kann ermessen, wieviel überdachter Raum einer bäuerlichen Hausgemeinschaft zur Verfügung steht, ganz abgesehen von den Gras- und Baumhöfen, den Plätzen und Gärten, die zur Hofstelle gehören. An Spielplatz fehlt es Bauernkindern nie. Auf der Deele und im Schuppen, auf dem Boden, im Stall, im Garten, auf der Wiese wachsen sie mitten zwischen der Arbeit heran. Bei Tieren und Pflanzen, in der Lebendigkeit des jahreszeitlichen Ablaufs sind sie zuhause. Und ähnlich ergeht es auch den Erwachsenen. Der intime persönliche Austausch ist nicht auf die Stubengemeinschaft beschränkt. Bei der Arbeit bleibt die Gelegenheit zum Erzählen. Der Tag ist nie eintönig, er führt bald hierhin bald dorthin, er bringt Herren und Knechte, er bringt die Mädchen und die Jungen zusammen, wie es die Arbeit verlangt, und leicht fügt es sich dabei, daß zusammenkommt, was zusammen will. Das Privatleben wird so zum großen Teil unter der Hand abgemacht und löst sich nicht aus der Verbindung mit dem Hofeswerk.

Das städtische Wohnen war ursprünglich ähnlich ausgerichtet und ist es in besonderen Fällen heute noch. Erst seit das Ineinander von Arbeitsstätte und Wohnraum aufgegeben wurde, ist man sich der „Wohnung“ im eigentlichen Sinne bewußt geworden¹⁷¹. Im 19. Jhdt. lösen sich in immer steigendem Maße die „Manufakturen“ aus dem Zusammenhang mit der Wohnstätte des Besitzers. Um die Jahrhundertwende schon beginnen größere Gemeinden eigene Ämter für Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht einzurichten. Das 20. Jahrhundert vor allem hat eine reiche Literatur auf dem Gebiete der bautechnischen und künstlerischen Wohnungsgestaltung, der hygienischen Wohnungsfürsorge, der Bodenreform und Heimstättenbewegung und andere Abzweigungen des „Wohnwesens“ gebracht. Das Problem einer nationalen Wohnkultur taucht dabei immer dringender auf, aber aller guter Wille in dieser Hinsicht zerschlägt sich zumeist. Wir würden auch heute nicht weiterkommen, wenn wir nur gute Häuser zu bauen versuchten und nicht wüßten, daß sich zuerst die Menschen ändern müssen, die das Haus bewohnen wollen. Das Zurückgreifen auf die alten bäuerlichen Hausformen darf nicht wieder eine Frage des Geschmacks, eine Modesache werden.

Wenn unsere Arbeit am Beispiel des Bauernhauses und der bäuerlichen Gemeinschaft gezeigt hat, daß „Wohnen“ etwas anderes ist, als der Rückzug in das behagliche und stilgerechte Heim, dann ist ihre volkscundliche Aufgabe im besten Sinne erfüllt. Auch auf dem Lande wird das *Wuënen* mehr und mehr zu einem „Wohnen“. Unsere Darstellung hat an vielen Stellen darauf hinweisen müssen, wie auch das bäuerliche Haus und die bäuerliche Sitte von der Zersetzung des alten Wohnbegriffes Zeugnis geben. Aber der gesunde Geist, der in älteren Bauernhäusern und ihrer Einrichtung uns heute so lebhaft anspricht, ist noch zu fassen. Es kommt nicht darauf an, daß wir die Formen der Vorzeit genau wiedererstehen lassen in den Häusern der Zukunft; unsere Fabriken, Büroräume, Scheunen, Viehhäuser werden ein anderes Gesicht erhalten, unsere Wohnhäuser und Villen werden schöner und zweckmäßiger aussehen lernen, wenn alle Stadt- und Dorfleute wieder von der „Schönheit der Arbeit“ überzeugt sind. Wir müssen es verstehen, auch in einer Fabrik zu „wohnen“ während der Arbeit. Dann verschwinden von selbst auf der anderen Seite die Herde, auf denen nicht gekocht werden darf, die Tassen, aus denen keiner trinkt, die Stuben, die nur zum Zeigen da sind, und die Arbeitsräume werden nicht nur die vorgeschriebenen Kubikmeter Luft und das nötige Licht, sondern auch eine Seele haben. Wenn sich das Heim am *Häime*, die Wohnlichkeit am *Wuënen* ausrichtet, wird eine Familie auch unter städtischen Verhältnissen die Synthese zwischen Arbeit und Privatleben finden können, nicht so unmittelbar zwingend zwar, wie sich im Bauerntum Blut und Boden begegnen, aber doch in der gleichen Auffassung.

Handschriftliche Quellen.

- | | |
|-----------|--|
| Arnsberg: | a) Katasteramt, Karten- und Grundbuchauszüge.
b) Landständisches Archiv, Schatzungsregister. |
| Münster: | Staatsarchiv, Akten und Urkunden unter Herzogtum Westfalen, Domänenreg.
Arnsberg, Lehnsarchiv Meschede, Stift Meschede. |
| Sundern: | a) Amt Sundern, Reponierte Akten
b) Allgemeine Ortskrankenkasse, Jahresverzeichnisse. |
| Endorf: | Hofesakten und Aufzeichnungen, vor allem von Nietensteins, Stracken,
Kempen und Kraus Hof. |

¹⁷¹ 168) Man müßte der Bedeutungsentwicklung der Wörter wohnen, Wohnhaus, Wohnung, Wohnlichkeit, Wohnkultur, Heim, Eigenheim einmal im einzelnen nachgehen, um sagen zu können, wie die geistigen Voraussetzungen sich verlagern.

Literatur.

- Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Hrsg. v. Verbands deutscher Architekten und Ingenieurvereine. Dresden 1906. Zit. Bauernhauswerk.
- Baum, D. Die Landschaften an der oberen Mittelruhr zwischen Olsberg und Neheim. (Das nordöstl. Randgebiet des Sauerlandes). Diss. Münster, Emsdetten 1936.
- Baupolizeiverordnung für die Landkreise des Regierungsbezirkes Arnsberg vom 24. Nov. 1900. Arnsberg 1900.
- Beckmann, F.: Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus. Schmollers Jahrbuch 51, 1927, 49-91.
- Beschreibung der Bergreviere Arnsberg, Brilon und Olpe, sowie der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont. Hrsg. vom Königl. Oberbergamte Bonn, Bonn 1890.
- Bringemeier, M.: Gemeinschaft und Volkslied. Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlandes. Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westf. Landes- und Volkskunde I. Reihe, hrsg. von J. Schwietering, Heft 1, Münster 1931.
- Ermes: Pfarrei Stockum. In Höynk: Geschichte der Pfarreien des Dekanates Arnsberg. S. 565-604.
- Funkenberg, A.: Haus und Hof im nordischen Raum. Im Auftrage der Nordischen Gesellschaft hrsg. Lpzg. 1937. 2 Bde.
- Grase, J. Die Nutzung der Markgenossenschaft mit besonderer Berücksichtigung des Klosters Rumberck. Zeitschr. des Vereins f. Geschichte und Altertumskunde Westfalens (Westf. Zeitschr.) 87, 1930, 132-172.
- Grimme, Fr. W.: Das Sauerland und seine Bewohner. Paderborn 1886².
- Gruner, J.: Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jhdts. 2. Teil. Frankfurt 1803.
- Haase, W.: Das Bauernhaus und die bäuerlichen Gehöfte der ehemaligen Grafschaft Mark. Festschrift Mark, hrsg. von A. Meister, S.181-206.
- Handwörterbuch des Wohnungswesens. Im Auftrags der deutschen Vereine für Wohnungsreform. Hrsg. von Albrecht u. a. Jena 1930.
- Höynk: Geschichte der Pfarreien des Dekanates Arnsberg. Hüsten o. J.
- Jostes, Fr.: Westfälisches Trachtenbuch. Bielef., Bln. u. Lpzg. 1904.
- Kerckerinck zur Borg, E., Frhr. v.: Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. Im Auftrage des westfälischen Bauernvereins hrsg. Berlin 1912.
- Köster, C.: Zur Vermögensverwaltung des Stiftes Meschede ins Mittelalter. Westf. Zeitschr. 67, 1909, 49-107.
- Der Kreis Arnsberg in Westfalen. Hrsg. von der Kreisverwaltung. Düsseldorf 1928.
- Liedhegener, Cl.: Das Kirchspiel Hellefeld. Ein Beitrag zur Kenntnis der historischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des sauerländischen Bauernstandes. Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, III. Folge. Heft 1, 1933.
- Lindner, W.: Die bäuerliche Wohnkultur in der Provinz Westfalen und ihren nördlichen Grenzgebieten. In: Beiträge zur Geschichte des westf. Bauernstandes, hrsg. von Kerckering zur Borg, S. 635-840.

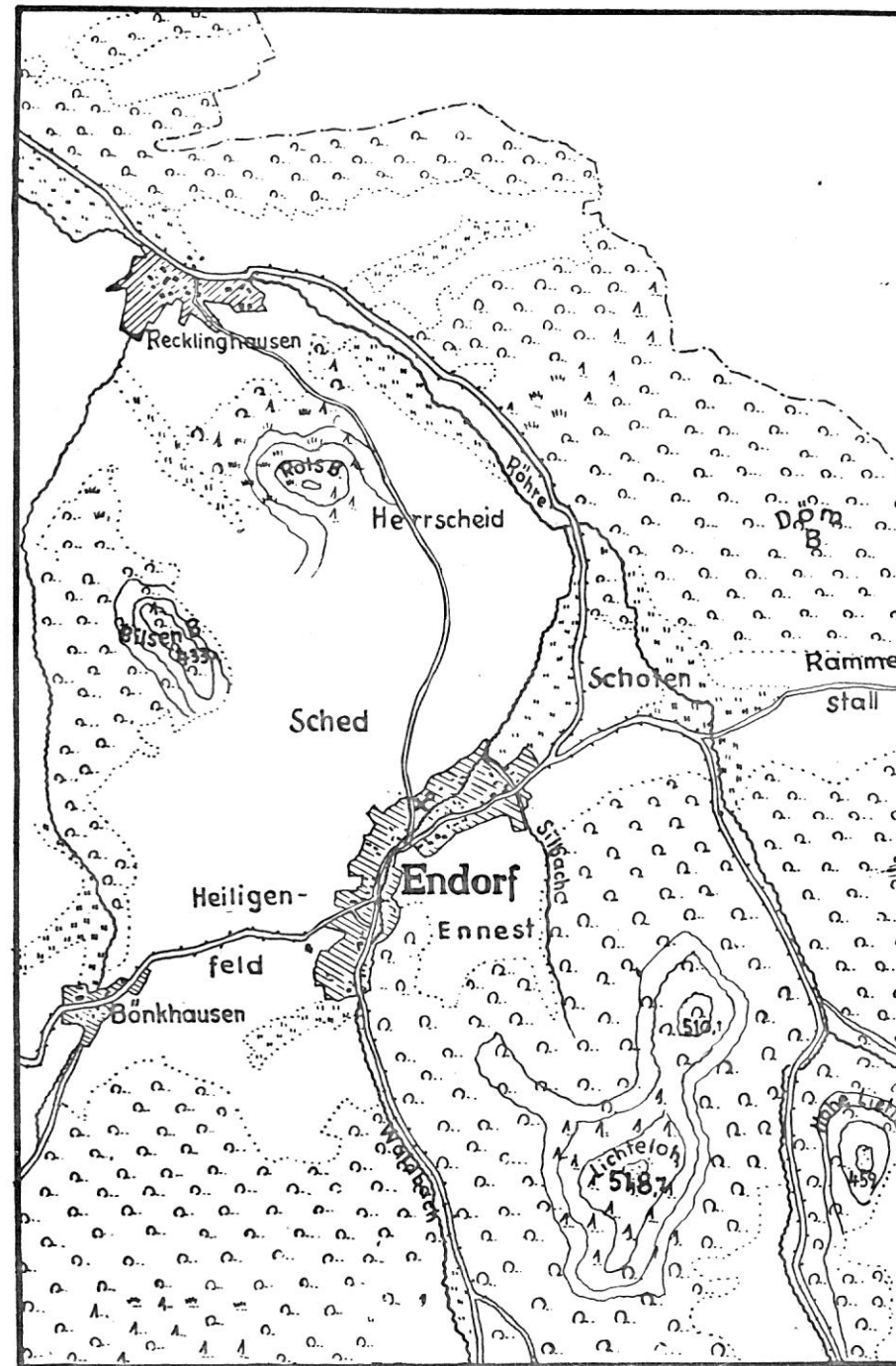
- Ludorff, A. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Arnsberg. Mit geschichtlichen Einleitungen von Feaux de Lacroix. Münster 1906.
- Martiny, R.: Hof und Dorf in Altwestfalen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 24. Bd. Heft 5, Stuttgart 1926.
- Meister, A.: Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft. Westf. Zeitschr. 64, 1906, 96-136 und 65, 1907, 211-280.
- Meister, A.: Die Grafschaft Mark. Festschrift zum Gedächtnis der 300jährigen Vereinigung mit Brandenburg-Preußen, Zit. Festschrift Mark. Dortmund 1909, Bd. 1.
- Peßler, W.: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.
- Philippi, F.: Geschichte Westfalens. Paderborn 1926.
- Pieler, J.: Geographische, naturgeschichtliche und historische Beschreibung des Landes. Vorangehend der Statistik des Kreises Arnsberg v. d. Königl. Landrathe Frhr. v. Lilien. Arnsberg 1875.
- Riehl, W. H.: Die Familie. Stuttgart 1861.
- Saurer, E. Die ländlichen Siedlungen des westlichen Sauerlandes. Diss. Münster. Im Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark verbunden mit dem märkischen Museum, Witten a. d. Ruhr, 45, 1932, 1-56.
- Savels, C. A. Das münsterische Kleinbauernhaus und das sauerländische Bauernhaus. Bauernhauswerk S. 68-70.
- Schauerte, H. Brauchtum des Sauerlandes. Meschede 1937.
- Schazmann, R.: Beyträge für die Geschichte und Verfassung des Herzogthums Westphalen. Darmstadt 1805.
- Schlotter, P.: Die ländliche Arbeiterfrage in der Provinz Westfalen. Diss. Münster 1907.
- Schmoekel, H.: Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatz dargestellt. Bonn 1912.
- Schorlemer-Alst, Frhr. v.: Die Lage des Bauernstandes in Westfalen und was ihm noth tut. 2. Aufl. Münster 1864².
- Schwerz, J. N. v.: Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen. I. Teil. Stuttgart 1836.
- Scotti, J. J.: Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem vormaligen Churfürstenthum Cöln . . . über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung und Rechtspflege ergangen sind. I. Abthl. 2 Bde. (1463-1802) Düsseldorf 1830, II. Abthl. 2 Bde. (1802-1816) Düsseldorf 1831. Zit. Scotti I u II. nach Nummern.
- Seibertz, J. S.: Quellen der westfälischen Geschichte. 3 Bde. Arnsberg 1857-1869.
- Derselbe, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. 3 Bde. Arnsberg 1839-1854.
- Seißenschmidt: Geschichte der Üntroper Mark. Westf. Zeitschr. 18, 1857, 170-209.
- Sömer, P.: Hageröschchen aus dem Herzogtum Westfalen. 2. Aufl., Paderborn 1909².
- Sommer, J. F. J.: Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bauerngüter im Herzogthum Westfalen nach älteren und neueren Gesetzen und Rechten. Hamm und Münster 1823.
- Springenschmidt, K.: Das Bauernkind. München u. Bln. 1920.
- Stüve, C. Wesen und Verfassung des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen. Jena 1851.

- Trier, J.: Das Gefüge des bäuerlichen Hauses im deutschen Nordwesten. Westfälische Forschungen I, 1938, 36-50.
- Vaterländische Blätter für das Herzogthum Westfalen. Hrsg. von Dr. Ruer dem jüngeren. I, I. Arnsberg 1811.
- Vincke, L. .Frhr. v.: Bericht an des Herrn Ministers des Innern Exzellenz über die Zerstückelung der Bauernhöfe und die Zersplitterung der Grundstücke in der Provinz Westfalen. Als Handschrift abgedruckt 1824.

Nachweis der Abbildungen.

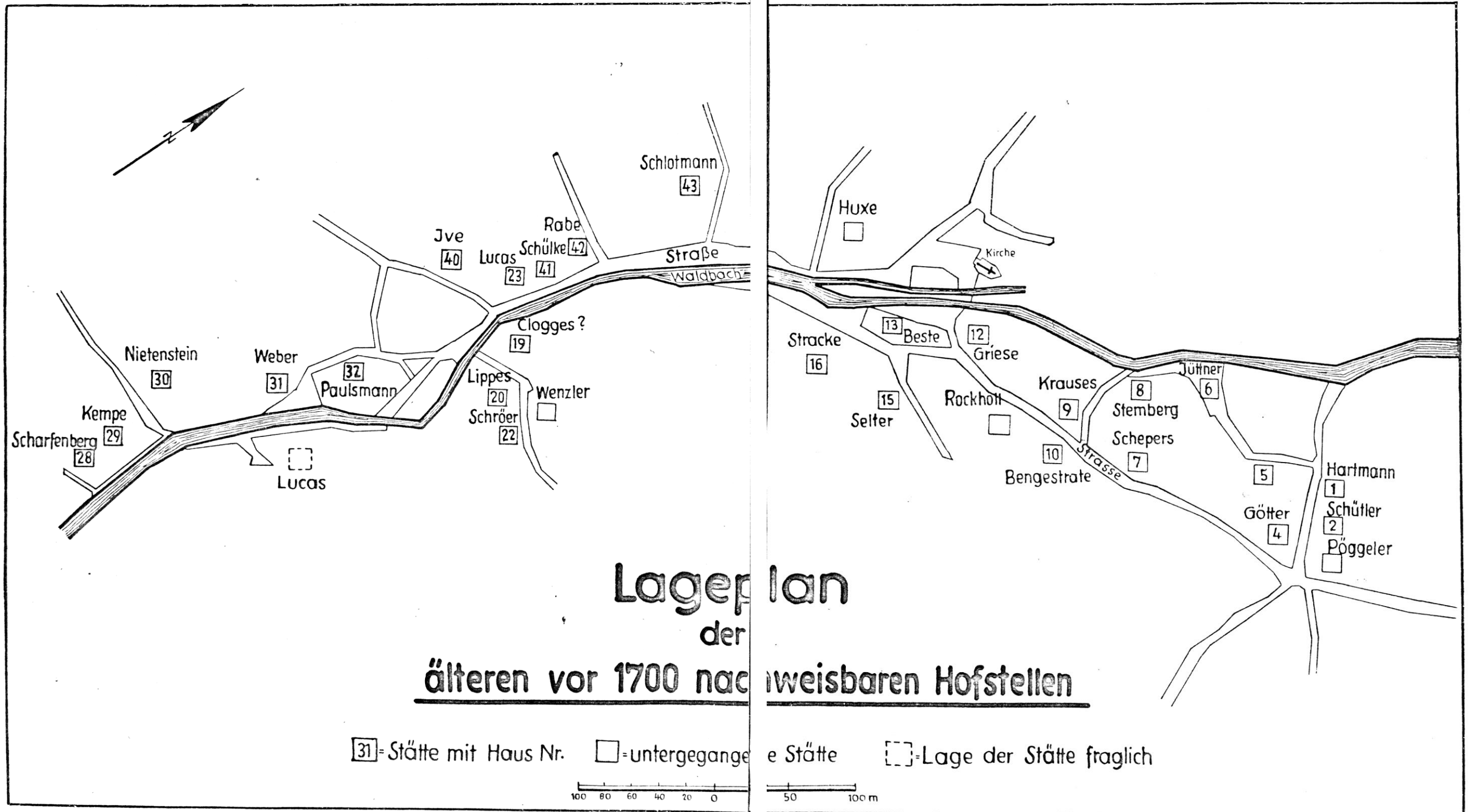
Die Grundrisse sind nach Anweisungen der Verfasserin, und wenn es nicht anders vermerkt ist, im Maßstab 1:200 wiedergegeben. Dabei wurden die Mauern jeweils nicht eingerechnet.

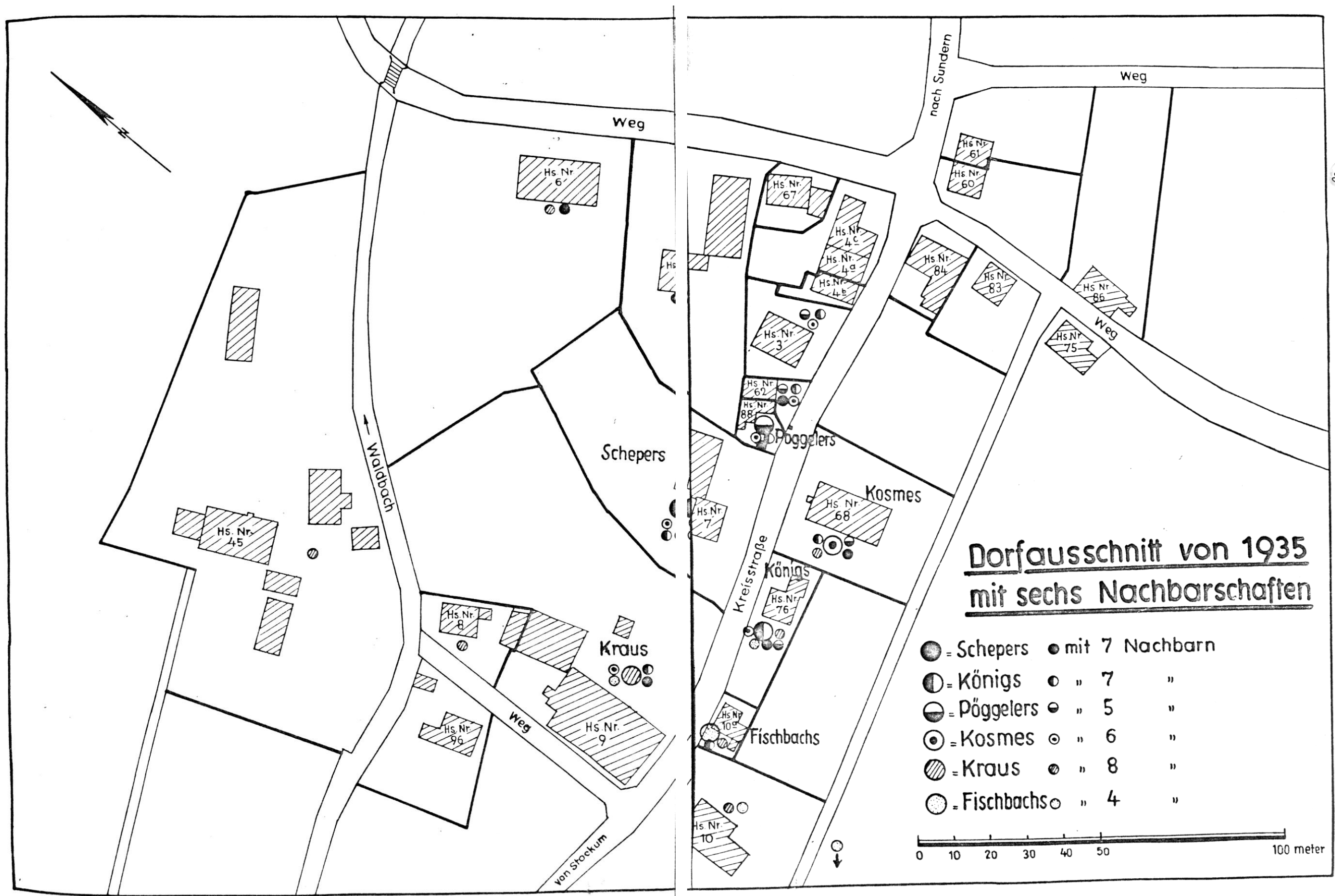
Alle photographischen Aufnahmen stammen von Herrn Dr. Josef Schepers, Münster, die Nummern 3, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 19, 22, 25, 26, 28, 29, 30 sind Eigentum der Volkskundlichen Kommission in Münster.

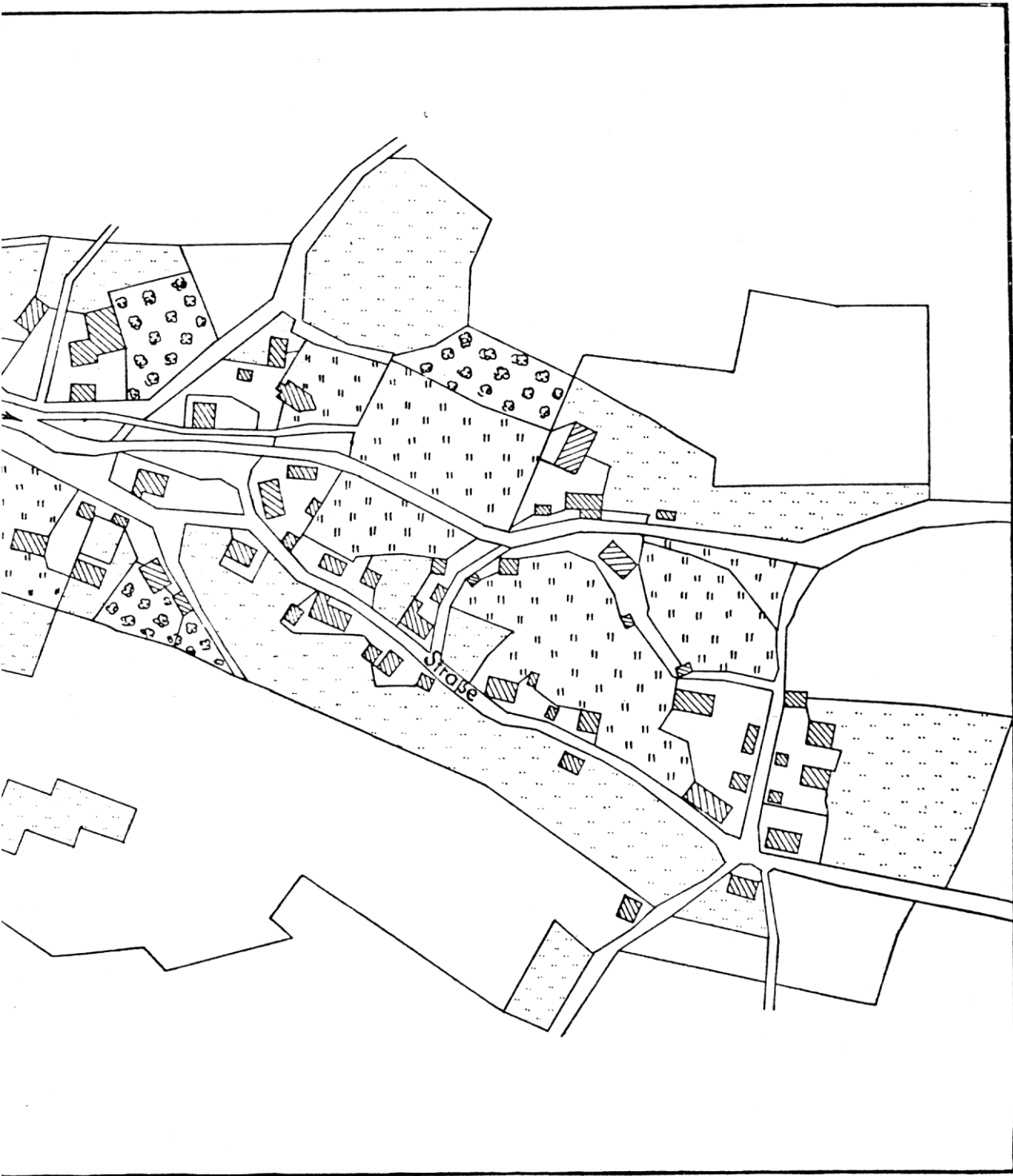
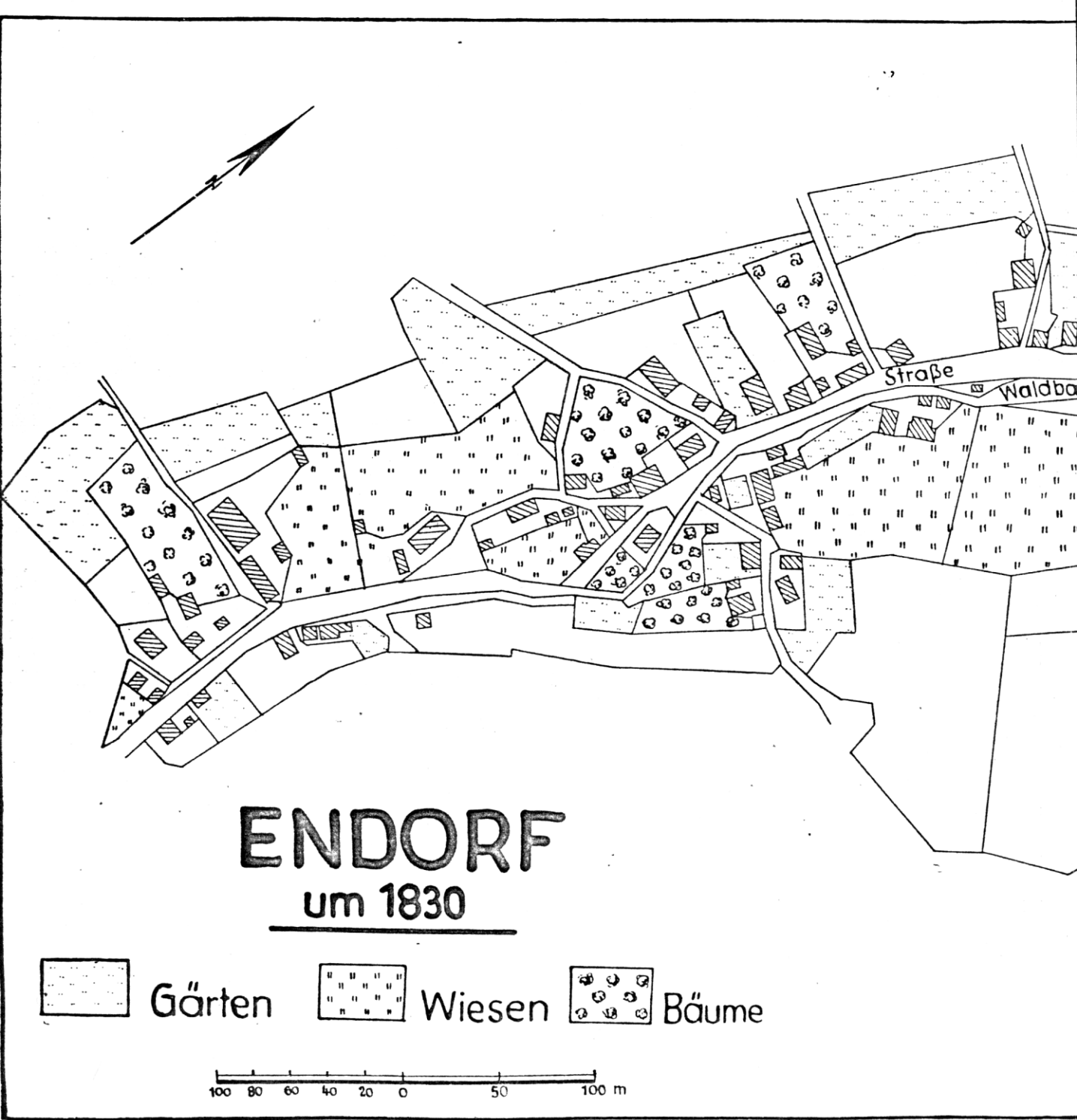


Karte 1

1 : 25 000







Abbildungen



Abb. 1. Endorf von Südwesten her gesehen, vom Abhang des Drubergs. Im Hintergrunde der Dömberg, davor der niedrige, felderbedeckte Rücken des Schorens, der das Röhrtal vom Waldbachtal trennt. Rechts kommt die Hardt mit ihrem steilen Buchenhang bis an das Dorf heran, links steigt das Sched auf, die Hauptfeldflur des Dorfes. Vor der Verkoppelung (1912) dienten wenige alte Hohlwege als Zufahrtswege zu den Äckern, Oberhalb der Kirche wird im Sched der nach dem Haupthof benannte Huxenweg sichtbar, der zugleich ein Verbindungsweg zum Nachbardorf Recklinghausen ist. Das Dorf schmiegt sich dem Waldbachtal ein, nur Neubauten fallen heraus: rechts hinter der Hardt werden noch einige von den Häusern sichtbar, die sich ins kurze Silbachtal vorschieben, links sind im Hintergrunde der Nietensteins Hof, dann die Schützenhalle und der Griesen Hof ins Feld verlegt worden.



Abb. 2 Das moderne „Warenhaus“, wie es um 1930 im Dorfe entstand.



Abb. 3. Der Typ des älteren Ladens, wie er heute noch in diesem Beispiel erhalten ist.



Abb. 4. Der Ziegelrohbau des „Handelshauses“ von 1888. Heute befindet sich darin der Bäckerladen des Dorfes.



Abb. 5. Die „Villa“ mit Kettenfabrik und Autogaragen.



Abb. 6. Ivens Hof, Steinhaus von 1671.



Abb. 7. Schlotmanns Hof, Steinhaus von 1696.



Abb. 8. Schüetlers Hof, Haus mit der für alte Steinhäuser charakteristischen Verbreiterung der Giebelspitze (vgl. Abb. 3) und der fensterlosen Giebelseite.



Abb. 9. Jüttners Hof. Junges Steinhaus (1882) vom Grundriß des „Treppenhauses“. Das Tor liegt noch zur Straße hin.



Abb. 10. Backhaus aus Recklinghausen bei Endorf.



Abb. 11. Stracken Hof mit Trockenmauer als Abschluß. Das Deelentor ist 1854 an die Längsseite des Hauses verlegt worden und hat darum den Stichbogen und nicht mehr die alte Form.



Abb. 12. Spieker auf Schlotmanns Hof (vgl. Abb. 7), früher soll er um ein Geschoß höher gewesen sein.



Abb. 13. Kohlen Haus, ehemals der Schafstall zu Stracken Hof.



Abb. 14. Besten Hof. Tor und Stalltür des Hauses zeigen noch die alte Art der Wölbung.



Abb. 15. Besten Haus von der Gartenseite her. Im Obergeschoß alte Fenster.



Abb. 16. Schmiës Haus, Fachwerk auf Steinsockel aus dem Anfang des 19. Jhdts.



Abb. 17. Mesterjohns Haus, Fachwerk vom Ende des 18. Jhdts. Die Wetterseite hat Steinwand.

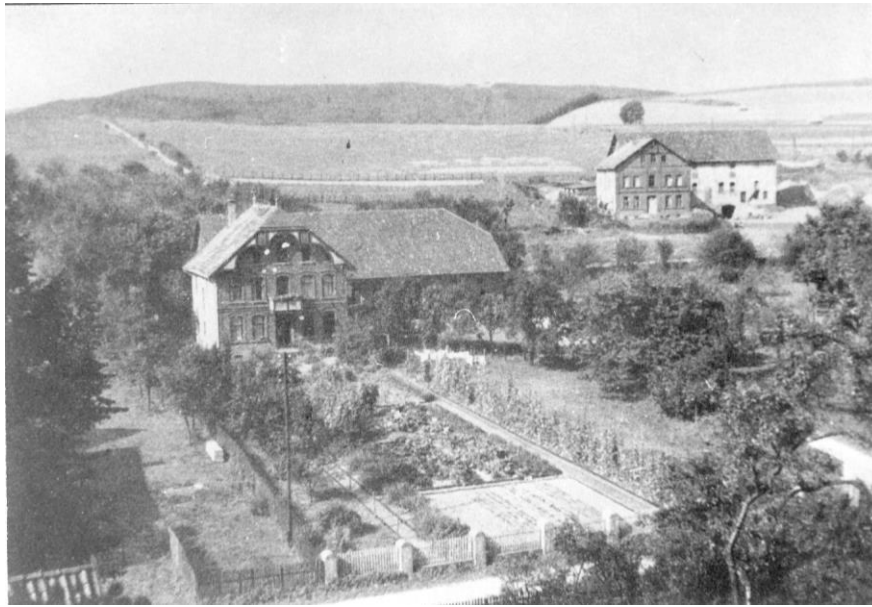


Abb. 18. Kempfen Hof (1900) und Nietensteins Hof (1899), Schweizerhausstil bei neuzeitlicher Hanglage.



Abb. 19. Dorfausschnitt mit dem Nebeneinander von Stein- und Fachwerkhäusern. Im Hintergrunde das Sched mit der kleinen Waldkrone des Bilsenberges.



Abb. 20. Nietensteins Hof vom Hang her gesehen. Die Ziegelwände sind erst in jüngster Zeit zum Teil verputzt worden.



Abb. 21. Hofgruppe auf der Talsohle, links das Besten, in der Mitte das Stracken Haus. So sah das alte Dorfbild aus.



Abb. 22. Bengestraten Hof. Haus von 1896 mit „Anlagen“ vor dem Wohnteil und seitlichem Hoftor. Übergangsform zur hakenförmigen modernen Hofanlage.

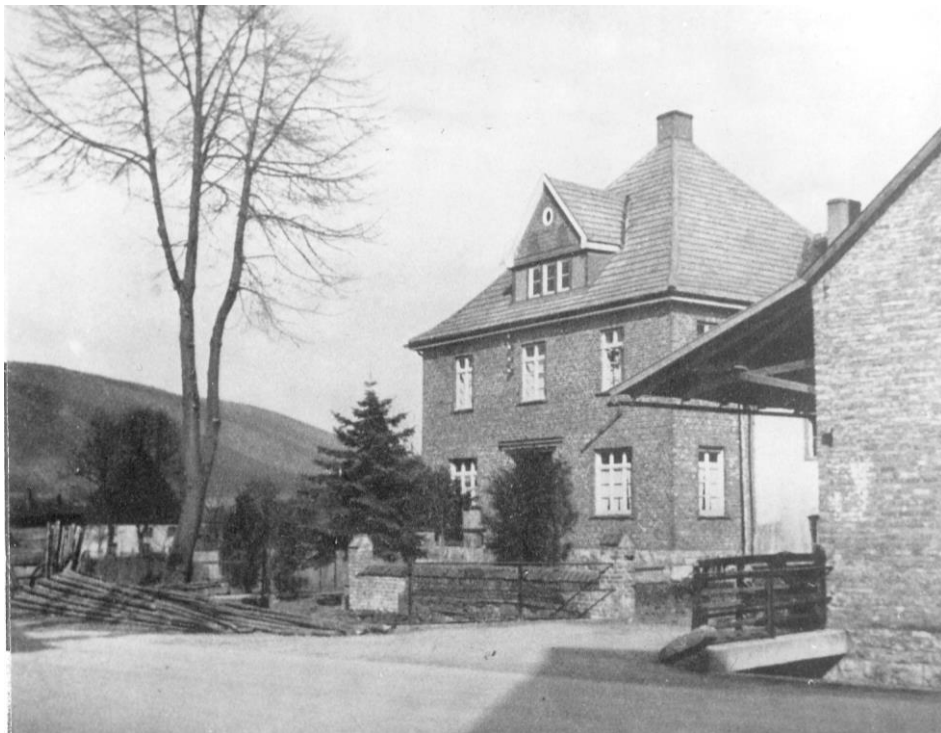


Abb. 23. Schnieders Hof. Wohnhaus von 1914.



Abb. 24. Schepers Hof, 1928 erbaut. Wohnhaus und Stall sind nahezu ganz verselbständigt.



Abb. 25. Schlotmanns Hof, liegender Kehlbalkendachstuhl mit mittlerem Unterzug, wie er im alten Steinhaus öfter vorkommt.



Abb. 26. Deele in Schlotmanns Haus.



Abb. 27. Deele in Webers Haus. Dieser große Hof hat als einziger eine Scherwand aus älterer Zeit.



Abb. 28. Deelee in Schlotmanns Haus.



Abb. 29. Küche in Müllers Haus. In der alten Feuernische steht der moderne Herd, daneben der große Holzkasten. Vor dem Fenster ist in die dicke Wand der Spülstein eingelassen.



Abb. 30. Stubenecke mit Kochofen, Sessel und Regulator. Der alte Mantelstock über dem Ofen wird nicht mehr benutzt, an seine Stelle tritt die Leiste mit den Metallhaken.



Abb. 31. Stubenecke mit Tisch. Unter den Fenstern ist die Bank eingebaut. Der Kronleuchter verdankt sein Dasein der Lampenindustrie, die in Neheim und Sundern blüht.

Bilddokumentation zu Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe¹

Endorf-Sundern

von Maria Rörig

Fotos: Friedhelm Ackermann (1982), Prof. Dr. Josef Schepers (1937)



Auch 1937 hatten einige Höfe schon ihr Privat-Wohnhaus. Unser Foto zeigt zwei um 1900 entstandene Hofanlagen im Schweizerhausstil.

Friedhelm Ackermann aus Arnsberg hat in diesem Jahr einige Ansichten aus Endorf neu fotografiert, die der junge Doktorand Josef Schepers² – heute Professor in Münster – vor 45 Jahren vom gleichen Standort aus für hauskundliche Untersuchungen eines studentischen Arbeitskreises der Universität Münster aufnahm.

Damals entstanden die Schepersche Dissertation „Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland“³ (Neudruck Bielefeld 1978) und meine eigene Arbeit „Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe“ (Münster 1940). In diesen beiden Untersuchungen sind die Abbildungen und Beschreibungen der älteren Endorfer Häuser zuerst veröffentlicht. Schon damals zeigte sich, daß es mit dem alle Funktionen des bäuerlichen Lebens unter einem Dach vereinigenden niederdeutschen Hallenhaus zu Ende ging. Wohn-Stall-

¹ aus: Sauerland – Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes. 1982, S. 52 – 55

² (1908 -1989) erster Direktor des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold - Landesmuseum für Volkskunde von 1960 bis 1976

³ Josef Schepers: Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland. = Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, Heft 7. Münster: Aschendorff 1943. Neudruck: Bielefeld : Küster-Pressdruck 1978

Speicherhäuser mit der zentralen Deele bildeten zwar noch den Hauptbestand an Bauernhäusern, doch die um 1900 neu erbauten Hofanlagen hatten bereits das „Privat“-Wohnhaus, bei dem die Landwirtschaft in einen besonderen Gebäudetrakt verbannt wurde.

Um 1930 errichtete der erste dörfliche Fabrikant seine „Villa“, Arbeitstrakt war für ihn die zur Fabrik erweiterte Kettenschmiede der älteren Zeit, ein noch wenig ansehnliches Gebäude, verglichen mit den heutigen Ausmaßen.

Zaghaft begannen auch Arbeiter schon die ersten „Eigenheime“ zu bauen, doch kam diese Bewegung erst voll zum Zuge nach dem 2. Weltkrieg, als Industrielohn und die Handels- und Verkehrsverhältnisse dem Arbeiter und Angestellten ermöglichten, ohne zusätzliche Landwirtschaft im Dorf zu existieren.

Solange das niederdeutsche Hallenhaus mit dem Deeleneingang die auf den Höfen vorherrschende Bauform war, blieb auch das kleine Haus des Arbeiters ein Wohn-Stall-Speicherhaus. Ländliches Wohnen und ländliche Arbeit vollzogen sich unter dem gleichen Dach und gingen ineinander über. Diese bäuerliche Welt, die alle verband und gemeinsam verpflichtete, ist untergegangen. Nur etwa 12% der Beschäftigten verdienen ihr Brot noch in der Land- und Forstwirtschaft. Die Gebietsreform hat die Anpassung an städtische Verhältnisse gefördert. Endorf ist seit 1975 Ortsteil der Stadt Sundern im HSK. Es existieren noch 8-10 vollbäuerliche Betriebe im ehemaligen Bauerndorf, der landwirtschaftliche Nebenerwerb wurde in den meisten Fällen aufgegeben.

Die 1937 noch vorhandene alte Bausubstanz des Dorfes ist in den letzten Kriegstagen durch Artilleriebeschuß mit nachfolgenden Bränden zum Teil vernichtet worden. Den Rest besorgten die wachsenden Wohnansprüche der Nachkriegsgeneration, die Umstellung der Landwirtschaft auf industrielle Produktionsweisen, die der Motorisierung allzu großzügig angepaßte Straßenerweiterung.

Endorf war auch früher kein Fachwerkdorf wie die ländlichen Orte des Hochsauerlandes. Schon vor dem 30jährigen Kriege baute man hier die größten Bauernhäuser in Stein. Holzwerk fand sich nur im Innern des Hauses bei den Deelenwänden, den Deckenbalken und im Dachstuhl. Nach außen war die Giebelspitze verbreitert oder mit Fachwerk geziert. Erst seit der Mitte des 18. Jhdts. verwandte man beim Um- oder Neubau solcher Häuser im Obergeschoß häufig Fachwerk hessischer Herkunft (Mannfiguren), daneben aber immer noch Bruchstein, der weiß ausgefugt oder ganz mit Kalk überschlämmt wurde. Ende des 19. Jhdts. kam auch Ziegelbau auf und in kleinen Mengen wurde schon Zement gebraucht.

Die neuen Fotos zeigen, wie die Entwicklung nach 1937 weiter gegangen ist. Auch die letzten der noch an eine gemeinsame bäuerliche Vergangenheit erinnernden Bauten sind verschwunden oder bis zur Unkenntlichkeit verändert. Bäume, Hecken, Hausgärten fielen dem Straßen- und Häuserbau zum Opfer. Das Miteinanderleben an und auf der Straße wich dem Autoverkehr, man beschränkt sich weitgehend auf das eigene Anwesen, privatisiert sozusagen in seinem Heim. Zweifellos wohnen die meisten Endorfer jetzt wesentlich besser als im 19. Jh. Die drangvolle Enge von mehr oder weniger provisorischen

Beiliegerwohnungen gibt es nicht mehr, der soziale Wohnungsbau hat zahlreiche, gepflegte Eigenheime und auch Mietwohnungen entstehen lassen. Das Dorf bekam eine breite staubfreie Straße mit Bürgersteigen. Alle fahren ihr eigenes Auto. Dazu ist ihnen die ländlich grüne Umwelt erhalten geblieben, der relativ sichere, leicht zu erreichende Arbeitsplatz. Schon ziehen Betriebsinhaber aus den städtischen Zentren zum Wohnen aufs Dorf.

Endorf läuft mit anderen Dörfern Gefahr, zur bloßen Vorstadt herabzusinken, sein Gesicht als Dorf ganz zu verlieren und doch nicht Stadt zu sein mit eigenem Leben.

Nostalgische Rückwendung des Einzelnen zu Bruchsteinmauer und Fachwerkwand und die unter Denkmalschutz gestellten oder museal aufbewahrten alten Objekte retten die Dorfkultur nicht.

Unsere Stadtteilgemeinden ohne eigene Verwaltung brauchen in Zukunft Bürgergruppen, die einen mündigen, d.h. bewußt und freiwillig sich betätigenden Gemeinsinn entwickeln, die nicht alle öffentlichen Belange passiv der zentralen, oft durch Prioritätsforderungen und Parteigerangel gehemmten Stadt- und Straßenverwaltung überlassen.

Auch 1937 hatten einige Höfe schon ihr Privat-Wohnhaus. Unser Foto zeigt zwei um 1900 entstandene Hofanlagen im Schweizerhausstil.

Wohnhaus und Metallwarenfabrik Miederhoff

1937

1982

Die aus einer „Kettenschmiede“ des 19. Jhdts. entwickelte Fabrik liegt noch mitten im Dorf, hat sich aber im Gewerbegebiet des unteren Waldbachtals schon ihren Ausweichplatz gesichert.

Straße im unteren Dorf (links Gaststätte Wahle)

1937 *Die Dorfstraße ist belebt durch spielende Kinder, am Verkaufswagen einholende Erwachsene, zur Weide getriebenes Vieh.*

1982 *Straßenbild am Samstagnachmittag bei ruhendem Autoverkehr. Niemand benutzt die Bürgersteige. Noch erhaltene Vorgärten haben keine Sitzplätze mehr.*

Hof Willeke gt. Schöttler

1937 *werden die Gebäude noch landwirtschaftlich genutzt. Das Deelentor war Haupteingang, auch zur Wohnung im hinteren Teil des Hauses.*

1982 *Die Landwirtschaft wurde aufgegeben, das alte Haupthaus mit neuen Anbauten dient nur noch zu Wohnzwecken. Auch der Garten soll zum „Wohngarten mit Grillplatz umgestaltet werden. An die Stelle des Pferdefuhrwerks ist das Auto getreten.*

Hof Schulte gt. Beste

1937 fallen Wirtschaftsseite und Schauseite noch zusammen, über die Deele betritt man die Wohnung. Rechts neben dem Tor die Feierabendbank. Der Hofraum genügt für Pferdefuhrwerk und Holzlagerung

1982 ist das alte Haus nur noch Wirtschaftsteil mit vermauerter, weil nicht mehr benötigter Einfahrt. Das 1947 angebaute private Wohnhaus wird von der Gartenseite her betreten. Die Bäume vor dem alten Haus sind Anbauten und dem motorisierten Verkehr gewichen.

Hof Schmidt gt. Schlotmann

1937 noch altes Steinhaus mit Spieker. Haupthaus 1695 ausgebrannt, 1696 erneuert, 1945 durch Krieg zerstört. Der Spieker blieb erhalten.

1982 Das nach dem 2. Weltkrieg neu erbaute Haupthaus dient Wohnzwecken und als Fremdenpension. Die Landwirtschaft ruht. Der 1786 in der heutigen Form hergerichtete Spieker (z.T. aus dem 16. Jh. stammend) ist ältestes Bauwerk des Dorfes u. wird als Ferienwohnung vermietet.

Wohnhaus Ernst Miederhoff

1937 Neben dem um 1830 errichteten Fachwerkhaus stand 1982 noch die kleine Schmiede, die aber wenig später abgebrochen wurde. Das Haus genügte Ende der 70er Jahre den Wohnansprüchen der Erwachsenen aus drei Generationen umfassenden Facharbeiterfamilie nicht mehr.

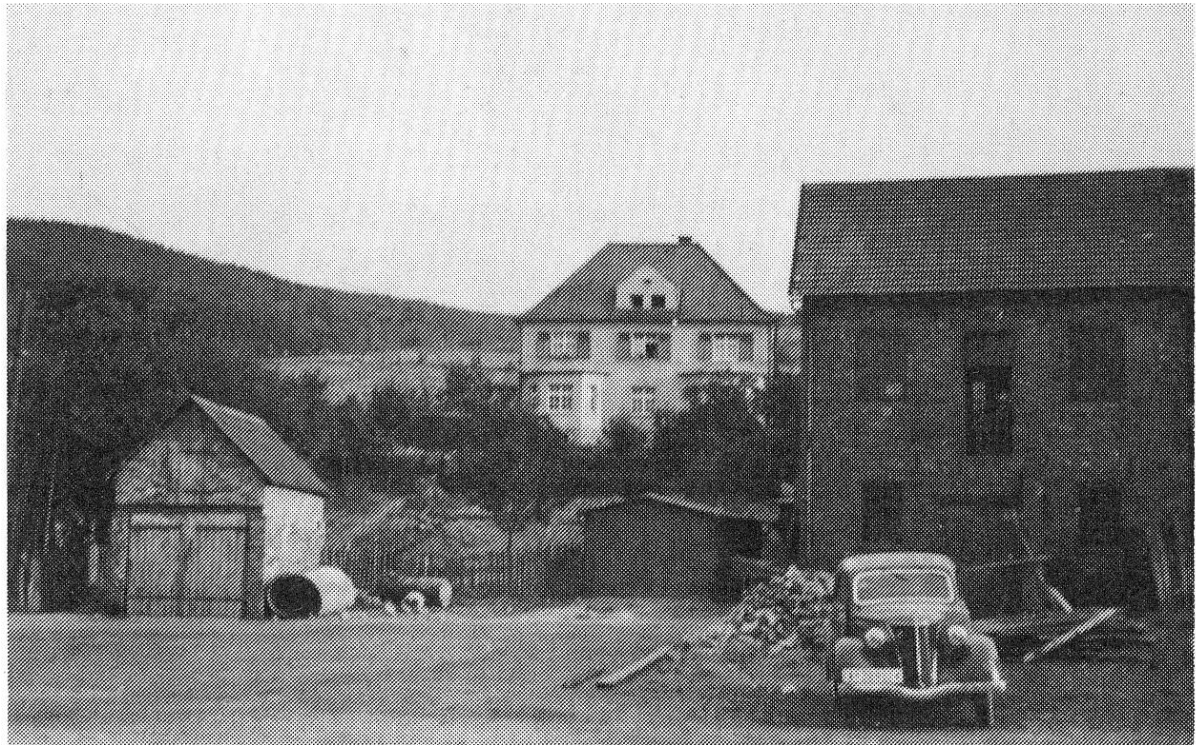
1982 An die Stelle des Fachwerkbaus trat dies neu errichtete moderne Eigenheim.

1937 Ehemalige Reit- und Schützenfestwiese im Dorf vor dem Wohngiebel des Hofes Severin-Stracke, zu dem sie gehört. Rechts ein früheres Nebengebäude dieses Hofes, links Hof Schulte-Beste.

1982 Hof Severin-Stracke im heutigen Zustand. Das private Wohnhaus wurde 1951 an den Altbau gesetzt, ein zeitbedingter Sparbau. Eingangs- und Schauseite des Hauses war ursprünglich die links sichtbare östliche Giebelwand. Der 400 Jahre alte Baukörper verfällt.

1982 Das heutige Siedlungsbild vor dem Rücken des Dömbergs ohne die hohen Linden, die für den Neubau des Wohnteils fallen mußten. Links im Bilde die 1854 gepflanzten Torlinden, die durch den geplanten Straßenausbau gefährdet sind.

Wohnhaus und Metallwarenfabrik Miederhoff



1937



1982

Die aus einer „Kettenschmiede“ des 19. Jhdts. entwickelte Fabrik liegt noch mitten im Dorf, hat sich aber im Gewerbegebiet des unteren Waldbachtals schon ihren Ausweichplatz gesichert.

Straße im unteren Dorf (links Gaststätte Wahle)



1937 Die Dorfstraße ist belebt durch spielende Kinder, am Verkaufswagen einholende Erwachsene, zur Weide getriebenes Vieh.



1982 Straßenbild am Samstagnachmittag bei ruhendem Autoverkehr. Niemand benutzt die Bürgersteige. Noch erhaltene Vorgärten haben keine Sitzplätze mehr.

Hof Willeke gt. Schöttler



1937 werden die Gebäude noch landwirtschaftlich genutzt. Das Deelentor war Haupteingang, auch zur Wohnung im hinteren Teil des Hauses.

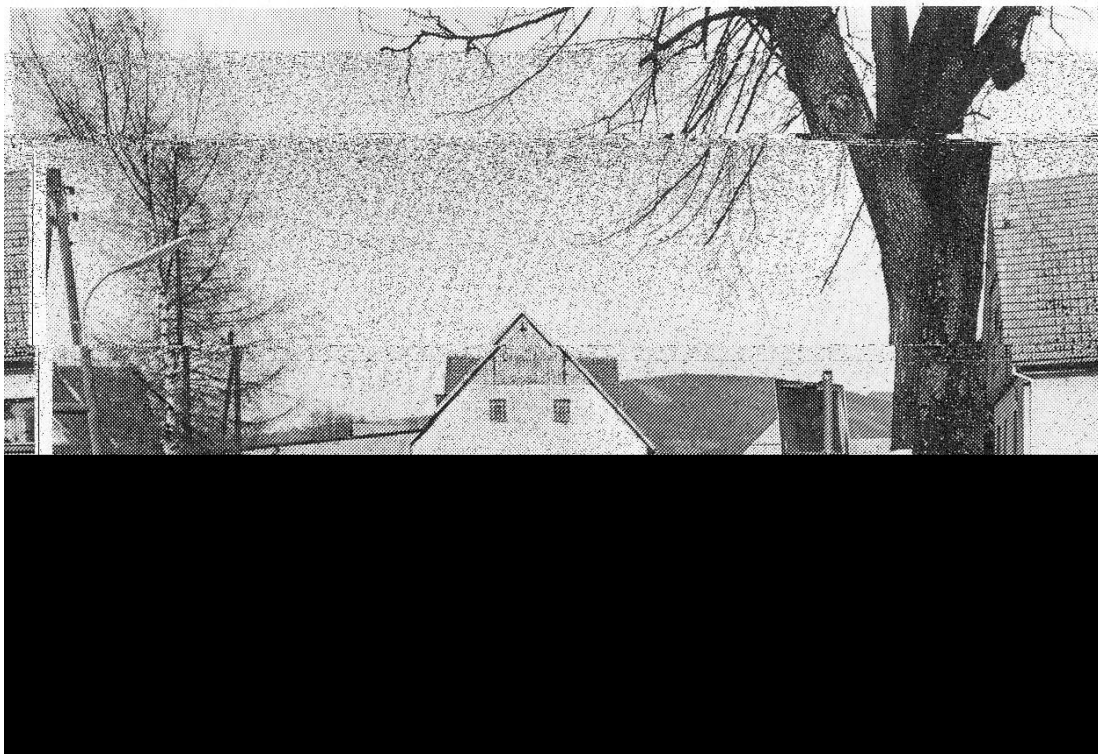


1982 Die Landwirtschaft wurde aufgegeben, das alte Haupthaus mit neuen Anbauten dient nur noch zu Wohnzwecken. Auch der Garten soll zum „Wohngarten mit Grillplatz“ umgestaltet werden. An die Stelle des Pferdefuhrwerks ist das Auto getreten.

Hof Schulte gt. Beste



1937 fallen Wirtschaftsseite und Schauseite noch zusammen, über die Deele betritt man die Wohnung. Rechts neben dem Tor die Feierabendbank. Der Hofraum genügt für Pferdefuhrwerk und Holzlagerung

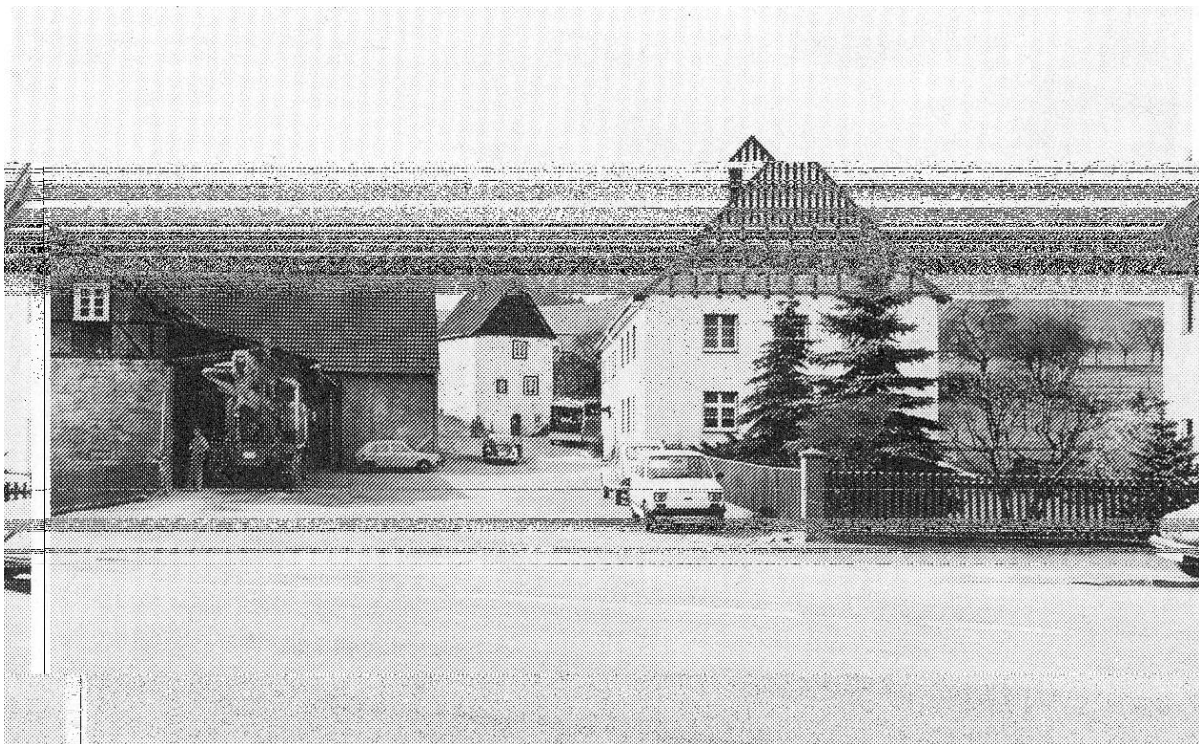


1982 ist das alte Haus nur noch Wirtschaftsteil mit vermauerter, weil nicht mehr benötigter Einfahrt. Das 1947 angebaute private Wohnhaus wird von der Gartenseite her betreten. Die Bäume vor dem alten Haus sind Anbauten und dem motorisierten Verkehr gewichen.

Hof Schmidt gt. Schlotmann



1937 noch altes Steinhaus mit Spieker. Haupthaus 1695 ausgebrannt, 1696 erneuert, 1945 durch Krieg zerstört. Der Spieker blieb erhalten.

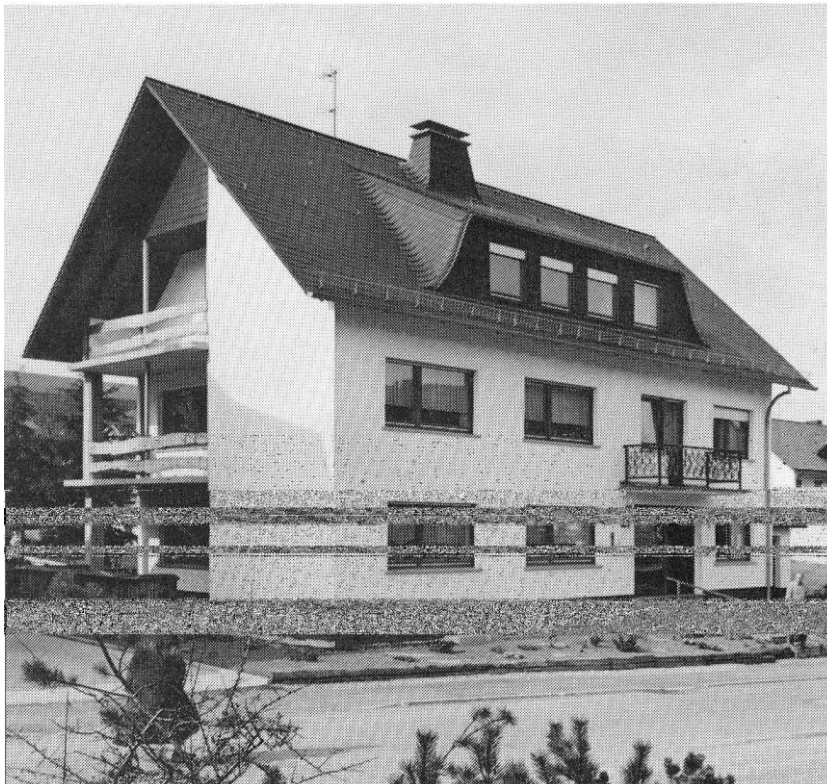


1982 Das nach dem 2. Weltkrieg neu erbaute Haupthaus dient Wohnzwecken und als Fremdenpension. Die Landwirtschaft ruht. Der 1786 in der heutigen Form hergerichtete Spieker (z.T. aus dem 16. Jh. stammend) ist ältestes Bauwerk des Dorfes u. wird als Ferienwohnung vermietet.

Wohnhaus Ernst Miederhoff

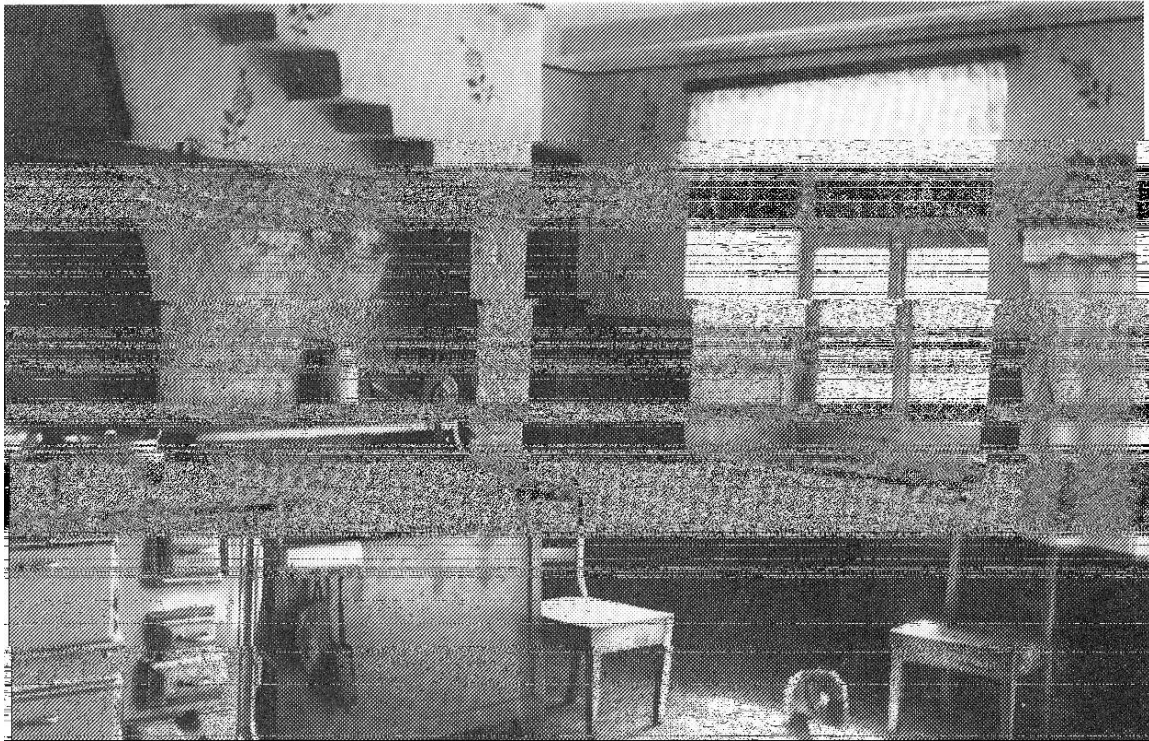


1937 Neben dem um 1830 errichteten Fachwerkhaus stand 1982 noch die kleine Schmiede, die aber wenig später abgebrochen wurde. Das Haus genügte Ende der 70er Jahre den Wohnansprüchen der Erwachsenen aus drei Generationen umfassenden Facharbeiterfamilie nicht mehr.



1982 An die Stelle des Fachwerkbaus trat dies neu errichtete moderne Eigenheim.

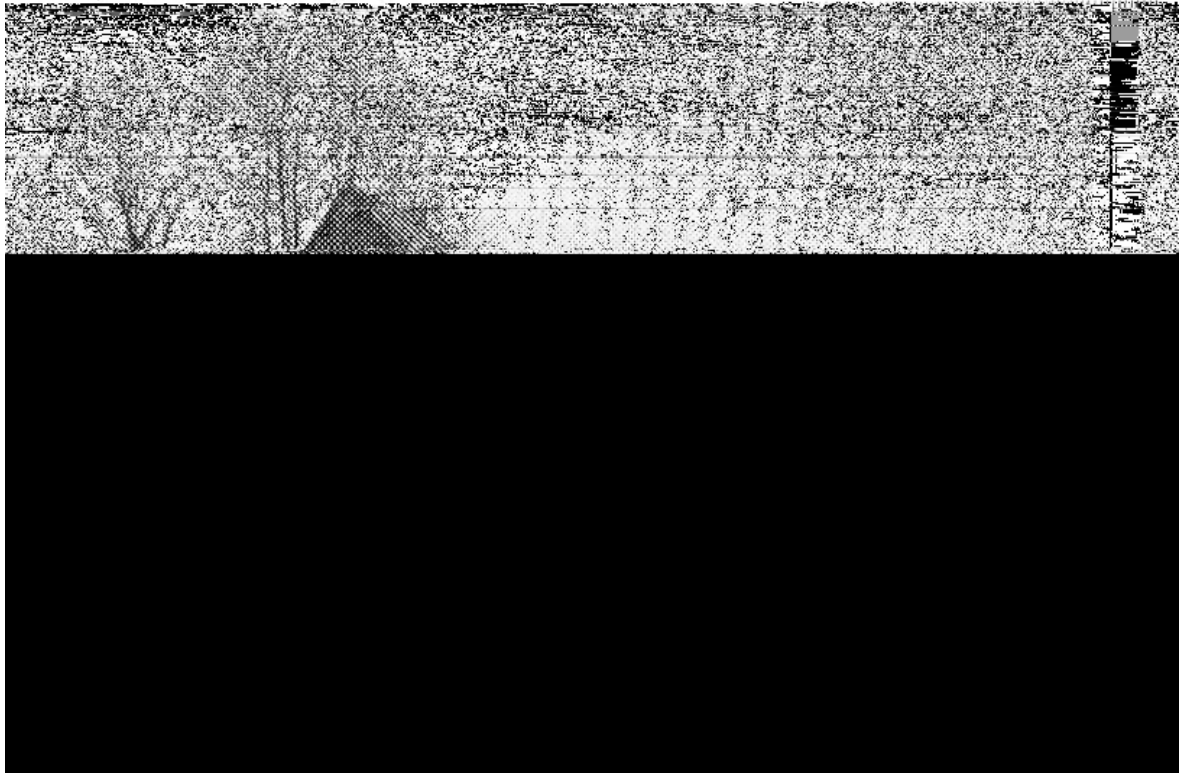
Küche in einem Bauernhaus von 1795



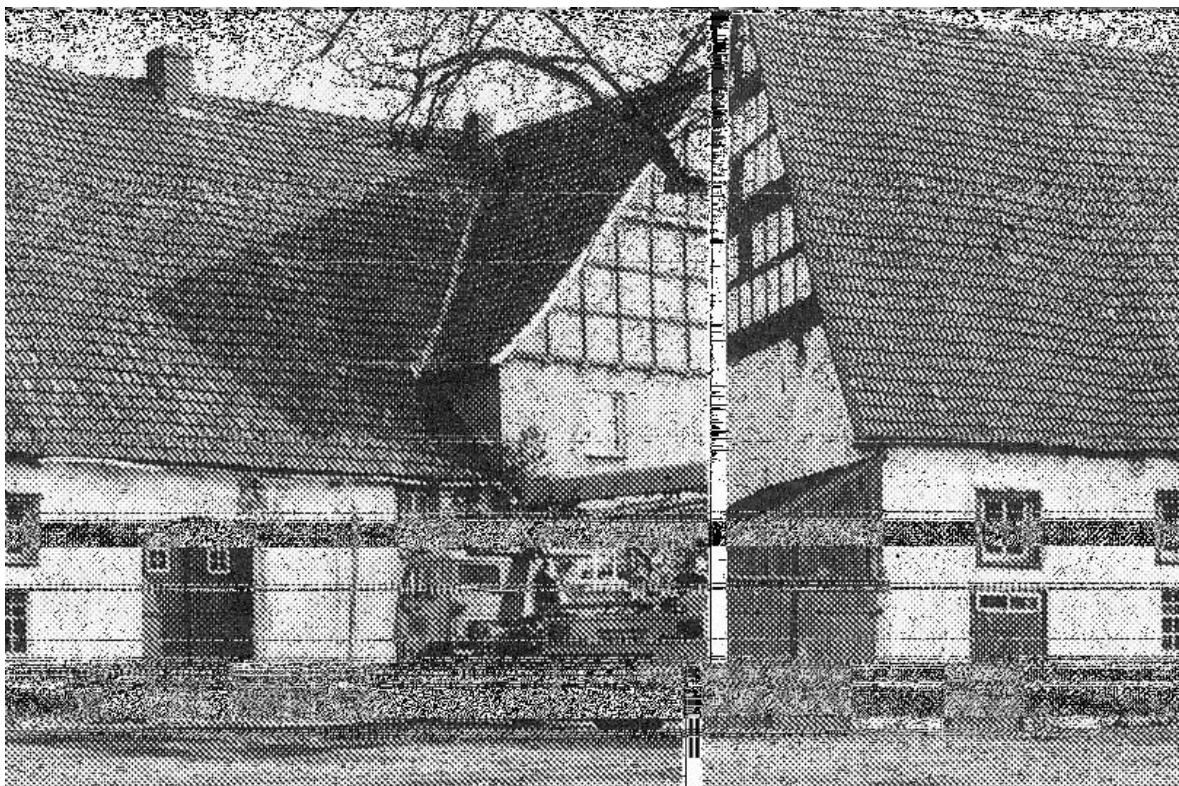
1937 Herd mit Holzkasten in der alten Feuernische. Unter 1982 dem Fenster in der dicken Außenwand ein Spülstein mit offenem Ausflußloch. Holzdielen, einfacher Anstrich, kalkverputzte Deckenbalken.



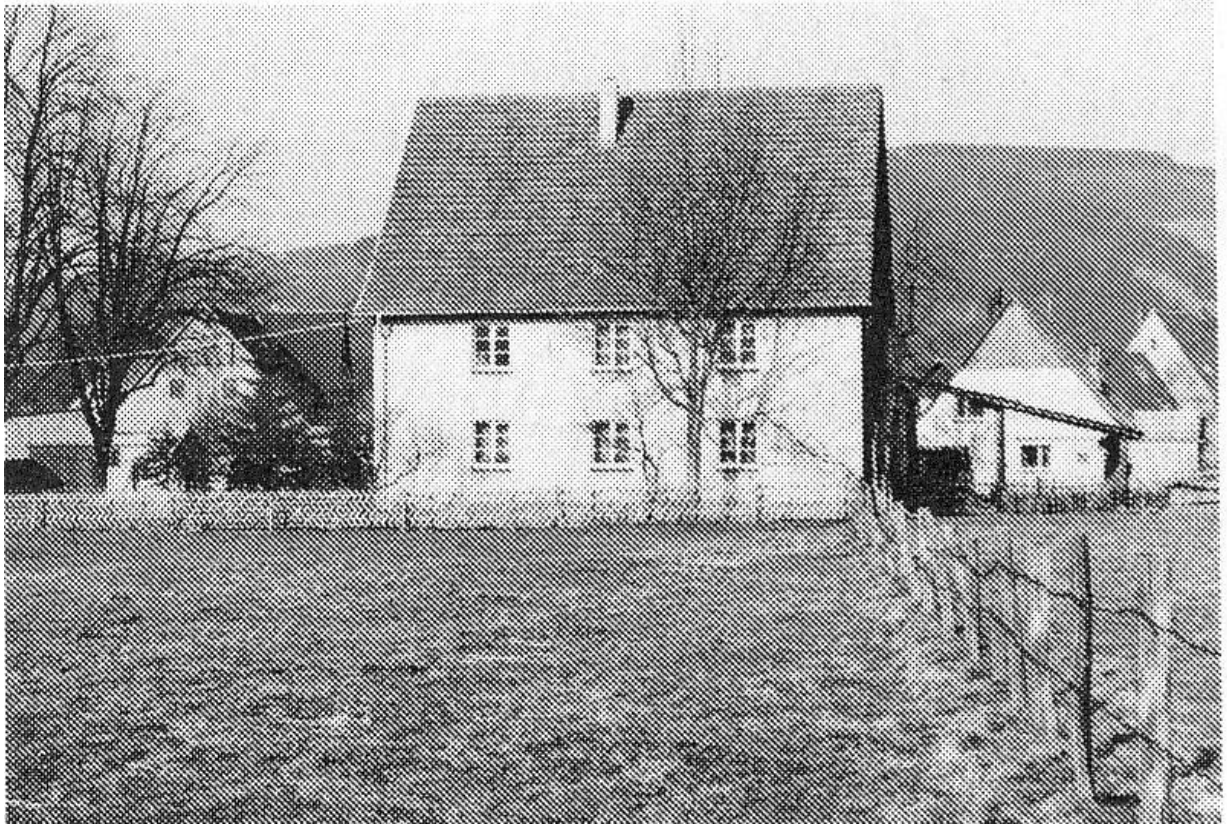
Wände, Fußboden und Decke geglättet und modernisiert, Fenster vergrößert. Neonlicht, weiße Küchenmöbel, Spüle, Spülmaschine und Elektroherd neben einem Herd für Holz und Kohle. Wenig veränderte Raumaufteilung.



1937 Ehemalige Reit- und Schützenfestwiese im Dorf vor dem Wohngiebel des Hofes Severin-Stracke, zu dem sie gehört. Rechts ein früheres Nebengebäude dieses Hofes, links Hof Schulte-Beste.



1982 Hof Severin-Stracke im heutigen Zustand. Das private Wohnhaus wurde 1951 an den Altbau gesetzt, ein zeitbedingter Sparbau. Eingangs- und Schauseite des Hauses war ursprünglich die links sichtbare östliche Giebelwand. Der 400 Jahre alte Baukörper verfällt.



1982 Das heutige Siedlungsbild vor dem Rücken des Dömbergs ohne die hohen Linden, die für den Neubau des Wohnteils fallen mußten. Links im Bilde die 1854 gepflanzten Torlinden, die durch den geplanten Straßenausbau gefährdet sind.